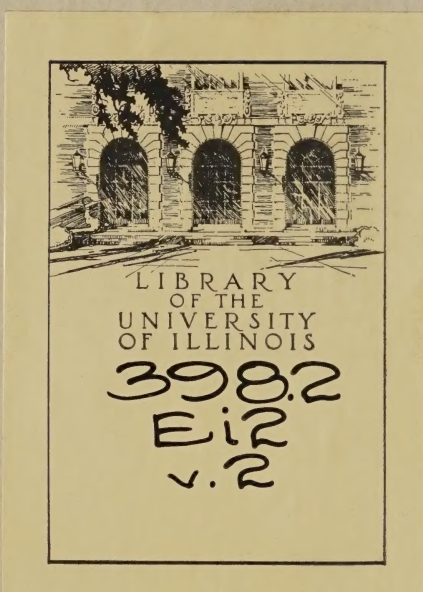
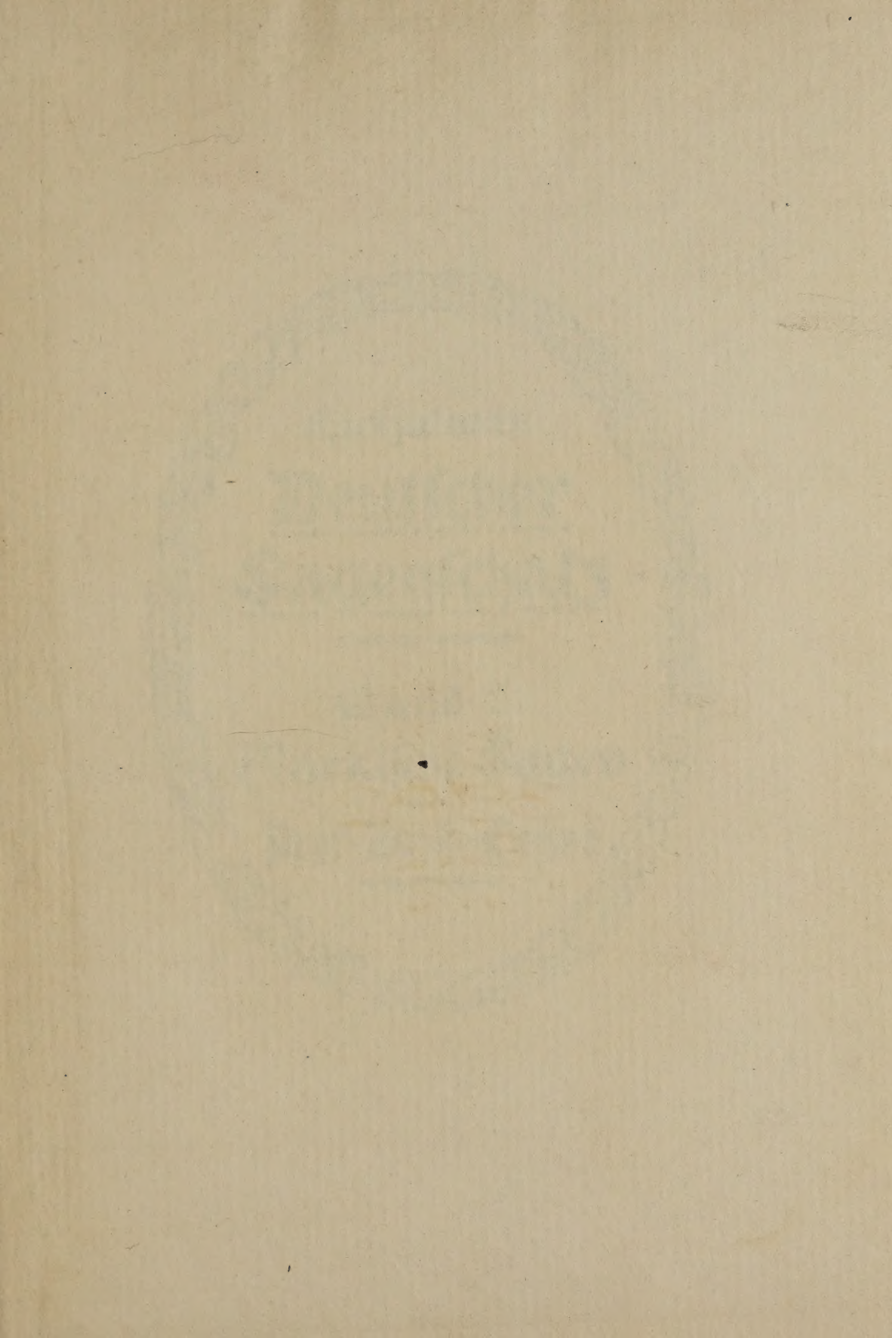
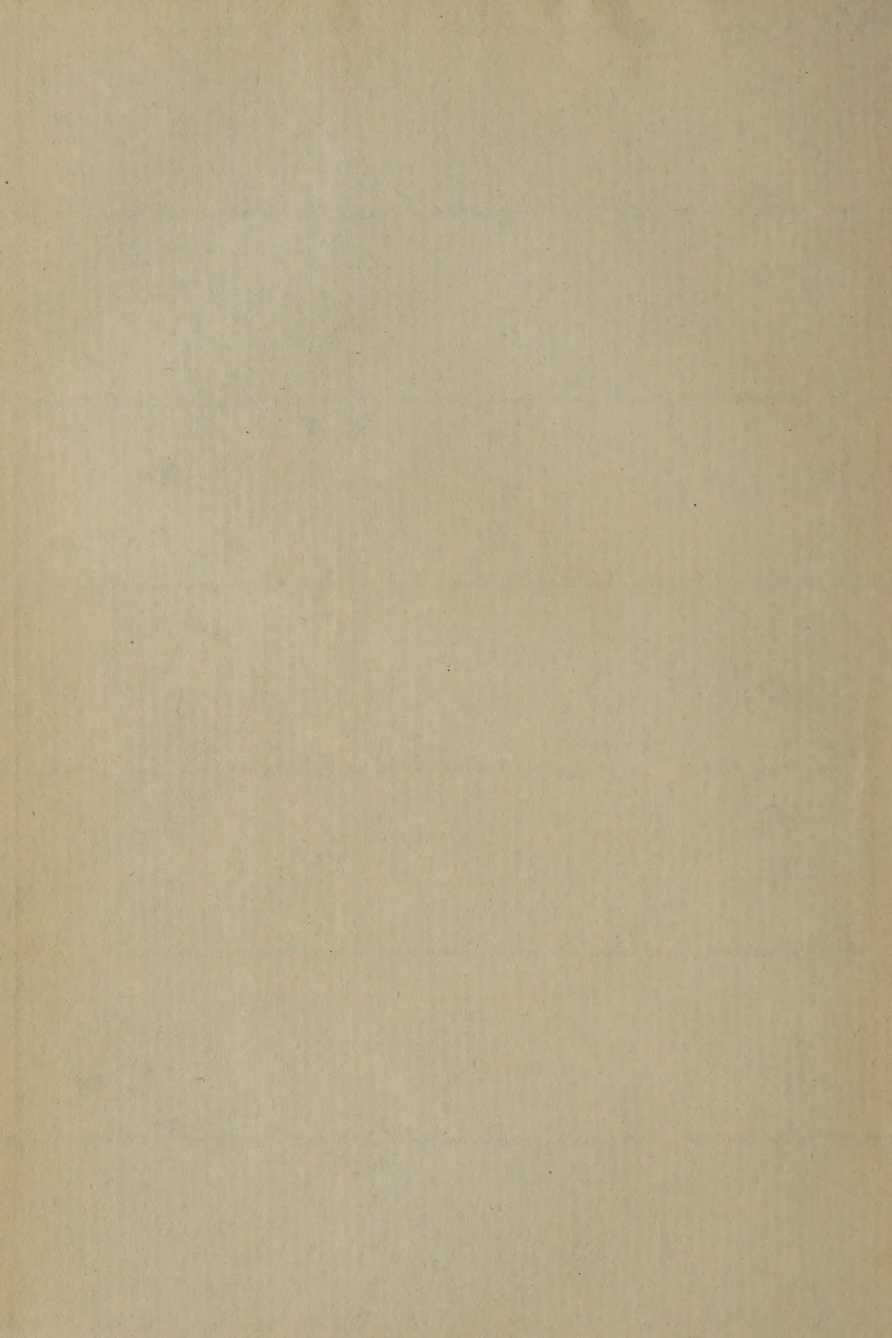


Märkische Sagen

Prof. Dr. H. Lohre







Eichblatts

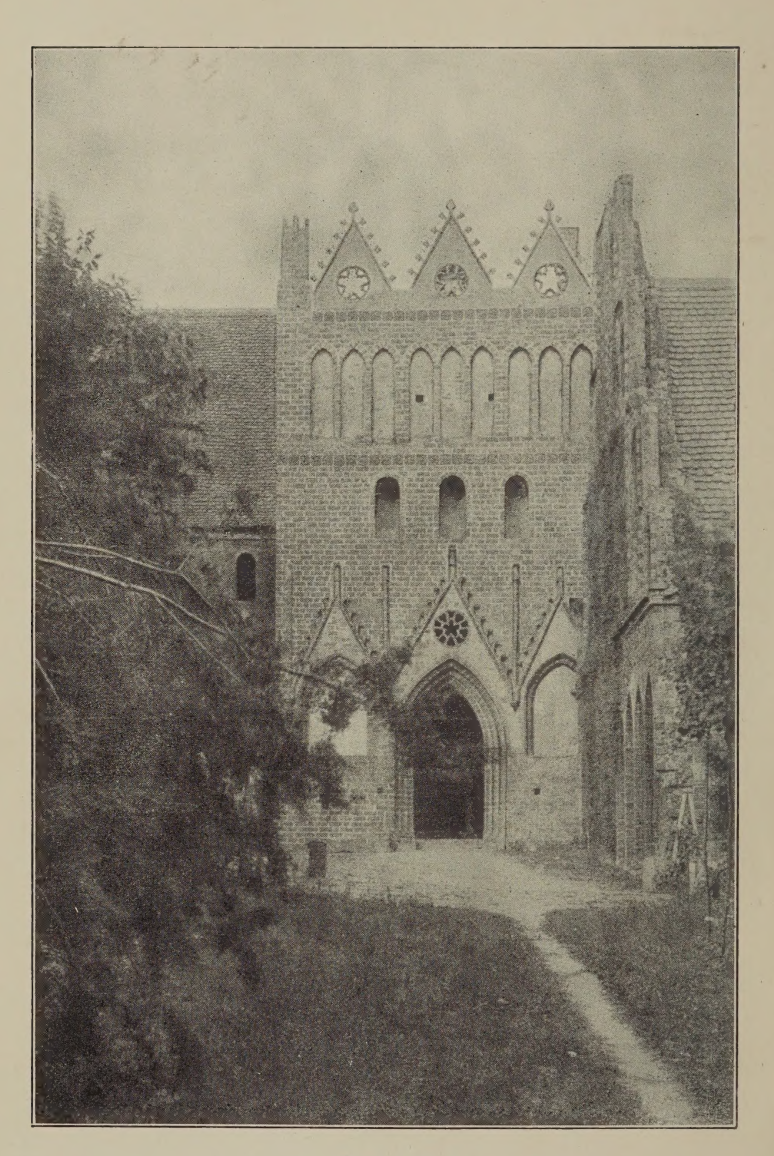
Deutscher Sagenschatz

Band 2:

Märkische Sagen

von

Prof. Dr. H. Lohre



Das Kloster Chorin.

Märkische Sagen

Gesammelt und herausgegeben
von Professor Dr. H. Lohre

Mit Titelbild



Hermann Eichblatt Verlag Leipzig-Gohlis
1921

Vorwort.

Wer heut eine Sammlung märkischer Sagen herauszugeben unternimmt, bleibt vieler tüchtiger Arbeit zu Dank verpflichtet, die seit achtzig Jahren von Sammlern in der Mark geleistet worden ist. Als Altmeister auf dem Gebiete darf Adalbert Kuhn gelten, der 1843 seine „Märkischen Sagen" darbot, dann fünf Jahre später mit Wilhelm Schwartz zusammen seine „Norddeutschen Sagen", in denen die Mark reich vertreten ist. Strenger als der ihnen vorausgehende Cosmar[1]) oder der gleichzeitig ganz frei fabulierende Alberts[2]) bewahrten diese Männer gewissenhaft den Inhalt und taktvoll den volkstümlichen Ton der Sagen. In späterem Alter gab dann Schwartz seine „Sagen und alten Geschichten der Mark Brandenburg" (1871) heraus; den Ansprüchen gelehrter wie ungelehrter Sagenfreunde gleichmäßig dienend ward diese Sammlung das bekannteste märkische Sagenbuch, das bis in unsere Zeit neu aufgelegt wurde (6. Auflage 1914). Weit mehr auf volkskundliche Fachkreise beschränkt blieb die vortreffliche Arbeit von Engelien und Lahn: „Der Volksmund in der Mark Brandenburg" (Berlin, 1868), die sich bescheiden als Nachlese zu Kuhn und Schwartz angekündigt hatte; die große Anzahl mundartlicher Stücke darin schreckte wohl das größere Publikum ab. Rein wissenschaftliches Gepräge trugen vollends die gediegenen Bücher W. von Schulenburgs „Wendische Volkssagen" (1880) und „Wendisches Volkstum" (1882), die eigenartige Sagen in wortgetreuer Aufnahme aus dem Volksmunde darboten. Eher gewann sich der behaglich breit vortragende Pastor Handtmann vorübergehend einen größeren

[1]) Cosmar, Sagen und Miscellen aus Berlins Vorzeit. 2 Bde. Berlin, 1831, 1833.

[2]) Alberts, Sagen und Märchen der Vorzeit. Aus alten Urkunden der Residenzstädte Berlin, Potsdam, Charlottenburg. 3 Bde. Berlin 1845/46.

Leserkreis („Neue Sagen der Mark Brandenburg“ 1883, 2. Aufl. 1890; „Was auf märkischer Heide sprießt“ 1890); seine Breite aber wurde mit den Jahren uferlos (Potsdamer Sagen und Märchen 1913), so daß auch der Sageninhalt nicht mehr rein hervortrat. Aber dieser Sammler, der so viele Jahre in märkischen Dörfern und Kleinstädten umherhorchte, hat wertvollen Stoff verarbeitet, den auszuläutern sich lohnt. Gute Sammlungen über Teile der Mark boten K. E. Haase für das Ruppiner Land, K. Gander für die Niederlausitz, P. Müller für die Neumark, R. Schmidt für den Barnim und die Uckermark, O. Monke für Berlin[1]). Sie alle gaben Sammlungen, die der Volkskundler sowohl wie der einfache Sagenfreund benutzen kann; Gander bringt neben gewissenhaften Texten treffliche gelehrte Anmerkungen. Ganz volkstümlich, ohne gelehrtes Beiwerk, gibt sich die einzige allgemein-brandenburgische Sammlung neuerer Zeit, die von Paul Kunzendorf („Sagen der Provinz Brandenburg“, Cottbus 1912); aber auch sie bringt wertvolles Neues. Das vorliegende Buch will für wissenschaftliche Benutzer brauchbar sein, aber auch der Jugend, der Schule und jedem Freunde der Sage dienlich.

Soweit die älteren Sammlungen eine gewisse Ausrundung erstreben, wird sie räumlich verstanden: die einzelnen Teile der Mark sollen annähernd gleichmäßig bedacht werden. Das vorliegende Buch trachtet demgegenüber nach sachlicher Abrundung: die verschiedenen Stoffkreise der Sage sollen in bezeichnenden Proben vertreten sein. So will es der Plan des Eichblattschen Unternehmens, so sind auch die Herausgeber der Bände über Pommern, Schlesien, Posen verfahren. Vielleicht aber kommt in dem vorliegenden Bande dieser Gesichtspunkt noch ausschließlicher zur Geltung. Denn auch innerhalb der einzelnen Kapitel ist die Auswahl sachlich orientiert: ich stelle nach Möglichkeit Stücke voran, die das Grundmotiv einfach und unverhüllt geben, also etwa von der Mahr, vom Nickert, von den Unterirdischen nur Typisches erzählen, um dann fortzuschreiten zu Sagen, in denen die Grundvorstellung von reicherem erzählendem Beiwerk um-

---

[1]) K. E. Haase, Sagen der Grafschaft Ruppin, Neuruppin 1887. — K. Gander, Niederlausitzer Volkssagen, Berlin 1894. — P. Müller, Sagenschatz des Landes Friedeberg, in „Schriften des Vereins für die Geschichte der Neumark“ Heft 23, Landsberg a. W. 1909. — R. Schmidt, Märkisches Sagenbuch, Charlottenburg 1909. — O. Monke, Berliner Sagen und Erinnerungen, Leipzig 1911.

rankt wird. Auch glaubte ich einer klaren Übersicht des weitverzweigten Stoffes zu dienen, wenn ich den „Volkserzählungen“ und den „Legenden“ eigene Kapitel widmete. Unter jenen verstehe ich Stücke, die ihre Lebenskraft offensichtlich in erster Linie dem erzählerischen Reize verdanken, der ihrer heutigen Fassung innewohnt — gleichgültig, was ehedem den Grund zu der Sage gelegt hat. Mag immerhin der „fortgelaufene Eierkuchen“ (Nr. 275) die Sonne sein: heut lebt diese Sage von der bunten Keckheit ihrer Bilderfolge und gesellt sich den launigen Gebilden zu, die auf dem Grenzraine von Sage und Schwank wachsen. Diese Art aber sollte ihr eigenes Kapitel haben. Die „Legende“ aber blieb für sich, weil sie zwar ganz ebenso entsteht oder entstehen kann wie die weltliche Sage, aber anders sich weiter entwickelt; denn auch die bodenständige Legende bereichert sich — dank den geistlichen Kreisen, die an ihr Interesse nehmen — alsbald aus einem internationalen Motivenschatze, wie die neuere Legendenforschung unabweislich gezeigt hat. Pater Wichmann aus Neuruppin (Nr. 281) bestätigt durchaus diese Einsicht: sein Wasserwandel vor dem ängstlichen Knechte wiederholt nur Christi Wandel auf dem galiläischen See vor dem zögernden Petrus. Sobald man die Legenden beieinander hat, wird ihre besondere Art jedem Leser fühlbar.

Allgemein anerkannt ist heut die Forderung, den volkstümlichen Sagenton festzuhalten; so zu schreiben, wie das Volk zu erzählen pflegt. Wortgetreue Wiedergabe des Gehörten wird darunter nicht verstanden; sie würde viele Zufälligkeiten des Augenblicks verewigen und überhaupt nur da Sinn haben, wo ein und derselbe Erzähler aus dem Volke die Sage gleich in lückenloser Vollkommenheit vorgetragen hat — die oft doch erst bei mehreren erfragt werden muß. Die Bemühung vieler Sammler, das Wesentliche volkstümlicher Erzählungsweise frei von Zufälligkeiten zu treffen, hat aber, so scheint es mir, bereits einen gewissen Normalton für Sagenwiedergabe gezeitigt, den zu erfassen ich mich bemüht habe und den ich bei Sagen aus gedruckter Quelle teils durch gelinde Zusätze und Streichungen, teils durch Neuformung zu erreichen suchte.

Als ich den Band zu bearbeiten übernahm, hoffte ich, eine größere Anzahl unveröffentlichter Stücke bringen zu

können. Hier ist die Erfüllung hinter dem Wunsche zurückgeblieben. Ein Aufruf in den Blättern für „Heimatschutz in Brandenburg“ ergab nur einen bescheidenen Ertrag; um so mehr Dank gebührt den Einsendern. Ich mußte mich damit trösten, daß Berlins reiche Bibliotheken mir wenigstens ermöglichten, solche Sagen ans Licht zu ziehen, die in allerhand Zeitschriften ein allzu verborgenes Dasein fristeten. Besonderes Entgegenkommen wurde mir in meiner Arbeit von dem Leiter des Märkischen Provinzialmuseums in Berlin, Herrn Professor Pniower, zu teil, dem ich hier öffentlich den schuldigen Dank sage. Im märkischen Museum fanden sich u. a. handschriftliche Aufzeichnungen von Sagen, die der oben erwähnte Sammler W. Lahn dorthin gegeben hatte. — Der verstorbene Herr Rektor Otto Monke in Berlin hat mir zu seiner kleinen gedruckten Sammlung brieflich nicht nur interessante Aufschlüsse über die Herkunft der Stücke, sondern auch Nachträge zur Verfügung gestellt; ihn kann mein Dank nun nicht mehr erreichen.

Der schönste Erfolg, den mein Buch haben könnte, wäre der, daß es Männer, die in ihrem ländlichen Wirkungskreise noch lebendige Sage hören, veranlaßte, solche aufzuzeichnen und zu veröffentlichen.

Berlin, im Oktober 1920.

Heinrich Lohre.

Inhaltsverzeichnis.

I. Wiederkehrende Tote. Seelenglaube.

II. Gebannte und Erlöste. Entrückte.

III. Allerhand Spuk.

IV. Alp, Mahr, Mürawa.

V. Irrlichter. Der Bud.

VI. Hausgeister. Kobold und Drache.

VII. Zwerge, Unterirdische, Elliken, Lutchen.

VIII. Nixe.

IX. Tiere. Tierdämonen.

X. Pflanzen.

XI. Der Nachtjäger. Alte Götter. Wind- und Korndämonen.

XII. Riesen.

XIII. Teufel.

XIV. Hexen.

XV. Freischützen, Zauberer, Zaubermittel.

XVI. Wunder, Gottesurteile, göttliche Strafen.

XVII. Hellseher. Prophezeiungen.

XVIII. Untergegangenes. Glocken.

XIX. Schatzsagen.

XX. Landesgeschichtliche Sagen.

XXI. Familien- und Wappensagen.

XXII. Ortssagen.

XXIII. Volkserzählungen.

XXIV. Legenden.



I. Wiederkehrende Tote. Seelenglaube.

1. Der alte Fritz geht um.

Die Potsdamer Garnisonkirche, in deren Gruft der alte Fritz begraben liegt, wird manchmal um Mitternacht ganz hell im Innern, Orgelspiel ertönt, es öffnen sich die Türen weit, und der alte Fritz kommt hoch zu Roß herausgeritten. Die Schildwachen haben den König deutlich erkannt und vor ihm präsentiert; aber das Pferd des Königs ist ohne Kopf gewesen. Er reitet nun durch die nächtliche Stadt bis hinaus nach Sanssouci, kehrt auf gleichem Wege zurück und betritt wieder die Kirche, deren Türen sich dann schließen. Das Reiterstandbild im Park von Sanssouci aber soll sich jedesmal umwenden, wenn der König die Gruft verläßt.

2. Die Geistermesse.

Eine fromme Bürgerin Rathenows hörte einst an einem Sonntage in aller Frühe die Kirchenglocken anschlagen, hielt es für das Frühmettengeläute und eilte sofort nach dem Gotteshause. Als sie daselbst ankommt, ist die Kirche mit Andächtigen überfüllt, die ihr sämtlich unbekannt sind. Wohin sie auch blickt, stehen fremde Personen, und selbst von den Mönchen, die am Altar und sonst umher stehen, hat sie keinen jemals gesehen. Der Gesang hebt an, doch sie versteht nicht, was man singt. Ein Geistlicher erscheint auf der



Kanzel, er spricht in einer ihr völlig unverständlichen Sprache. Von steigender Bangigkeit erfüllt, erkennt die Frau endlich dicht hinter sich eine Bekannte, die aber schon seit vielen Jahren nicht mehr zu den Lebenden gehört. Diese wendet sich jetzt zu ihr und flüstert ihr ins Ohr: „Es ist Zeit, daß du dich wegbegibst, ein längeres Verweilen hier möchte dir Unheil bringen!“ Bebend am ganzen Leibe erhebt sich die Bürgerfrau von ihrem Sitze und wankt mühsam aus dem Gotteshause hinaus. Sie ist kaum hinaus, so schlägt die Kirchentür mit furchtbarem Geprassel hinter ihr zu.

Sie meldet das Geschehene dem Prediger, und dieser verspricht, wenn sie noch einmal frühmorgens läuten höre, mit ihr in die Kirche zu gehen. Nach einiger Zeit geschieht es wieder, und der Geistliche begleitet die Frau. Als sie die Türe öffnen, ist die Kirche erleuchtet und von lauter fremd gekleideten Gestalten gefüllt. Ein Mönch erscheint auf der Kanzel und schickt sich an zu reden. Doch in dem Augenblicke, wo der Geistliche über den Mönch auf der Kanzel einige Worte zu der Frau spricht, verschwindet jener, und alles verwandelt sich in tiefe Finsternis. Erst nach langem Suchen finden beide die Ausgangstür der Kirche wieder.

5. Die Viechelschen Kinder.

Vor mehr als hundert Jahren heiratete ein Bauer aus Lögow eine Witwe aus dem südlich von Wildberg im Kreise Ruppin gelegenen Dorfe Viechel; sie brachte zwei Kinder mit in die Ehe, die sie über alles liebte. Dem Bauer aber waren die Stiefkinder ein Dorn im Auge, und da sie von ihrem verstorbenen Vater Geld besaßen, hätte er sie am liebsten beiseite geschafft und ihr Geld genommen. Darüber grämte sich die Mutter sehr; ward krank vor Gram und starb. Nun trieb der hartherzige Vater die kleinen Kinder, dürftig bekleidet, in die kalte Winternacht hinaus und sagte: „Jetzt schert euch nach Viechel.“ Weinend gingen die Kinder ab, setzten sich unterwegs im verschneiten Walde nieder, um auszuruhen, und erfroren. Man fand sie, und der Vater wurde bestraft und endete sein Leben an der Karre. Die Kinder aber gehen noch oft den Weg, um ihre Mutter auf dem Kirchhof zu besuchen. Sie gesellen sich stillschweigend zum Wanderer und gehen auch schweigend neben ihm her. Verscheucht man sie,



so bereiten sie Unglück; läßt man sich mit ihnen in ein Gespräch ein, so kann man unbehelligt weitergehen. Der alte Schäfer vom nahe gelegenen Emilienhof hat sie gesehen; ihm haben sie ihr Schicksal erzählt, und er hat es zur Warnung den Dorfbewohnern weiter erzählt.

4. Die zwei Seelen.

Wie einstmal ein Kind starb, machten die Leute das Fenster nicht auf, daß die Seele heraus konnte, denn sie wußten das nicht. Da kam eine Taube und wollte hinein. Dann machten sie das Fenster auf, um die Taube herein zu lassen. Doch die Taube kam nicht hinein, sondern blieb draußen, aber vom Fenster flogen zwei weg.

5. Die Taube am Fenster.

Einst war ein kleines Mädchen gestorben, und die Mutter weinte so sehr um das Kind ein ganzes Jahr lang. Da kam eines Tags eine weiße Taube unter das Fenster. „So eine schöne Taube," sagte die Frau. Und die Taube flog in die Stube und redete: „Mutter, weinet nicht mehr, das Maß ist gerade voll. Und wenn das Maß voll ist und ihr mich mehr liebet als den himmlischen Vater, so werde ich aus Gottes Reiche gestoßen."

6. Die schwarze Taube.

Als in Wugarten im Kreise Friedeberg ein alter Mann auf dem Sterbebett lag, weissagte er, wenn er stürbe, würde eine schwarze Taube vors Haus fliegen, der solle niemand ein Leids tun. Kaum war er tot, da kam auch das Tierchen auf den Hof geflogen und setzte sich nieder. Der Knecht aber, der ein roher Mensch war, warf die Taube mit einem Knebelstock zu Tode. Schon die nächsten Tage wurde er krank und schwach. Als er nun des Abends essen wollte und seinen Löffel nahm, rief er: „Gebt mir doch nicht so schweres Eisen in die Hand!" und ringsum oben an der Wand sah er schwarze Flecke, einen neben dem andern. „Jagt sie doch weg!" rief er immer, aber niemand sah etwas. Ihn peinigte furchtbare Angst. „Als wir mit Spinnen fertig waren und zu Bette gingen," erzählte ein achtzigjähriges Mütterchen, das damals noch ein Mädchen gewesen war, „da kam's, wie ich es gedacht hatte; der Knecht starb noch am selbigen Abend."



7. Die Seele als Maus.

Ein wandernder Handwerker sah einst am Rande eines Grabens einen anderen Handwerksburschen liegen, der sich dorthin gelegt hatte, um zu schlafen. Wie er so schlief, kam ihm mit einem Male eine weiße Maus aus dem geöffneten Munde geschlüpft und lief dicht am Graben hin. Nach einer Weile kam sie wieder und lief in den Mund zurück. Da erwachte der Schläfer und hörte erstaunt von seinem Genossen, was geschehen war.

8. Leib und Seele.

In Seitwann im Kreise Guben war in einer Spinnstube ein Mädchen, das Tag für Tag, wenn es zum halben Abend kam, beim Spinnen einschlief. Es ging dann in die „Hölle" (den Raum zwischen Ofen und Wand) und legte sich eine Weile auf die Bank. Da sagten die anderen Mädchen: „Das kann bei der wohl nicht mit rechten Dingen zugehen, daß sie alle Abende schlafen muß; die geht wohl in der Zeit die jungen Männer drücken!" Eines Abends begaben sie sich mit Licht in die Hölle, und sie fanden das Mädchen schlafend mit offenem Munde, den nun ein anderes Mädchen mit der Hand zuhielt. In demselben Augenblicke kam eine Maus und wollte zum Munde hinein, lief aber, da dieser geschlossen war, wieder fort. Da war aber auch das schlafende Mädchen tot.

9. Der Siebenstern.

Ein Mann hatte sieben Kinder, und weil er arm und schlecht war, führte er sie in den Wald und sagte: „Nun wartet, bis der Kuckuck schreit!" Die Kinder aber warteten vergeblich und mußten Hungers sterben. Da nahm der liebe Gott ihre Seelen zu sich, und sie wurden sieben lichte Sternlein. Der Kuckuck aber kann seitdem nie schreien, wenn der Siebenstern am Himmel steht.

„Der Kuckuck und der Siebenstern,
Die sehen sich nicht gern."

10. Das Totenhemd.

In Groß-Schulzendorf bei Zossen war eine Jungfrau von reichen Eltern, die nähte, da sie noch bei guter Gesundheit war, schon immer emsig an ihrem Sterbehemde. Als sie dann aber starb, wollte ihre Schwiegermutter das feine Hemd ihr



nicht mitgeben und sagte: „Das ist zu schade.“ So wurde die Tote in einem alten Hemde begraben, das schon ein Loch hatte. In den folgenden Nächten hörten die Angehörigen immer etwas wie Flügelschläge am Fenster, und dann kam eine Stimme:

> Ich saß, ich spann
> Krieg doch kein ganz' Hemdchen an.

Als nun der Mond kam, konnten sie erkennen, daß eine weiße Taube am Fenster saß. Die kam alle Nächte bis zwölf. Da sagten sie es dem Priester, der ließ die Tote ausgraben und von neuem in ihrem richtigen Sterbehemde begraben. Von Stund an ist die Taube fortgeblieben.

11. Der Trauring der Verstorbenen.

In Joachimstal im Kreise Angermünde war einem Manne seine Frau gestorben. Ehe er sie zum Kirchhofe brachte, streifte er ihr den Trauring vom Finger und bewahrte ihn bei sich zu Hause. Wie er aber am nächsten Abend in der Stube saß, sah er seine Frau durch den Garten herkommen und ins Haus schreiten. Sie sagte nichts und ging nur wie suchend umher, aber Abend für Abend kam sie wieder, denn sie hatte im Grabe keine Ruhe ohne den Ring. Endlich ging der Mann hinaus auf den Kirchhof, grub ein tüchtiges Loch in den Grabhügel und legte den Ring hinein, so tief er nur konnte. Da hat die Frau Ruhe gehabt und ist nicht wieder gekommen.

12. Das Tränenkrüglein.

Eine Mutter hatte ein Kind, das starb, und sie weinte sehr um dasselbe. Da kam das Kind wieder und brachte ein Krüglein mit, das war voll von Tränen. Und zeigte es der Mutter und sprach: „Mutter, wenn ihr noch mehr um mich weinen werdet, werde ich aus Gottes Reiche gestoßen.“

13. Eine verstorbene Mutter besucht ihr Kind.

In Gretzsch im Kreise Kottbus war einmal eine Frau, die hatte eine Tochter. Der Frau starb der Mann, und sie heiratete einen andern, und der liebe Gott schenkte den Eheleuten wieder eine Tochter. Darauf starb die Mutter. Nun pflegte die größere Tochter das kleine Mädchen vom Morgen bis zum Abend und sang dabei liebliche Lieder. Des Abends



aber, wenn das kleine Mädchen schlafen wollte, kam seine Mutter, beugte sich über die Wiege und klagte unter lautem Gewimmer. Das geschah zweimal. Da ging man hin zum Pfarrer und fragte, was man tun solle. Der sagte, man solle die Mutter anrufen und fragen, was sie aus dem Grabe triebe zu ihrem Kinde. Als am dritten Abend die Mutter wiederkam, fragte die größere Tochter: „Mutter, was läßt dich nicht ruhen im Grabe? Was treibt dich her zu deinem Kinde?“ — „Ach,“ sprach die Mutter, „ich komme, um zu sehen, wie es meinem Kinde geht, pflege du es nur recht gut; im Himmel ist dir schon ein goldenes Stühlchen bereitet.“ Dann verschwand die Mutter und kam nie wieder.

14. Der Liebste als Toter.

Es war ein Mädchen, das hatte einen Liebsten. Der war Soldat und starb, und es trauerte sehr um ihn. Dann kam er dreimal des Nachts zu ihr und hieß es mitkommen. Es wollte auch mitgehen, war aber nicht angezogen. Wie er das dritte Mal kam, buk es ihm Plinse und nötigte ihn an den Tisch. Aber die Plinse aß er nicht, sondern steckte sie unter den Tisch und machte lauter Stückchen davon. Dann sagte er ihr, sie sollte mitkommen, und beide gingen, und der Mond schien sehr hell. Er führte sie auf den Kirchhof, und auf dem Kirchhofe war ein Grab frisch aufgegraben. Da faßte er sie an der Schürze und wollte sie mit hineinziehen. Sie aber band sich schnell die Schürze ab und lief unter das Dach der Kirche, und er lief ihr nach. Allein, weil sie unter dem Dache war, konnte er ihr nichts anhaben und mußte ohne sie ins Grab zurück.

15. Die unzertrennlichen Kartenspieler.

In Haaso im Kreise Guben waren drei Männer, die spielten jeden Abend mit dem Müller aus Niemitzsch Karten. Wenn sie das nicht konnten, waren sie krank. Da sagte einmal einer von ihnen: „Wenn wir gestorben sind und wir sind wieder alle beisammen, dann spielen wir auch wieder.“ Einer starb, der andere starb, der dritte starb auch, und der sie alle überlebte, war der Müller, dessen Mühle unweit des Kirchhofes stand, auf dem seine Freunde begraben waren. In einer Nacht sieht er nicht weit von der Mühle einen



Dornstrauch hell erleuchtet. In dem Strauch sitzen die drei Männer: sie mischen Karten und winken hinüber nach der Mühle. Darüber erschrak der Müller so, daß er krank ward und starb.

16. Die Totenecke bei Köpenick.

Gleich oberhalb Köpenicks liegt hart am südlichen Ufer der Spree ein schmales Stück Feld, das vom übrigen Lande früher durch eine sumpfige, grabenartige Vertiefung völlig abgeschlossen war und die „Totenecke" hieß. Man erzählte sich, daß hier die Geister der in der Spree Ertrunkenen umgingen und nächtlicher Weile allerhand Spuk trieben. Auch auf einer kleinen Insel südlich der Stadt bei der Einmündung der Dahme geben die Geister Ertrunkener sich ein Stelldichein.

II. Gebannte und Erlöste. Entrückte.

17. Der bucklige Hirsch.

In den großen Waldungen, die sich von Alt-Lietze-Göricke im Kreise Königsberg nach Neumühl hinziehen, zeigt sich ein buckliger Hirsch. Kein Jäger tut diesem Tier etwas zu Leide, denn man weiß, es ist ein verzauberter Heidenprinz. Den Buckel hatte er als kleines Kind bekommen, weil die Wärterin ihn hatte fallen lassen. Als er erwachsen war, fiel sein Vater in einem Kriege, und er floh mit seiner Mutter vor den eindringenden Feinden in die Wälder. Da aber die Feinde auch hierher kamen, verwandelte die Königin durch Zauberspruch sich und ihren Sohn in Hirsche. Den Feinden entgingen sie so, aber es kam ein anderes Unglück. Eines Abends ward die Königin bei der Hirschtränke von Jägern überrascht und getötet, bevor sie noch den Entzauberungsruf über den flüchtenden Sohn sprechen konnte. Nun muß der arme Prinz als Hirsch in den Wäldern, die einst seinem Vater gehörten, umherstreifen.

18. Die verzauberten Burgfräulein.

Auf der Halbinsel zwischen dem Lieb- und Schlagsee in der Neumark liegt ein Berg. Er heißt der Burgwall; denn in längst vergangenen Zeiten stand dort eine Burg, rings durch das Wasser geschützt, auch auf der Landseite gegen Überfälle wohl verwahrt. Nun ging einst der Jäger von



Dolgen durch den Wald. Die Sonne war noch nicht aufgegangen, und unter den Bäumen war es noch dunkel, als ihm am Burgwall zwei schöne, verschleierte Jungfrauen in vornehmen Gewändern entgegentraten. Die sagten: „Lieber Jäger, wir sind hier verzaubert und versteinert und möchten doch gern wieder als Menschen leben. Komm heute nacht um zwölf und erlöse uns, denn du bist dazu geboren und bestimmt! Wir wollen dir's auch mit reichen Schätzen lohnen, und es wird dir gut gehen bis an dein Lebensende." Der Jäger versprach ihnen, zu kommen. „Aber sei zu rechter Zeit da!" riefen sie ihm nach und verschwanden.

Als der Tag vorüber war und als es dunkelte, da überkam den Mann doch das Grausen. Er gedachte im Dorfkrug unter lustigen Leuten und beim Trunke sich Mut zu holen, aber seine Angst wurde nur noch größer. So saß er da, trank ein Glas nach dem andern, und die Mitternacht rückte immer näher. Endlich wurde die Neugier und die Hoffnung auf Reichtum doch stärker als seine Angst, und er erhob sich. Es war aber schon spät. Als er durch den dunkeln Burgwald schritt, erklangen aus der Ferne Posaunen und Trompeten und lieblicher Gesang, so herrlich und schön, wie er's sein Lebenlang nie gehört hatte. Die Töne kamen vom Berge her, wo die verzauberten Burgfräulein sich der nahen Erlösung freuten. Da schlug es zwölf. Bei dem letzten Glockenschlage ertönte ein lautes, jämmerliches Klagegeschrei, daß es dem Jäger im Herzen furchtbar graute und ihn davon trieb. Darauf war alles still wie sonst.

So sind die Burgfräulein nicht erlöst worden; sie müssen im Burgwall tausend Jahre verzaubert und versteinert bleiben, bis wieder mal ein Mann geboren wird, der sie erlösen kann.

19. Der Pilâtsch.

Beim Dorfe Molkenberg teilt sich die Havel in zwei Arme und bildet so eine Insel, die an den meisten Stellen niedrig ist, und nur in der Mitte eine Anhöhe trägt, welche vor 70 Jahren noch mit mächtigen Eichen bewachsen war und jetzt ergiebigen Acker bildet. Diese Anhöhe führt den Namen Pilâtsch (oder Pilatusberg), und im Mittelalter soll hier ein gefürchteter Raubritter, Pilatus genannt, gehaust haben.



Einst, als von dem Raubschloß noch ein paar Ruinen aus der Erde ragten, fuhr ein Bauer in einem leichten Kahn über die Havel; ihm war ein Knäblein geboren, das in einigen Tagen die heilige Taufe empfangen sollte; zu diesem Feste wollte der Vater noch Fische fangen. Der Bauer kam bei seiner Arbeit bis in die Nähe des Pilâtsch, denn bei hohem Wasserstande ist die ganze Insel vom Wasser überschwemmt und nur der Berg ragt hervor aus der weiten Wasserfläche.

Als der emsige Fischer einmal von seiner Arbeit aufsah, gewahrte er am Ufer eine weibliche Gestalt. Sie war von einem schwarzen Trauergewande umhüllt, war groß und stattlich und schien von hoher Herkunft. Sie winkte dem Bauer näher zu kommen, und er folgte teils aus Neugierde, teils aus Furcht. Er war überrascht von der Schönheit der Jungfrau, und eine Träne in ihren Augen flößte ihm Mitleid ein. Ehrfürchtig grüßte er und fragte nach ihrem Begehr. Mit klagender Stimme erzählte sie dem Bauer, daß sie eine Unglückliche aus der Burg sei und durch ihn erlöst werden könne. Sie wisse, daß er ein Knäblein wolle taufen lassen; wenn er nun mit dem Kinde sogleich nach der Taufe zur Burgruine komme und dasselbe dreimal von ihr küssen lasse, dann sei sie erlöst und er solle für seinen Dienst einen großen Schatz erhalten.

Der Bauer wendete ein, daß er erst mit seiner Frau sprechen müsse; denke dieselbe aber wie er, so werde er am nächsten Sonntage gleich nach der Taufe mit dem Kinde hier sein. Das Versprechen schien die Jungfrau zu befriedigen, sie lächelte unter Tränen und verschwand.

Das Fischen wollte dem Bauern nicht mehr behagen; immer nur dachte er an die Jungfrau und die versprochenen Schätze, und sinnend und sorgend fuhr er schon vor dem Abend nach Hause, um mit seiner Frau zu reden. Sie meinte, daß da wohl niemand besser als der Pfarrer Rat geben könnte.

Der Bauer machte sich also nach Prietzen auf und trug seinem Seelsorger vor, was er auf dem Herzen hatte. Dieser aber wußte auch keine Auskunft und fragte endlich den Bauern, ob die Gestalt auch keine Pferdefüße gehabt habe. Dies konnte der Bauer nun nicht sagen; denn er war von der Schönheit der Jungfrau so bezaubert gewesen, daß er nur



in ihr Gesicht, nicht aber auf die Füße gesehen hatte. Endlich riet der Pfarrer, der Bauer solle getrost mit dem Kinde hinüberfahren zur Burg, sich aber genau die Füße der Jungfrau ansehen, ehe er derselben das Kind zum Küssen reiche; scheine ihm da nicht alles ganz richtig, so könne er ja wieder zurücktreten.

Des freute sich der Bauer über die Maßen. Er konnte den Tauftag kaum abwarten. Kaum war die heilige Handlung beendet, so bestieg der Bauer mit seinem Kinde einen Kahn und ruderte der Burgruine zu. Als er gelandet war, sah er bald die schöne Gestalt, welche ihn schon zu erwarten schien und ihm freundlich zuwinkte. Zitternd trat der Bauer näher, und voller Grauen sah er, daß die schöne Gestalt dem Kinde einen Kuß gab, ehe er noch einen Blick auf die Füße hatte werfen können, und gleich darauf einige Fuß in die Erde versank. Zum zweiten Male küßte sie das Kind, und noch tiefer versank sie. Nun war aber auch des Bauern Mut geschwunden, und selbst die am Eingange in die Burgruine aufgehäuften Schätze vermochten ihn nicht wieder zu beleben. Er drückte sein Kind fest an sich und lief eilend davon, ohne auch nur noch einmal sich umzuschauen. Er hörte aber, wie es in der Ruine krachte; Stein auf Stein stürzte, die Schätze sanken in die Tiefe, und Klagetöne und tiefe Seufzer drangen von da herauf, auch vernahm der Bauer deutlich die Worte: Ewig, ewig verloren!

Tief erschüttert kam er nach Hause, wo seine nun getäuschte Frau sehnsüchtig auf die reichen Schätze gewartet hatte. Das Erlebnis hatte ihn so ergriffen, daß er krank wurde, und erst nach längerer Zeit konnte er zusammenhängend erzählen, was sich zugetragen. Das Kind starb bald darauf. Auf der Burg sah man nichts Lebendes mehr.

20. Die Jungfrau im Werbellinsee.

Im Werbellinsee liegt eine große Stadt versunken, deren Bewohner wegen ihrer Üppigkeit vom Erdboden vertilgt worden sind. Von Zeit zu Zeit steigt noch eine Jungfrau auf, um ihre Erlösung aus der versunkenen Stadt zu erwerben. Da war einst ein Fischer, der fand die Jungfrau auf einem Steine am Ufer sitzen; sie rief und klagte, als sie ihn kommen sah: „Bist ein Sonntagskind, bist zur rechten



Stunde im Mondwechsel geboren. Geh hin nach dem Orte, den ich dir bezeichne. Grabe stillschweigend dort, und du wirst ein wundersames Ding finden. Nimm es mit nach Hause, verbirg es dort, es wird dein Glück sein. Und ich werde durch dich erlöst." Dem Fischer graute. Er meinte keinen solchen Ort zu kennen, wie die Jungfrau ihm bezeichnete, vielleicht verstand er auch ihre Worte nicht recht. Er lief davon, während sie ihm klagend nachrief: „Weh, weh, hundert Jahre muß ich nun wieder der Erlösung harren!" — Andern Tages, es war Johannistag, ritt der Fischer mit zwei Pferden in den Werbellinsee zur Schwemme; die Pferde versanken, der Fischer ertrank.

21. Im Bergesinnern.

Ein Mann ging einst am Ufer des Werbellinsees entlang und kam bis zu der Stelle, wo ehedem die bekannte Feldziegelei gestanden hat und wo die Berge sich abschüssig steil zu dem See hinabsenken. Er fand eine Jungfrau dort, die lud ihn ein mitzukommen, es solle sein Glück sein. Aber was er auch sähe und höre, es dürfe kein Wort über seine Lippen kommen. Und sie stiegen den Berg hinan. In der Mitte des Abhanges schlug die Jungfrau an einen großen Stein, und der Stein tat wie eine Tür sich auf. Sie fanden einen Gang und gingen denselben entlang. Dann traten sie in ein großes, großes Gemach. Dort saßen an einem mächtigen Tische drei Greise, die schrieben gar fleißig in ihren großen Büchern. Was sie geschrieben, weiß niemand. Der Mann wunderte sich gar sehr und hätte gern gefragt, aber er bezwang sich und folgte schweigend der Jungfrau. Diese aber führte ihn weiter. Und sie kamen in ein großes, großes Gemach, wo mächtige Truhen voll Gold und Silber standen, wo Edelstein an Edelstein funkelte und glitzerte. Dem Manne wurden die Augen groß, aber er unterdrückte das „Ach", das auf seiner Lippe laut werden wollte. Doch in diesem Augenblick traten schnuppernd zwei schwarze Hunde heran, deren Augen glühten wie Kohlen, und ihr Atem schien züngelndes Feuer. Die Angst faßte ihn, und er mußte laut rufen: „Gott hilf!" Da war sofort alles, alles verschwunden. Der Mann fand sich draußen am Berge liegen; er war wie sinnverwirrt; er ging wie ein Träumender umher, der ver-



gebens nach dem Eingang zum Berge suchte, und nach dreien Tagen war er tot.

22. Die verwünschte Prinzessin auf dem Reitweiner Schloßberge.

Einst hütete ein Schäfer unterhalb der Ruinen auf dem Reitweiner Schloßberge im Kreise Lebus seine Herde. Plötzlich stand ein wunderliebliches Ritterfräulein vor ihm. Nachdem sich der Schäfer von seinem Erstaunen erholt hatte, erzählte ihm das Fräulein, es sei eine verzauberte Prinzessin, der nur alle hundert Jahre Gelegenheit gegeben sei, erlöst zu werden. Ein Jüngling mit kräftigen Armen müsse sie schnell den Berg hinauftragen, ohne zu sprechen und ohne rechts oder links zu sehen. Unermeßliche Reichtümer erwarten den Erlöser. Schon hat der mutige junge Schäfer die Prinzessin erfaßt, und ruhig trägt er seine Last nach oben. In der Mitte des Berges aber braust die wilde Jagd heran; es tobt und wettert hinter ihm, als sei die Hölle los. Zitternd sieht sich der Schäfer um — seine Last ist in demselben Augenblick entschwunden. Nun muß die Prinzessin wieder hundert Jahre warten.

23. Der Schäfer und die Jungfrauen.

Et is immoal en Schäper jewest, där het met sine Schoape an enen Berrig jehüet, un där is son groter Liebhaver jewest van det Geieschpieln. Wu he jink un schtünn, had he sine Geie bi sik, un wenn de Schoape jingen, denn het he drup jeschpält. Enes Dags, wi he jefrüschtükt het, de Schoape hän ruhig jefreäten, dünne sett he sich upn Schteen un schpält ok recht schön up sine Geie. Un wi he so schpält, doa deit sik met ens de Berrig up, he siet doa inne Döäre, wu doch süs kene jewest is. He schpält äber noch ümmer tu. Doa koamen ut denn Berrig drei Jumfern ruet, prechtig jepuzt un jeschmükt, un fangen an te denzen, alle drei in enen Krees. He verschrekt sik wol, äber he schpält doch ümmer feste wech, un de denzen ümmer tu. Wi he nu äber uphöern will, doa winken se em, he sall noch meer schpäln, räden äber keen Woert. He schpält widder, un de denzen, un wi se jenuch jedenzt hadden, goan se van ne Sied un wedder rinn in denn Berrig, un doa winken se em noch, det he sall metkoamen.



— Wat mokste, denkt he, metgoan oder nich? Entlich follijet he öär, un sinen Hunt nemt he ok met. Un wi he nou rinn kommt, doa is he in en prechtigen Palast met so velle Schtuwen (Stuben), un alle sin prechtig utjeschmükt wi in en König sin Schloß, un de drei Jumfern sin jepuzt wi Prinzessinnen, un glimmert un glammert alles van Golt un Sillewer un Edelschtene. Un nou mut he sik hensetten annen Düsch un früschtüken; he eet woll 'n bitsken, äber he is doch in Angest. In öäre Losement (Behausung) köän se nou ok räden, un doa froen se em denn, wat se em schuldig sin för det Schpäln, sei willn em betoaln. He schüddelt äber metn Kopp, he will nüscht terföär hebben. De ene hadde Jelt, de endere en hübschet Bant un de dridde ene witte Nilje. De ierschte säd: Hier ist Geld, nimm es zum Lohn! — He säd äber: Jk will nüscht! De zwete biet em det Bant an; äber he nemt et ok nich, un de dridde will em de Nilje jeän; äber he bleit terbei, he will nüscht terföär hebben. Van det Jelt hedd he wol järne wat jehat; äber he troude sik nüscht te neämme. Un so bleeb he terbei: Jk verlange nüscht! un bedankte sik ok noch för det Früschtük. — Wi he nu äber foert goet un balle ruet is, doa ruept em de dridde noa: Schäfer, hättest du die weiße Lilie genommen, wären wir alle drei erlöst! — Un wi se det jeseät het, woar de Döäre tu un alles verschwunden, un woar alles wedder janz eäne so wi vörha.

24. Erlöst.

Wer vor langen Jahren die Straße, welche die Stadt Gransee mit dem Dorfe Schönermark verbindet, hinabzog, konnte, wenn er das alte Stadttor im Rücken hatte, gleich zur Linken mitten in Gärten ein kleines Gehöft erblicken, unansehnlich und zerfallen. Durch die ganze Stadt ging das Gerücht, daß es daselbst fürchterlich spuke, und jedermann scheute sich, mit dem Spuk in nähere Berührung zu kommen.

Da ließ sich eines Tages ein junges, aber armes Brautpaar trauen. Die Hochzeit wurde gefeiert, aber es war nirgends in der Stadt eine Wohnung offen, wo die jungen Leute ein Unterkommen gefunden hätten. Es blieb ihnen nichts anderes übrig, als das verrufene kleine Haus zu beziehen. Schon lange Zeit hatten sie beide friedlich darin zu-



gebracht. Den ganzen Tag regte und rührte sich nichts in ihrer Wohnung. Da tat sich eines Abends die Tür auf, und herein trat ein altes Mütterchen mit einem Schemel und Spinnrocken in der Hand, setzte sich am Kaminfeuer nieder und begann zu spinnen, ohne ein Wörtchen zu verlieren. Nach ein paar Stündchen erhob es sich und ging stillschweigend, wie es gekommen, wieder zur Türe hinaus. Anfangs erschraken die jungen Leute gar sehr über die Erscheinung; als sich aber der merkwürdige Besuch Abend für Abend wiederholte, gewöhnten sie sich bald daran und blieben ruhig beieinander an ihrem Tische sitzen, während die Alte spann. Nur eins nahm sie Wunder, daß nämlich diese auf keine ihrer Fragen antwortete, sondern immer schwieg und tat, als hörte sie nichts.

Einst ging der junge Mann nach der Stadt; es war gegen Abend, und die Frau bat ihn, recht bald wieder zu kommen, da es ja schon so spät wäre. „Nun, du wirst dich doch nicht fürchten?" erwiderte der Gatte. „Großmütterchen" — so pflegte nämlich das Ehepaar die Alte zu nennen, so oft es von ihr sprach — „ist ja bei dir." Mit diesen Worten verließ er die Stube. Die Frau blieb zurück, setzte sich am Tische nieder und schaute unverwandt der Arbeit des Mütterchens zu, das auch heute wieder erschienen war. — Plötzlich rief sie: „Großmutter, ihr spinnt ja nach links herum!" „Meine Tochter," gab ihr die Alte zurück, „ich danke dir; mit diesen Worten hast du mich erlöst. Zum Lohne aber für das, was du an mir getan, tu ich dir kund, daß hier unter diesen Steinen, auf denen mein Schemel und mein Spinnrocken steht, ein Topf mit vielem Gelde verborgen liegt. Grabe ihn aus, doch so, daß dein Mann nichts davon gewahr wird, und verbirg ihm das Geheimnis, das ich dir anvertraut, bis zum dritten Tage; alsdann wird der Schatz euch zu glücklichen Leuten machen." — Damit ergriff sie Schemel und Spinnrocken und ging hinaus aus dem Zimmer, um nie wieder zu erscheinen. Das junge Ehepaar aber gelangte durch das gefundene Geld zu reichem Segensstande.

25. Die erlöste Alte mit dem weißen Bündel.

Auf dem Wege von dem Dorfe Benken nach Schlamau, im Kreise Zauch-Belzig gelegen, soll sich vor Zeiten alle Tage



in der Mittagsstunde eine alte Frau mit einer weißen Hucke (Bündel) gezeigt haben. Eines Tages nahm sie einer Frau, die des Weges kam, ihre schwere Kiepe ab und gab ihr dafür ihr Bündel zu tragen. Bis zu einer Eiche, die bis vor kurzer Zeit noch vorhanden, gingen sie so zusammen. Hier tauschte die alte Frau das Bündel wieder ein, und die Bauersfrau wünschte ihr für die Gefälligkeit einen Gotteslohn. Da antwortete ihr die Frau, daß sie sich nur, um diesen Gotteslohn zu verdienen, gezeigt hätte. Hierauf verschwand sie und ward von Stunde an nicht mehr gesehen.

26. Der schlafende Schuster im Reitweiner Schloßberge.

Als einst an einem schwülen Sommertage ein Schuster, von der Messe in Frankfurt a. O. heimkehrend, in der Nähe des Reitweiner Schloßberges im Kreise Lebus sich gelagert hatte, vernahm er plötzlich eine wunderbare Musik. Ein reich gekleideter Diener trat an ihn heran und lud ihn aufs Schloß ein, dessen Ruinen auf dem Berge stehen. Der Schuster kam mit, wurde reichlich mit Speise und Trank erquickt und schlief dann ein. Als er aufwachte, saß er wieder auf seinem Ausgangsplatz. Gedankenvoll trat er den Heimweg an. Zu Hause kam ihm aber alles fremd vor. Niemand kannte den Fremdling mehr, keine Spur seiner Familie war mehr zu entdecken. Er hatte hundert Jahre verschlafen.

III. Allerhand Spuk.

27. Jagdschloß Grunewald.

Im Jagdschloß Grunewald ist es nicht geheuer. Man will gesehen haben, wie in mondhellen Nächten wunderliche Wesen längs des alten Gemäuers hinjagten, unter ihnen eine hohe weiße Gestalt. Das bringen viele mit der schönen Gießerin Anna Sydow in Verbindung, die im Schlosse einst ein schreckliches Ende gefunden habe. Kurfürst Joachim II. liebte sie und erregte dadurch die Eifersucht seiner Gemahlin, die in Abwesenheit ihres Mannes die Unglückliche in einem Zimmer des südlichen Flügels lebendig einmauern ließ. Seitdem spukt sie umher und ruft noch anderen Spuk wach. Man will auch oft den alten Kellermeister, der auf dem Bilde am



Eingange abgebildet ist, nachts um 12 Uhr gesehen haben, wie er die große Wendeltreppe des Schlosses herabkam und mit den Schlüsseln klapperte. Zur gleichen Stunde fangen die alten, großen Bratspieße unten in der gewölbten Küche an, sich von selbst zu drehen.

28. Der Spuk am Schermützelsee.

Im Schermützelsee ist eine Pfahlreihe, die aus vorgeschichtlicher Zeit herrührt. Dort ist es nicht geheuer. Einem Fischer, der dort eines Tages seine Netze auswarf, kam eine eiserne Pflugschar über den See entgegengeschwommen, vor der er grausend reißaus nahm. Ein anderer sah am Ufer ein feuriges Wagenrad schnaubend daherkommen und zischend im See versinken.

Nicht weit von diesem See, in der Nähe des Bahnhofs Dahmsdorf-Müncheberg ist das Kreuzfließ. An dessen Ufern pflügt nachts ein feuriges Kalb mit drei Köpfen, das schon mancher gesehen haben will.

29. Das singende Pflugrad im Krummen Fenn bei Fohrde.

Eines Abends weidete ein alter Schäfer am Rande des Krummen Fenns im Westhavellande seine Schafe. Da fuhr aus dem moorigen Boden neben ihm plötzlich ein Pflugrad hervor, das gewaltig große, glühende Augen hatte und mit lauter Stimme zu singen begann: „Wie schön leucht' uns der Morgenstern!" Während der Schäfer seine Kappe abzog und andächtig zuhörte, kam vom entgegengesetzten Ende des Fenns eine Kutsche dahergefahren. Diese Kutsche war mit Schimmeln bespannt, denen die Köpfe fehlten, und in dem Wagen saß der alte Edelmann vom Schwarzen Berge und nickte ihm freundlich zu. Erstaunt sah der Schäfer der vorübersausenden Kutsche nach, welche am anderen Ende des Moors in die Erde versank, und als er sich dann nach dem Pflugrad, welches das angefangene Lied ruhig zu Ende gesungen hatte, umblickte, war es ebenfalls verschwunden.

30. Der weiße Schimmel am Plötzensee.

In der Nähe des Dorfes Kaakstedt in der Uckermark liegt das Rittergut Plötzensee an einem See gleichen Namens. Der



See wird an einer Seite von einer Wiese begrenzt, die durch eine mit Bäumen und Gestrüpp bewachsene Berglehne abgeschlossen wird. Hier ist es nicht geheuer. Des Nachts zwischen 12 und 1 Uhr, zur Spukstunde, treibt hier ein weißes Pferd sein Wesen; es rennt jeden über den Haufen, der sich zu dieser Stunde auf den Bergabhang wagt. Einst wollte ein beherzter junger Mann aus einem Nachbarorte dem Spuk zu Leibe gehn. Er stellte sich hinter einen Baum und erwartete die Spukstunde. Schlag 12 Uhr erschien auch wirklich der Schimmel und tummelte sich springend und wiehernd auf der Wiese. Den Mann, der dem Pferde vom Baume aus zusah, befiel plötzlich eine große Müdigkeit; er konnte nicht anders, er mußte sich niederlegen zum Schlafe. Während er dalag und schlief, sprang das Pferd auf ihn zu, beschnüffelte ihn, zog ihm seine Geldbörse aus der Tasche, schlug ihn dann mit dem Hufe und verschwand. Der Schläfer erwachte und lief, so schnell ihn seine Füße zu tragen vermochten, davon.

31. Der Straß.

Die Straße von Potsdam nach Luckenwalde führt zwischen den Dörfern Schönhagen und Hennigkendorf durch eine waldige Niederung, der „Straß“ genannt.

In alter Zeit sind viele Blankenseer, wenn sie Holz brauchten, nach dem Straß gefahren und haben sich nachts eine Fuhre geholt, denn bei ihnen zu Hause gab es keins. So machte sich in einer Nacht auch ein Trupp auf, und als sie im Walde angekommen waren, gingen sie ohne Umstände daran, in die jungen Kiefern tüchtig einzuhauen. Aber da plötzlich kommt es an sie heran, das Spukding. Sie gucken sich erst vor Schreck starr an, aber dann springen sie auf den Wagen und lassen alles stehen und liegen, der Fuhrmann greift nach der Leine, und nun geht es, was die Pferde laufen können, gestreckten Trabes den Wetzsteinberg herauf, und dann diesseits wieder herunter nach Schönhagen hinein und durch das Dorf durch, immer nach Blankensee zu, und das immer hinter ihnen her, bis an den Möllnberg, da ist es dann endlich nach und nach zurückgeblieben. Was es eigentlich gewesen ist, wissen sie selber nicht recht; sie können es gar nicht beschreiben, wie es recht hat ausgesehen, so fürchter=



lich ist es gewesen. Sie sind aber nie mehr nachts nach dem Straß um Holz gefahren.

32. Das Gespenst in der Mühle.

Hinter Lübbenau war einst eine Buschmühle, in der konnten sie des Nachts nichts mahlen. Da kam ein Mühlenbescheider und bot sich an; er wolle Arbeit haben. So sagte der Meister: „Ich kann keinen Bescheider brauchen; nachts kann ich nicht mahlen, bloß bei Tage; nachts geht so viel entzwei, weil ein Gespenst da ist!“ — „Ach, das ist eine Kleinigkeit,“ sagte der Bescheider, „ich werde hier bleiben, ich werde das schon zurecht bringen.“ Anderen Tages verlangte er ein Stück neue Leinwand, Nähnadeln und Zwirn, nähte sich einen Sack, aber gerade von sich weg, und wie die Sonne wieder untergehen wollte, ging und fuhr er dreimal um die ganze Mühle. Dann ging er hinein und machte sich ein Feuer auf dem Kamine an, setzte sich davor hin und machte den Sack vor dem Kamine auf. Unter großem Gepolter fiel aus dem Schornsteine etwas herunter in den Kamin. Das wälzte er in den Sack, nähte ihn zusammen und trug ihn auf dem Rücken fort. Aber niemand wußte, was es war und wohin es gekommen ist. Von der Zeit an war der Spuk verschwunden.

33. Das „Hoawief“ in Brüssow.

Auf dem Domänenamt Brüssow im Kreise Prenzlau lebte einst eine alte, sehr böse Wirtschafterin, die war so geizig, daß sie den Leuten nicht das trockene Brot gönnte. Dazu behandelte sie die Mägde überaus hart und prügelte sie oft unbarmherzig. Einst ertappte sie eine Magd beim Naschen und geriet darüber so in Wut, daß sie das arme Mädchen mit dem schweren Schlüsselbunde erschlug. Die Untat kam aber an den Tag, und das böse Weib wurde gehangen. Von der Zeit an mochte niemand mehr auf dem Gute wohnen; denn die Alte ging jede Nacht um und trieb zum Entsetzen aller einen graulichen Spuk. Bald hauste sie im Schweinestalle, daß alle Schweine grunzten und quiekten, bald im Hühnerstalle, daß alles Federvieh in Angstgeschrei ausbrach; bald lief sie mit dem Schlüsselbunde klirrend und fortwährend „Hoa! hoa!“ rufend im Hause treppauf, treppab und durch



alle Zimmer, so daß die Hausbewohner vor Furcht und Grausen fast tot blieben. Mehrere Geistliche versuchten zwar, das scheußliche Gespenst zu bannen, aber vergebens. Da kam einst ein reisender Scharfrichter durch das Städtchen, der hörte von dem Spuk und erbot sich, gegen ein Entgelt den bösen Geist zu vertreiben.

Als man in seine Forderung willigte, stellte er sich, einen Sack über der Schulter und einen Knittel in der Hand, des Nachts auf die Lauer; und als die Alte sich wieder hören ließ, jagte er sie in den Sack und prügelte sie fürchterlich. Sodann warf er den Sack über die Schulter und trug den Spuk zur Stadt hinaus. Weit ab, an der Karmzower Grenze, liegt ein kleiner, sehr tiefer See, der Ganznow; dorthin trug der Scharfrichter das „Hoawief" und wies ihr den See und seine buschigen Ufer zum ewigen Aufenthalt an. Seither treibt die Alte dort am Ganznow ihr Unwesen und ängstigt und ärgert die Menschen auf mancherlei Weise. Besonders sind diejenigen, die in dem Ufergebüsch Nüsse pflücken wollen, eine Zielscheibe ihrer Bosheit. Gewöhnlich sind die gepflückten Nüsse zu Hause samt und sonders hohl oder faul; manchmal auch erweisen sich die Sträucher, welche, von unten gesehen, ganz voller Nüsse hängen, nach dem Erklimmen durchaus leer. Wendet der Nußsammler dann enttäuscht den Rücken, so hört er die Alte im Gebüsch höhnisch lachen und die Hände klatschen. Und wehe dem, der harmlos zum Bade in den stillen, tückischen Ganznow steigt; das Hoawief zieht ihn an den Beinen in die Tiefe, und die Wasser schließen sich über ihm auf ewig.

54. Das „Hoawief" ängstigt die Gäste.

Zu einer Festlichkeit waren einst viele Gäste im Brüssower Amtshause anwesend. Zu Abend wurde das Wetter so unfreundlich, daß alle dort nächtigen mußten. Da Betten nicht in genügender Anzahl vorhanden waren, so sah man sich genötigt, eine Streu zu machen. Als um Mitternacht die Leute auf der Streu lagen, kam das „Hoawief", ergriff einen nach dem andern bei den Beinen und zog sämtliche Füße in eine Linie; dann lugte sie die Linie hinunter und sagte: „Lick lang!" Nun machte sie dasselbe mit den Köpfen der Ruhenden, um, da nun natürlich die Füße wieder aus der



Richtung waren, ihre Beschäftigung von vorne wieder anzufangen. So fuhr sie fort, abwechselnd Füße und Köpfe der Leute auszurichten, bis ihre Zeit abgelaufen war.

35. Graf Lynar.

Vor etwa 70 Jahren starb in Ogrosen im Kreise Kalau der Graf Lynar und wurde am dritten Tage begraben. In der Nacht darauf, um die zwölfte Stunde, fuhr ein Bauer aus diesem Dorfe, der in Vetschau zu Markte gewesen war und sich verspätet hatte, an dem Kreuzweg, der nach den Freibergen führt, vorbei, als auf einmal der Graf auf einem schwarzen Pferde vorbei geritten kam. Nicht allein der Bauer, sondern auch seine Tochter und alle übrigen Leute versicherten einstimmig, die Erscheinung gesehen zu haben.

36. Das Licht in der Sebastiankirche zu Berlin.

Auf dem Gartenplatz in Berlin stand früher das Hochgericht. Hier wurde am 2. März 1837 die Witwe Meyer gerädert, die ihren Mann, während er schlief, mit dem Beile erschlagen hatte. Wie die Sage berichtet, hatte die achtjährige Tochter der Mutter bei der Mordtat mit der Laterne geleuchtet.

Heute steht auf der Richtstätte die Sebastiankirche, und an der Eingangstür ist das Bildnis St. Sebastians, der unschuldig getötet wurde, angebracht.

Wer um die Mitternachtsstunde dort vorüber kommt, sieht wohl im Innern der Kirche ein flackerndes Licht, das bald an dem einen, bald an dem andern Fenster erscheint. Das kommt von der Laterne, welche die „alten Meyern“ in der Hand trägt. Die Unglückliche kann nämlich im Grabe keine Ruhe finden und steigt dann und wann aus der Gruft auf. Seit aber die Sebastiankirche erbaut ist, sieht dort alles anders aus als früher. Darum kann die alte Frau die Grabstätte manchmal nicht wieder finden. Dann wandelt sie mit der Laterne auf und ab und sucht.

37. Die Räuberschenke bei Dobristroh.

Am Wege von Dobristroh nach Salgast im Kreise Kalau soll noch vor etwa 100 Jahren ein Wirtshaus gestanden haben, das zu jenem Dorfe gehörte und von dem die Sage



mancherlei erzählt. Dieses Wirtshaus hieß die Räuberschenke oder „Sieh dich für“. Vor langen Jahren ging einmal ein Bauer zwischen 12 und 1 Uhr an diesem Orte vorbei. Als er hinkam, sah er in der Nähe ein großes Haus vollständig erleuchtet und hörte schon aus der Ferne eine rauschende Musik. Es wurde in dem Hause offenbar ein Fest gefeiert, denn es war angefüllt mit Menschen, und lauter Jubel tönte ihm entgegen. Da ihm unterwegs die Pfeife ausgegangen war, beschloß er hineinzugehen und sie in Brand zu setzen, weil er kein Feuerzeug zur Hand hatte. Auf dem Kamine im Vorhause befand sich ein großer Haufe glühender Kohlen, und er legte eine davon auf die Pfeife. Aber so sehr er auch sog und Luft machte, Feuer bekam er doch nicht. Ebenso erging es ihm mit der zweiten Kohle. Darüber war er ärgerlich und warf die Kohle mit dem Fluchworte wieder auf den Herd: „Das weiß der Teufel, daß der Tabak nicht brennen will.“ Kaum war das Wort seinem Munde entschlüpft, so bekam er eine schallende Ohrfeige, daß ihm Sehen und Hören verging. Damit war auch das Haus und der ganze Spuk verschwunden, und er stand in der öden Flur allein in der Mitternacht.

38. Das Totenhemde.

Auf dem alten Kirchhofe zu Groß-Woltersdorf im Kreise Ruppin kam stets ein Toter um Mitternacht aus seinem Grabe, legte sein Hemde an der Kirchhofstür nieder und machte seine nächtlichen Wanderungen zum Schrecken der Dorfbewohner. Ein Knecht sagte einst zu seinen Genossen, er wolle dem wandernden Toten das Hemde wegnehmen. Wiewohl man ihn vor diesem Wagnis warnte, tat er es dennoch. Da erschien plötzlich der Tote wieder und forderte sein Hemde. Der Knecht entwich in die Vorhalle der Kirche und verriegelte die Tür. Der Tote jammerte und flehte um sein Hemde, erhielt es aber nicht. Endlich bat er den Knecht, ihm wenigstens einen Zipfel durch das Schlüsselloch zu stecken, damit er sich einen Lappen abreißen könne. Diese Bitte wurde gewährt; da öffnete sich die Tür mit donnerähnlichem Krachen. Den Knecht fand man fast leblos in der Halle liegen. Er wurde krank und nahm ein frühzeitiges Ende.



39. Der spukende Mönch im Ringelturm zu Lehnin.

An der alten Lehniner Klosterkirche befand sich ein Turm, zu dessen Spitze eine gewundene Treppe leitete, weshalb er der Ringelturm hieß. Hier war's nie recht geheuer, denn man hörte es oft hier treppauf, treppab poltern und in der halb eingestürzten gotischen Halle, die darunter liegt, umhertoben. Wer dreist war, konnte auch eine mächtige Gestalt mit schwarzem Gesicht, krausem Haar und weißem, flatterndem Gewande sehen, aber er mußte nicht zu nahe herangehen, sonst verfolgte sie ihn so lange, bis sie ihn vom alten Kirchhofe vertrieben hatte. Andere haben in dieser Gestalt einen Mönch erkannt, der in gefalteten Händen das Evangelienbuch hielt und mit funkelnden Augen gen Himmel blickte, gleichsam als bete er zu Gott für die Ruhe der Grabstätten, die ehemals in diesem Teile der Kirche waren, aber später zerstört wurden. Niemand konnte den Greis ansehen, ohne von tiefer Rührung ergriffen zu werden.

40. Die Erscheinung am Wittwiener Haus-See.

An den zum Rittergute Wittwien gehörigen Haussee im Kreise Ruppin knüpfen sich noch verschiedene Sagen; namentlich, heißt es im Volksmunde, ist es in dem dicht mit Bäumen umwachsenen Gange, welcher von dem Garten nach dem See führt, nicht geheuer, da es hier oft spukt. Vor langen, langen Jahren soll nämlich auf dem See eine Dame absichtlich vom Kahne aus in das Wasser gestoßen — die nähere Veranlassung freilich kennt man nicht mehr — und dort ertrunken sein, und noch heute kann die Unglückliche in ihrem nassen Grabe keine Ruhe finden, sondern läßt sich von Zeit zu Zeit in dem erwähnten Gange sehen.

In der Nähe desselben schaukelte sich einst um die Mittagzeit eine Tochter eines der früheren Besitzer des Rittergutes, ein gesundes, lebensfrohes, durchaus nicht furchtsames Mädchen von 14 Jahren. Plötzlich erblickt sie eine weiße Gestalt, die den Gang herauf auf sie zukommt. Deutlich erkennt sie, daß die ihr sich nähernde Gestalt ein hübsches, junges Mädchen ist, welches sich, etwa zwei Fuß über dem Erdboden schwebend, auf sie zubewegt, in der Hand ein altertümliches Lämpchen haltend, dessen Flamme sie durch Vorhalten der anderen Hand vor dem Zugwind zu schützen



sucht. Die Gestalt nähert sich ihr bis auf wenige Schritte, so daß sie deutlich das Licht durch die Finger der vorgehaltenen Hand schimmern sieht. Das Kind will rufen, doch der Schreck hemmt seine Stimme, — da plötzlich zerfließt die Gestalt vor seinen Augen.

Die Erzählerin ist heute längst verheiratet und Mutter, aber noch jetzt behauptet sie fest, diese Erscheinung gesehen zu haben; auch einem anderen Mädchen soll sie sich später noch einmal gezeigt haben.

41. Kegelschiebende Geister in der Wenzelsburg.

Bauern aus Streichwitz im Landkreise Guben, die in einer Nacht auf den Wiesen bei Neuzelle Pferde hüteten, sahen nach 11 Uhr auf der Wenzelsburg Licht. Einer, ein gewisser Urban, ging nachsehen und fand Männer, die dort Kegel schoben. Er fragte, ob er mitschieben dürfe. Sie gestatteten es ihm. Als sie ihm aber die erste Kugel übergaben, schlug es auf dem Turm zu Neuzelle zwölf. Beim ersten Glockenschlage waren die Männer verschwunden, und der Bauer hatte die Kugel in der Hand. Er ging mit seiner Kugel fort und nahm sie mit nach Hause und warf sie unter das Bett. Um 2 Uhr nachts wachte er auf, da leuchtete die ganze Stube. Er stand auf und fand, daß die Kugel den hellen Schein verbreitete. Als er sie am andern Morgen unter dem Bett hervorsuchte und sie den Kindern zum Spielen geben wollte, bemerkte er, daß sie von Gold war. Hundert Jahre hat die Familie durch drei aufeinander folgende Glieder in Wohlstand gelebt; aber der vierte Besitzer ist vollständig verarmt und in einem Stalle gestorben. Da man ihn begrub und nach Welmitz fuhr, wurden, als man die alte Poststraße Guben—Frankfurt kreuzte, die Pferde scheu und liefen nach der Wenzelsburg zu.

IV. Alp, Mahr, Mürawa.

42. Die Mürawa.

Ein Bauer aus Burg hatte sich zu Bette gelegt und war noch nicht eingeschlafen. Da hörte er, daß die Bodentüre sich öffnete, und Fußtritte, die immer näher an sein Bett kamen. Dann fing es an, ihm die Bettdecke abzuziehen und zog



immer mehr. Er trat die Bettdecke unten mit dem Fuße fest und zog das andere Ende oben über den Kopf weg. Da fing es an, ihn vom Fuße zu drücken bis zur Brust, so daß er kaum noch Atem bekommen konnte; er ward unruhig und wollte aufstehen, konnte aber nicht. Dann kehrte er sich um und legte sich auf die Seite, da war es vorbei. So kommt es immer.

Wenn die Mürawa nachts kommt, geht die Türe auf, dann latscht es, als wenn einer mit Filzschuhen ginge, und kommt schwer wie Blei auf das Bett; bisweilen stemmt es sich mit beiden Händen auf die Hüfte des Schlafenden. Liegt man auf dem Rücken, so kommt sie und schlägt einen vom Bette herunter. Wenn sie einen drückt, kann man nicht schreien. Wenn man aber nur ein Glied, nur den kleinen Finger rühren kann, ist sie gleich wieder weg, ebenso wenn man von einem anderen beim Namen gerufen wird oder man an den denkt, der sie schickt.

Sie erscheint in verschiedener Gestalt. Manchmal war es eine kleine weiße Maus, manchmal eine Menschengestalt oder wie ein Kater, aber meist wie ein Schatten. Mal sah sie bei Mondschein wie eine große Hand an der Wand aus. Will man sich vor der Mürawa schützen, so soll man abends die Schuhe nicht mit den Spitzen nach dem Bette, sondern abgewendet hinstellen, rückwärts an das Bett gehen und die Beine über kreuz legen. Das sicherste Mittel ist aber ein auf die Stubenschwelle gelegter Pantoffel mit dem Schnabel nach außen.

43. Die Mürawa als Maus.

Ein Mädchen lag im Bette, und alle Nächte drückte sie die Mürawa, und sie wurde krank. Da wurde ihr geraten, sie sollte auf das Bett greifen, wenn sie merkte, die Mürawa käme wieder. Dann sollte sie das, was sie ergriffe, in eine Wasserkanne oder in einen Topf tun, überhaupt in etwas Verschließbares, das man zudecken kann, und früh vor der Sonne hineinsehen, was es wäre, und es dann herauslassen. Denn, wenn man es behält und die Sonne es bescheint, so stirbt es und derjenige auch, dessen Geist es ist; der ist näm=lich noch nicht tot, sondern lebt noch. So griff also jenes kranke Mädchen in der Nacht zu, aber sah nicht, was es war,



sperrte es in eine Wasserkanne und deckte diese fest zu, daß es nicht heraus konnte. Dann sah sie früh vor der Sonne nach, da war eine kleine weiße Maus darin. Die ließ sie heraus und sagte es ein anderes Mal dem, auf den sie Verdacht hatte. Dann kam die Mürawa nicht mehr.

44. Der Alp.

Ein Mann in Ögeln im Landkreise Guben wurde des Nachts, wenn er schlief, häufig vom Alp gedrückt. Es warf sich plötzlich jemand über ihn, und er bekam nun fast keine Luft mehr und mußte beinahe ersticken. Der Mann, welcher schon bei Jahren war, behauptete, daß ein unverheiratetes Mädchen aus dem Dorfe ihn so quäle, deren Namen er sogar nennen könnte. Er wollte das Mädchen, welches ein rotes Schürzenband trug, an diesem Zeichen genau erkannt und deutlich gesehen haben, wie sie die Tür aufklinkte und zu ihm ans Bett kam. Wenn sie ihn genug geplagt hatte, verschwand sie auch wieder durch die Tür und brach beim Fortgehen noch in ein Lachen aus.

45. Die Mahrd aus Engelland.

Nachts geht hier und da eine weiße Frau, die Mahrd, in den Stuben um. Sie kommt selbst in verschlossene Zimmer — manche meinen durchs Schlüsselloch —, steigt unhörbar leise am Fußende auf das Bett und legt sich auf den Schlafenden. Dann drückt sie ihm die Brust und würgt ihn furchtbar, daß er nicht um Hilfe zu schreien vermag. Man kann aber den Armen befreien, indem man ihn beim Taufnamen ruft, dann muß sie ihn augenblicklich verlassen. Auch soll es gut sein, abends die Schuhe so vors Bett zu stellen, daß die Spitze nach außen weist.

Ein Mann, der immer des Nachts von der Mahrd gequält wurde, packte einmal fest zu und ließ sie nicht mehr los. Sie verwandelte sich in einen Strohhalm und suchte, dünn, wie sie nun war, ihm durch die Finger zu gleiten. Als es ihr nichts half, nahm sie die Gestalt eines schlüpfrigen Frosches an, aber all ihr Zappeln war umsonst. Da wurde sie mit einem Male eine wunderschöne Jungfrau, die dem Manne so gefiel, daß er sie zum Ehgemahl nahm. Beide lebten lange Jahre einträchtig und glücklich miteinander,



und die Frau schenkte ihrem Gatten vier schöne Kinder. Aber sie sehnte sich doch fort und bat gar oft, wenigstens einen Tag zu ihren Eltern nach Engelland fahren zu dürfen. Der Mann aber hatte das Schlüsselloch verstopft, weil er wußte, daß sie ihm sonst entweichen würde. Endlich ließ er sich doch noch einmal von ihren flehentlichen Bitten erweichen und sie durchs Schlüsselloch nach Engelland ziehen. Aber vergeblich wartete er auf ihre Rückkehr, er sollte sie nie wiedersehen, und auch ihre Kinder hat sie eines nach dem anderen heimlich geholt und nach Engelland gebracht.

46. Die Mahr in Strausberg.

In Strausberg im Kreise Oberbarnim sprach man einst viel von einer Mahr; die kam des Nachts zu den Leuten, und zu wem sie kam, der hatte Herzbeschwerden und Brustbeklemmungen, daß er nicht schlafen konnte. Wenn die Schlüssellöcher verstopft oder auf den Türschwellen Kreuze gemacht wurden, dann konnte die Mahr nicht hinein. Das hat auch einmal ein Knecht getan aber dabei ein Astloch zuzustopfen vergessen. Da ist in der Nacht eine große Katze auf sein Bett gesprungen, die hat er festgehalten, solange er konnte. Da sah er das offene Astloch; schnell rief er einen Kameraden, der stopfte es noch rasch zu, und nun hatte der Knecht die Mahr gefangen. Am andern Morgen aber saß eine schöne Frau an seinem Bett, die wollte nimmer von ihm gehen. Er heiratete sie, und sie beschenkte ihn mit mehreren Kindern. Einmal zeigte er seiner Frau das Astloch, durch das die Mahr hindurchgekommen. Als er aber den Stöpsel herausgezogen hatte, war sein Weib auf einmal verschwunden. Sie ist auch nie ins Haus zurückgekehrt, sondern nur ab und zu heimlich des Sonntags gekommen, um ihre Kinder zu sehen.

V. Irrlichter. Der Bud.

47. Lichtermender.

Die Irrlichter werden Lichtermender genannt, und wenn man sie sieht, so soll man nicht beten, sonst kommen immer mehr; flucht man dagegen, sind sie sogleich alle weg. In Lokto im Kreise Zauch-Belzig heißt es umgekehrt: Licht-



mender sind Kinder, welche den Segen Gottes nicht empfangen haben und die sofort verschwinden, sobald sie denselben erhalten.

In der Plaue-Niederung, namentlich zwischen Lokto und Mörz, gibt es viele Irrlichter, und man erzählt sich dort: Einmal kam ein Bauer mit einer Fuhre Heu durch eine sumpfige Gegend. Als er noch im Trocknen war, erschien ihm ein Lichtermann, und der Bauer sprach zu ihm: „Wenn du mir einmal leuchten willst, so leuchte mir durch den Sumpf.“ Der Lichtermann tat es wirklich. Als sie glücklich hindurch waren, sprach der Bauer: „Gott segne dich,“ und der Lichtermann war verschwunden.

48. Das gefangene Lüchtemännchen.

Ein Hirt wollte abends mit seiner Herde heimkehren. Als er nahe bei seinem Dorfe Ferchesar im Westhavellande war, bemerkte er, daß ihm eine Kuh fehle. Sofort kehrte er um und suchte, konnte sie aber nicht finden. Ermüdet setzte er sich auf einen Baumstumpf und zündete seine Pfeife an. Da kam plötzlich eine Schar von Lüchtemännchen (Irrlichtern) heran und umringte ihn von allen Seiten. Anfangs sah er ihnen ruhig zu; als sie ihn aber gar zu dicht umschwärmten, fürchtete er, sie würden ihm das Haar versengen und schlug mit seinem Stecken um sich. Aber je mehr er schlug, desto mehr wurden es. Als er sich ihrer gar nicht mehr erwehren konnte, griff er mit der Hand in den Schwarm und haschte eins. In demselben Augenblicke war die ganze leuchtende Schar verschwunden, und der Hirt hatte kein Lüchtemännchen, sondern nur einen Knochen in der Hand. Den nahm er mit nach Hause. Andern Tags fand er auf der Weide die verirrte Kuh wieder. Als er aber abends heimkehrte, war die ganze Dorfstraße voll von Lüchtemännchen, die umringten ihn, wie am Tage vorher. Aber es waren ihrer noch viel mehr, und sie riefen ihm zu: „Gieb uns unseren Kameraden wieder, sonst stecken wir dir dein Haus an.“ Vergebens beteuerte der Hirt, er habe nur einen Knochen mitgenommen; sie drohten immer ärger. Da ging der Hirt ins Haus und hielt den Knochen auf der flachen Hand zum Fenster hinaus. Mit einem Male war's wieder ein Lüchtemännchen, das eilte da-



von, von den andern umringt, und bald war die ganze Schar hüpfend und springend zum Dorfe hinaus.

49. Der wortbrüchige Bauer.

Ein Bauer war zu Biere gewesen, kam aus der Schenke und wollte nach Hause. Da sagte er: „Wenn doch jetzt ein Irrlicht da wäre und mich nach Hause führte.“ Auf einmal war ein Kerlchen mit der Laterne da. Das kleine Männchen fragte, ob er ihm einen Dreier geben würde für das Nachhauseführen. Da sagte jener: „Einen Dreier werde ich dir geben.“ Zu Hause sagte er: „Ich habe keinen bei mir, ich werde ihn aus der Stube holen;“ aber er wollte bloß hinein, bloß unter das Dach kommen. In der Stube sagte er: „Du kriegst nichts, ich werde dir was husten, ich bin zu Hause.“ Im Stalle hatte der Bauer eine Stute mit einem Fohlen stehen, das hatte eine Klingel um den Hals. Auf einmal kam es heraus und klingelte und lief um das Haus herum; es war aber das Irrlicht. Der Bauer lief hinterher, immer weiter und weiter und das Fohlen immer vor ihm her. Zuletzt kam er in Sumpf und Morast, ist aber immer gelaufen bis zum Morgen. Früh war er wieder zu Hause.

50. Das Irrlicht und der Dreier.

Als zwei Bauern in Lahmo im Landkreise Guben in einer Nacht im Beetzacksee fischten, hörten sie auf einmal die Glocken gehen, und es kam ihnen so vor, als ob die Glockentöne aus dem Wiesensee heraufklängen. In demselben Augenblicke fand sich ein Lichtchen zu ihnen; das setzte sich auf die Kahnkoffe. Sie fischten bis an Pethlacks Gasse heran und hatten das Lichtchen immer noch im Kahn. Es ließ sie auch nicht ans Land. Wenn sie auch den Kahn dem Ufer zusteuerten: er wurde vorn immer wieder ins Wasser gestoßen. Da legte der eine Bauer dem Lichtchen einen Dreier auf die Kahnkoffe. Darauf war es verschwunden.

51. Zauberspruch gegen Irrlichter.

Eine Frau, die abends von Niemaschkleba nach Guben ging, benutzte den Fußsteig durch die sumpfigen Wiesen und sah ein Irrlicht. Da sagte sie rein aus Übermut:



„Hopp, hopp, Haberstroh,
Kommst du her, dann bin ich froh!"

Nun kam das Irrlicht auf die Frau zugetanzt. Als ihr nun doch etwas ängstlich wurde, sprach sie:

„Hopp, hopp, Haberstroh,
Gehst du fort, dann bin ich froh!"

Und sogleich entfernte sich das Irrlicht wieder.

52. Der Bud.

Der Bud (Irrlicht) ist wie ein Mensch, hat keinen Kopf, und das Licht scheint ihm aus der Brust. Oft hat er Mannsfüße, kurze Hosen und blauen Rock, auf dem Rocke sitzt die Flamme. Ein Pferdehüter auf der Schmogrower Grenze im Landkreise Kottbus sah oft einen Bud. Der war ein kleines Männchen, trug eine große Kappe und ging über die Geländer. Der Bud erscheint auch wie ein kleiner alter Mann, 2 bis 3 Fuß hoch, und hat ein Röckchen an. Er hat nur ein Bein und hält einen Arm ausgestreckt und in der Hand das Licht.

Bei einem Holzhändler waren auf dem Holzhofe immer Irrlichter. Ein Wende aus Burg ging mal mit anderen auf eins derselben zu, um es genau zu besehen. Da sah er den Bud in Gestalt eines kleinen Kindes, das hielt die Hände auf die Augenhöhlen gedrückt, und eine feurige Flamme schoß ihm aus dem Munde.

53. Das Leuchtwürmchen als Bud.

Mal fischten drei Mann in einer nebligen Nacht. Da sahen sie in der Ferne ein Licht und fuhren näher, es zu untersuchen. Wie sie herankamen, sahen sie einen alten Mann von eckiger Gestalt, der hatte einen langen Bart und trug ein Licht auf dem Kopfe. Da gingen sie ganz nahe heran, und es war ein Leuchtwürmchen, das saß auf einer hohen Distelstaude, und Spinnweben hingen herum.

VI. Hausgeister. Kobold und Drache.

54. Der schwarze Klut.

Alte Leute wissen noch von den Koboldxen zu erzählen, kleinen heimlichen Hausgeistern, die sorglich gehegt, dem Menschen vielerlei Gutes erweisen, die aber, wenn man un=



freundlich gegen sie ist, nicht bloß des Nachts im Hause poltern und lärmen, sondern auch schlechte Streiche verüben.

Zu den Koboldén gehört der „schwarze Klut“. Einen solchen besaß die Bäuerin in Vorbruch im Kreise Friedeberg. Er berichtete ihr täglich, was die Magd im Hause tat, ob sie genascht oder gefaulenzt hatte. Als eines Abends spät das Mädchen noch einmal in die Stube kam, da saß der Klut, einer schwarzen Katze ähnlich, auf dem Tisch und wühlte funkelnden Auges in einem Berge Gold. Das Mädchen rief die Bauersleute und erzählte ihnen, was sie gesehen. Die aber schickten die Magd zu Bette und nahmen den Schatz an sich.

55. Der Kobold in der Uckermark.

In Biesenbrow bei Angermünde spricht man noch heute von einem Kobold, der dort umgehen soll. Eines Tages kam zu einer Bauersfrau eine Frau, einen roten Unterrock in der Hand tragend. Zum Schluß ihres Gespräches bat die Frau, den Rock doch über die Grenze zu tragen, und dann erst das Bündel zu öffnen. Sie machte sich auf den Weg, aber die Neugier war zu groß, und schon vor der Grenze öffnete sie ihr Bündel. Da fuhr mit einem furchtbaren Gesause der Kobold heraus. — Fortan blieb der Kobold bei der Bauersfrau. Sie mußte ihm jeden Tag Mehlsuppe kochen, die sie nach dem Boden trug, wo der Kobold, wie man sagt, in einem Faß lebte.

Die Familien, bei denen der Kobold wohnt, werden reich, sind aber gottlos. Des Nachts geht er um. Da begibt er sich auf andere Gehöfte, drischt das Korn aus und trägt es in die Scheune zu seinen Leuten. Er verlangt eine gute Behandlung, sonst trägt er das Korn wo anders hin. — Den anderen Leuten sucht er allerhand Schabernack zu spielen. Wenn z. B. die jungen Leute zum Tanze gehen, wirft er ihnen faule saure Gurken auf den Kopf. Wird er von den Leuten geärgert, besudelt er sie, dieses läßt sich niemals wieder auswaschen! Er erscheint den Menschen in vielerlei Gestalt. Einst als Kater mit glühenden Augen. Dann wieder erschien er einem Bauer als feurige Kugel auf der Feldmark. Auch mal als dreibeiniges Schwein auf der Kirchhofsmauer.



Die Familie, bei der der Kobold umging, starb aus. Als letzte ihres Stammes starb die Frau des Hofes. Bei ihrer Beerdigung wollen Leute den Kobold als bunten Hahn auf dem schwarzen Sarge gesehen haben. Als das Grab zugeschaufelt wurde, erschien der Kobold als Sperling und flog unsicher gen Schmiedeberg, das in der Nähe gelegen, davon.

56. Der Kobold des Bauern zu Grieben.

Ein Bauer in Grieben im Kreise Ruppin hatte bis vor etwa 60 Jahren einen Kobold, dessen Wohnung eine alte Lade war, so erzählte ein altes Mütterchen aus Kloster Heide, welches die Sache genau wissen wollte. Als nun der Bauer einst auf dem Felde wirtschaftet, fällt es seinem etwa zehnjährigen Neffen ein, zweien seiner Spielkameraden „die rote Puppe“ zu zeigen. Er öffnet die Lade, und hurtig springt der Kobold heraus und fängt an, in der Stube herumzutanzen. Nun aber gilt es, den Tanzenden wieder in sein Quartier zu bringen, damit der Onkel nicht erfährt, was geschehen. Die Knaben machen auf ihn Jagd, aber vergebens; denn kaum haben sie ihn in eine Stubenecke getrieben und glauben ihn erfassen zu können, flugs ist er ihnen wieder entsprungen. Da kommt denn der Onkel heim, und erst mit seiner Hilfe gelingt es, den Kobold wieder in seine Behausung zu schaffen. Der Bauer beschenkt nun die Knaben und nimmt ihnen das feste Versprechen ab, niemand zu sagen, wie die Puppe ausgesehen habe. Der Kobold muß indessen kein guter Hausgenosse gewesen sein; denn der Besitzer hat ihn mehrfach, ja selbst für den geringen Preis von 6 Pfennigen zum Verkauf angeboten. Doch ist es zweifelhaft, ob es ihm gelungen ist, den Kobold zu verkaufen, oder ob derselbe beim Brande des Hauses ums Leben gekommen ist.

57. Der Kobold in der Wielmühle.

Zwischen Treuenbrietzen und Belzig liegt einsam an der Plane eine Wassermühle, die Wielmühle genannt. Der Müller auf der Wielmühle soll einen Kobold gehabt haben, den er gerne hätte los sein mögen, er wußte aber nicht, wie er das anfangen sollte. Da kamen einst ein paar Bärenführer auf die Wielmühle und blieben da über Nacht. Ihre beiden Bären



sperrten sie in die Mahlgaststube, die gerade frei war; sie selbst suchten in irgendwelchem Winkel ihr Nachtlager. Da kommt spät in der Nacht ein kleiner Rotjäckiger in die Mahlstube, macht Feuer im Herd an und fängt an, da was zu braten. Die Bären liegen ruhig in der Ecke. Wie es aber in der Pfanne an zu zischen und in der Stube an zu rauchen fängt, steht der eine Bär auf, geht zu dem Roten am Herd, faßt ihn mit seinen großen Pfoten sachte um und will mitessen. Da kriegt aber der Rotjäckige solchen Schreck, daß er alles im Stich läßt und ausreißt, über Gang und Treppen bis in den Hof, wo er sich in einem Haufen Brennholz verkriecht und nicht mehr sehen läßt.

Der Müller war froh, ihn los zu sein. Wie er aber vier Wochen später um Holz in den Wald fährt, da ist mit einemmal der Rotjäckige wieder bei ihm und fragt: „Ist denn der mit den großen Augen und Pfoten und mit dem langen Pelz noch da?“ — „Ja, gewiß,“ sagt der Müller rasch, „und hat noch sieben Junge!“ — „Denn komm' ich nicht wieder,“ sagt der kleine Rotjack; „adjee, Meister.“

58. Der Kobold als Mütze.

Mal hatte ein Mädchen einen Kobold. Der war ein kleines Männchen und hatte rote Mütze und rote Jacke. Er mußte ihr immer beim Spinnen helfen und saß dann in dem Pantin (Holzschuh), den sie beim Spinnen auszog. Damals brannten sie noch Kien im Kamin. Wenn nun der Kobold im Pantin saß, so hat er gepfiffen, wollten sie ihn aber greifen, so war er schnell unter dem Kamin im Ofenloch. Wollten sie ihn da greifen, so war er wieder im Pantin, kurz, sie kriegten ihn nicht. Wenn das Mädchen abends nach Hause kam, zog sie immer zwei Spulen auf, und morgens waren sie beide vollgesponnen.

Auf dem Lande muß Sonnabends abends alles reingemacht werden, Tische, Bänke, Schemel, alles wird gescheuert. Lange nun hatte der Bauer, bei dem das Mädchen diente, sich schon gewundert, daß sie so fleißig war. Darum sagte er eines Sonnabends: „Das Mädchen ist so fleißig, hat immer alles so rein, ich muß doch mal zusehen, wie das sich macht.“ Dann legte er sich des Nachts auf die Ofenbank und wollte zusehen. Es dauerte nicht lange, so kam der Kobold und



scheuerte alles rein. Wie er an die Ofenbank kam, nahm er den Bauer sacht herunter und legte ihn auf die Dielen. Wie er aber mit Scheuern fertig war, legte er ihn wieder auf die Ofenbank. Nun wußte der Bauer, wie es kam, daß sein Mädchen so fleißig war.

Wollte das Mädchen den Kobold nicht mehr haben, dann ging er nicht ohne weiteres, bis sie ihm einen Dreier gab, dann ging er seiner Wege.

Alsdann verwandelte er sich in eine alte Mütze, wie die Männer sie tragen, und lag so herum. Wer dann solche alte Mütze aufhebt, der hat den Kobold.

59. Der Müller und der feurige Drache.

An der Landstraße, die von Neuruppin nach Wusterhausen a. d. Dosse führt, erhebt sich ein Hügel, der noch jetzt der „Möllenberg", d. i. der Mühlenberg, genannt wird, weil auf ihm eine Mühle gestanden hat. Der Müller war ein reicher, geiziger Mann, der es nicht genau mit dem Einmessen nahm, so daß man spottweise von ihm sagte: „Vör dänn hett de Schäpel ok mir as sößtein Matten" (für den hat der Scheffel auch mehr als 16 Metzen). Aber das alles hätte ihn nicht so reich gemacht, wenn er nicht noch überdies einen Pakt mit dem Drachen geschlossen hätte. Dieser feurige Drache saß in einem Erlengebüsch am nahen See. Er schaffte dem Müller, wenn er es verlangte, Geld und immer wieder Geld, so daß sein Reichtum ungezählt war.

Dem Müller war die Frau gestorben, und er ging auf die Suche nach der zweiten. Niemand im Dorfe mochte ihn heiraten. Endlich fand er ein frommes, stilles Mädchen, das nichts von seinem bösen Treiben wußte. Einst saß er mit seiner Frau im Zimmer; Knechte und Mägde waren zum Tanz im Dorfe. Sie gerieten in Streit. In der Erregung rief der Müller: „Droak, kumm und hoal de Frau!" Der feurige Drache kam, um die Frau zu holen. Diese rief den Namen Gottes an und floh. Eben hatte sie das Haus verlassen, da krähte der rote Hahn auf dem Dache. Das Haus stand in Flammen; die Mühle wurde mit ergriffen. Während die Leute aus dem Dorfe kamen und retten wollten, sahen sie, wie die Schaufeln der brennenden Mühle sich drehten.



Sie sahen eine Feuerkugel dem Elsenbusch zufliegen. Der böse Müller, der seine erste Frau dem Drachen geopfert hatte, verbrannte mit all seinen Schätzen.

60. Der Drache des Schäfers zu Reuden.

In dem Dorfe Reuden bei Kalau wohnte ein Schäfer mit seiner Frau, von dem die Leute des Dorfes erzählten, daß er einen Drachen in seinem Hause beherberge. Einst wurden beide Eheleute zu einer Kindtaufe geladen und beauftragten die Magd, sie solle, wenn sie von Hause fort seien, auf den Boden gehen und um die Mittagszeit einen Topf mit Milchhirse in eine Tonne stellen, die sie der Magd näher bezeichneten. Die Magd aber hatte eine Liebschaft mit einem Schäferknecht, welcher sie beredete, daß sie die Milchhirse allein essen wollten und daß es ganz gleich wäre, ob ein Topf mit Hirse oder ein Topf mit Wasser in die Tonne gestellt würde. Die Mittagsstunde schlug, und die Magd begab sich auf den Boden mit einem Topf Wasser. Sie goß das Wasser in die Tonne, aber zu ihrem Schrecken sprang in demselben Augenblick ein großes schwarzes Tier aus derselben und fuhr zum Dache hinaus, daß alles krachte. Genau zu derselben Zeit, als dies in dem Haus der beiden Eheleute geschah, wurden dieselben an dem Tisch, wo sie zum Schmausen saßen, in den Gesichtern ganz schwarz; sie gingen erschrocken nach Haus, um den Verlust des Gelddrachens für immer zu beklagen.

61. Der Drache der Krügerin zu Seddin.

Von der Witwe des Krügers zu Seddin in der Westpriegnitz erzählen die Leute, daß sie ihren großen Reichtum dem Drachen verdanke. Viele wollen gesehen haben, wie der Drache als feurige Schlange zum Schornstein ihres Hauses hineinfuhr. Saß die Witwe abends bei der Lampe am Tisch und las oder machte Handarbeiten, so brannte unter dem Tisch eine kleine weiße Flamme; das war der Drache. Stand die Frau dann auf und ging in ihr Schlafzimmer, so folgte ihr das Flämmchen. Einmal kam ein Bauer nachts um 12 Uhr an dem Fenster der Krügerin vorbei. Diesmal brannte keine Lampe. Der Drache saß als weiße Flamme auf dem Tisch, anscheinend bei einem Haufen Geld, und die Frau saß mit freundlichem Gesicht bei ihm am Tisch.



Ein anderer Bauer aber wollte den Drachen am Abendhimmel gesehen haben in Gestalt einer ganz schwarzen, langgestreckten, schmalen Wolke, die aber einen richtigen Kopf, vier Beine und einen langen Schwanz hatte.

VII. Zwerge, Unterirdische, Elliken, Lutchen.

62. Der Handwerksbursche und der Zwerg.

Ein Handwerksbursche, der sich auf dem Wege von Krossen nach Guben im heißen Sande die Füße wund und blutig gelaufen hatte, wurde bei den „hohlen Bergen“ so matt, daß er sich ins Gras niederlegen mußte. Wie er nun, von Schmerzen gequält, seufzte und klagte, trat plötzlich ein kleines Männchen im roten Rocke zu ihm, tröstete ihn, heilte augenblicklich mit einer grünen Salbe die kranken Füße, beschenkte den Burschen mit einer Hand voll bohnengroßer, weißer, strahlender Steinchen und mit einem ledernen Beutel voll Goldkörner und versank in die Erde, ohne den Dank des Burschen abzuwarten. Dieser lief sofort nach Guben, fuhr von da mit dem Schiffer Ludwig zu Wasser nach Hamburg und wurde dort ein reicher Handelsmann, der den Armen viel Wohltaten erwies. Der Schiffer Ludwig hat ihn jedesmal, wenn er nach Hamburg gekommen ist, besucht und bei ihm herrlich gegessen und getrunken.

63. Der Knäuel ohne Ende.

In der Nähe des Heidenkirchhofs beim Ewaldshügel, der unweit der Stadt Oderberg liegt, sammelte einst eine arme alte Frau im Spätherbst barfuß Holz und begegnete von ungefähr einem grauen Männlein mit großem Krempenhut, der die vor Frost Zitternde fragte, wo sie ihre Strümpfe hätte. Die Frau entschuldigte sich mit ihrer Armut, sie habe weder Strümpfe noch Garn zu solchen. Darauf gibt ihr das Graumännchen ein kleines Knäuel mit der Mahnung, es sorgsam in ihrem Kasten vor aller Augen zu verbergen und niemals nach seinem Ende zu forschen, dann werde es mehr als ein Paar Strümpfe davon geben. Lange Jahre strickte



die Frau schon von ihrem Garnknäuel, nie war das Ende des Fadens erreicht. Aber schließlich siegte doch die Neugier, der Kasten wurde geöffnet, aber da war auch der Faden mit einem Schlage zu Ende.

64. Die Unterirdischen in Chorin.

Am Kloster Chorin haben einst sieben Baumeister lange Jahre gearbeitet, ehe sie das hohe Werk fertig hatten, von dem wir noch heut die herrlichen Ruinen sehen. Lange stand das Kloster in seiner ernsten Pracht. Endlich aber ist es mit allen Gebäuden, die darum und daran sind, auf ewige Zeiten verwünscht worden. Von da an sind die Unterirdischen darin eingezogen und kommen bald da, bald dort in ihrer grauen Kleidung und mit dreieckigem Hute zum Vorschein.

Ein Bötticher, der nahe dem verlassenen Kloster wohnte, hörte einstmals in der Nacht eine Stimme, die rief ganz laut seinen Namen, als wenn jemand in der Stube wäre, und gab ihm einen Ort im Kloster an, wo er sich einfinden solle; aber er tat, als höre er's nicht, und drehte sich um. Da rief es zum zweiten und endlich zum dritten Male; nun stand er auf, nahm all sein Handwerkszeug, Messer, Beil, Hammer und Reifen, wie es ihm die Stimme geheißen hatte, mit sich und ging nach dem bestimmten Orte. Hier fand er ein kleines Männchen stehen, das grüßte ihn und war sehr freundlich, sagte ihm aber, er müsse sich die Augen verbinden lassen, denn anders könne er nicht mit ihm gehen, fügte auch hinzu, daß ihm kein Leides geschehen sollte. Das Männlein führte ihn nun eine ganze Strecke, bis es ihm endlich die Binde abnahm und er sich in einem geräumigen Keller sah, wo er noch eine große Menge ebensolcher Männlein, wie sein Begleiter war, erblickte, die mit verschiedenen Dingen beschäftigt waren, aber kein Wort sprachen. Jetzt hieß das graue Männchen den Böttlicher um zwölf große Fässer, welche dort standen, neue Bände legen; er führte diese Arbeit zur Zufriedenheit aus und erhielt nun die Erlaubnis, von jedem der zwölf großen Goldhaufen, die bei den Fässern lagen, einen Teil für sich als Bezahlung zu nehmen. Darauf ward ihm die Binde wieder vor die Augen gelegt, dasselbe graue Männlein führte ihn zurück, und er fand sich bald mit seinem



Schatze allein an dem Orte, wohin ihn die Stimme zuerst gerufen hatte.

65. Die Zwerghochzeit.

Frau von Bünau lag während der Wochen ganz allein in der Stube. Da sprang die Tür auf, und ein ganz kleines Männchen kam zu der Frau ans Bett und fragte, ob sie erlauben wolle, daß es mit den Seinen hier in der Stube dürfte Hochzeit abhalten; sie würden nicht viel Lärm machen und wenig Raum in Anspruch nehmen; sie wollten zufrieden sein, wenn sie sich bloß unter dem Ofen aufhalten könnten. Die Öfen standen nämlich früher auf geschnitzten Beinen, so daß unter jedem ein hohler Raum war. „Ja, ja," sagte die Frau. Darauf zogen sie mit Musikanten, mit dem Brautpaare und den Hochzeitsgästen in die Stube und aßen, tranken und tanzten unter dem Ofen. Als sie damit zu Ende waren, kam das kleine Männchen wieder zu Frau von Bünau ans Bett, bedankte sich, gab ihr drei Brötchen und sagte: „Solange die Brötchen in deiner Familie bleiben, wird es ihr gut gehen."

Darauf haben sie die Brötchen in den großen Turm des Schlosses eingemauert, und es ist der Familie mehrere Jahrhunderte lang wohl gegangen. Als der Turm aber bei einer Feuersbrunst zerstört wurde, ging es ihr wieder schlecht, und das ist bis auf den heutigen Tag so geblieben.

66. Der Ringeltanz der Zwerge.

Es hatte mal ein Bauer aus Zechow im Kreise Ruppin seine Ochsen, wie es eben Sitte war, des Mittags auf den Berg zur Weide getrieben. Es war aber sehr heiß; deshalb legte er sich hinter einen schattigen Busch und schlief dort bald ein. Während er nun so „drusselte", hörte er plötzlich einen merkwürdigen Gesang, aus dem er ganz deutlich die Worte versteht: „Den Kiepernick, den Köpernick." „Hm," denkt er, „was mag das wohl sein?" Und wie er sich etwas emporrichtet, sieht er, wie eine ganze Anzahl kleiner Männer und Frauen — sie mochten kaum 2 Fuß groß sein — sich angefaßt hatten und unter Gesang auf dem Berge einen lustigen Ringeltanz aufführten. Da plötzlich schlägt es 12 Uhr mittags, und wie das die Zwerge hören, verschwinden sie einer



nach dem anderen in einer Erdspalte, die der Bauer noch nie zuvor gesehen, so oft er auch schon an dem Berge gepflügt hat. Kaum aber ist der letzte seinen Blicken entschwunden, als sich auch der Berg wieder hinter ihm schließt.

Auch an der Braunsberger Grenzscheide, unweit des hohen Berges, will man sie öfter frühmorgens ihren Ringeltanz haben aufführen sehen.

67. Vater Dankow.

Im Brunner Zootzen im Osthavellande hütete ein alter Kuhhirt, Vater Dankow geheißen, seine Herde; Tag und Nacht weilte er inmitten seiner Pflegebefohlenen; denn anstatt daß er am Abende nach dem Dorfe zurückkehrte, schlief er draußen in der Hütte, die er sich mit eigener Hand auf der Koppel gebaut hatte. Eines Abends, als sich der Alte kaum in seiner Hütte zur Ruhe gelegt hat, vernimmt er eine schöne Musik. Er steht wieder auf, geht vor die Tür und horcht, kann aber niemand sehen. Als er aber um die Hütte herumgeht, bemerkt er, wie ein kleiner roter Mann dasitzt und Harmonika spielt. „Na, Vater Dankow," redet der Kleine unseren Kuhhirten an, „wie gefällt Euch die schöne Musik?" „O prächtig," erwidert der Alte. Da fährt der Kleine fort: „Wollt Ihr nicht ein Tänzchen dazu machen?" „Warum nicht? Wenn nur ein hübsches Mädchen hier wäre!" Kaum aber hat der Alte dies gesagt, so steht auch gleich ein hübsches Mädchen vor ihm, „kriegt ihn beim Krips" und tanzt mit ihm los. Da ruft Vater Dankow: „Man sacht! man sacht! Ick kann ja so dull nich mehr!" Je mehr er aber schreit, je toller tanzt sie drauf los, immer in den Zootzen hinein durch die Zacken der Bäume. Er verliert seine Schuhe, seine Mütze und zerreißt sich das Zeug. Endlich wird er von dem Mädchen losgelassen: da fällt er unter einer großen Eiche nieder und schläft dort ein.

Als die Mädchen am anderen Morgen aus dem Dorfe kommen, um die Kühe zu melken, wundern sie sich, daß Vater Dankow noch nicht aufgestanden ist. Als sie aber nachsehen wollen, was den alten Mann gegen seine Gewohnheit noch an das Bett fessele, finden sie dasselbe leer. Nach langem Suchen finden sie den Alten noch schlafend unter der Eiche. Sie wecken ihn auf und sprechen ihre Verwunde=



rung darüber aus, wie er hierher gekommen sei. Er erzählt ihnen darauf die Geschichte; die Mädchen fangen an zu lachen und sagen: „Vater Dankow, das hat Euch geträumt." Der aber bleibt dabei und sagt: „Seht doch, ick häbbe ja allens verloren." Darauf suchen ihm die Mädchen Schuhe und Mütze wieder zusammen und kehren mit ihm zu seiner Hütte zurück. Und mochte später noch so schöne Musik ertönen, niemals hat sich Vater Dankow wieder dadurch verleiten lassen, spät abends seine Hütte zu verlassen.

68. Die Elliken.

Die „jungen Elliken" oder „kleinen Öllerken" sind Knirpse, so lang wie ein Fuß, sie tragen ein rotes Käppelchen und ein kurzes, rotes Röckchen. Ihre Wohnungen haben sie im Walde, wo sie bei einem glimmenden Feuerchen sitzen und Gold brennen. Sie hausen aber auch unter der Erde. Zu den Menschen kommen sie zuweilen heimlich, wenn gebacken wird, denn sie essen Teig und frisches Brot über die Maßen gern. So gut die Elliken auch sind, man muß sich doch vor ihnen hüten, wenn ein Kind geboren ist; denn sie trachten danach, es mit einem ihrer eigenen Kinder zu vertauschen.

Von den Elliken erzählte ein altes Großmütterchen aus Schüttenburg im Kreise Friedeberg:

Als eine Frau einmal abends mit der Magd Brot buk, kroch eine dicke Kröte an den Teig. Die Kröte aber war nichts anderes als ein hungriges Elliken, das sich gerne an frischem Brot laben mochte. Die Bäuerin wollte das Tier ins Feuer werfen, die Magd aber scharrte es sanft zur Erde, knetete etwas Teig zu einem Kügelchen und kullerte es zu der Kröte hinunter. Nach einem Jahre kam plötzlich eine feine Kutsche mit acht Pferden vor den Bauernhof gefahren. Das Mädchen aber wurde eingeladen, sich hineinzusetzen und mitzufahren. Als sie in den Wald gekommen waren, tat sich ein Berg auf, sie fuhren hinein, und das Mädchen trat in ein feines Haus. Da lag eine junge Mutter auf ihrem Lager, und über ihr hing an einem Seidenfaden ein großer Mühlstein. „Aber liebe Frau," sagte das Mädchen, Ihr seid ja in der allergrößten Gefahr. Der Faden kann ja reißen, dann schlägt der schwere Stein Euch tot!" „Ja, meine Tochter," erwiderte die Frau, „siehst du, an solchem Fädchen hing vor einem



Jahre mein Leben, als die Bäuerin die Kröte in den Backofen werfen wollte. Heut aber wird mein Kind getauft, und weil du mir so freundlich geholfen hast, sollst du das Fest mitfeiern." So nahm die Magd an dem Tauffest der Elliken teil, bei dem es sehr lustig herging; am Schluß wurde sie reich beschenkt und in der Kutsche wieder nach Hause gefahren.

69. Auszug der Erdleute.

Die Erdleute wohnen in der Erde, z. B. im Beetzberge. Sie heißen auch Jüdelchen.

In Lahmo bei Guben hat ein Besitzer auf Dommsen Gute die Erdleute zu allerletzt gehabt. Wenn die Bauersleute aßen, ließen sie in Näpfen und Schüsseln für die Erdleute stets etwas übrig, und die verzehrten es auch regelmäßig. Die Erdleute waren klein und gingen nackend. Sie verrichteten in dem Hause ihres Wirtes alle Arbeiten. Sie kehrten die Stube aus, wuschen das Geschirr ab, fütterten das Vieh, putzten die Pferde. Sie waren nur ihrer zwei, ein Mann und ein Weib.

Dem Bauer und der Bäuerin tat es leid, daß die Erdleute nackend gehen mußten, und da sie ihnen fortdauernd die Arbeit verrichteten, wollten sie sich ihnen dankbar erweisen; sie ließen daher der Frau ein Kleidchen und dem Manne Höschen und Röckchen beim Schneider machen und legten ihnen die Sachen hin.

Als die Erdleute die Kleider sahen, wurden sie betrübt und sagten: „Nun haben wir unsern Lohn, jetzt können wir auswandern."

Sie wanderten auch aus und dabei weinten sie immer die Dorfstraße entlang; sie gingen nach Kuschern zu und sollen sich dort wieder festgesetzt haben.

70. Der entlarvte Wechselbalg.

Eine Mutter hatte schon längst mit stiller Trauer bemerkt, daß ihr Knabe weder recht wachsen noch sprechen lernen wollte. Als er aber nun sieben Jahre alt geworden war und noch kein Wort geredet hatte, da kam ihr die Sache denn doch nicht richtig vor und immer mehr befestigte sich in ihr der Glaube, daß die Unnererdschen in einem unbewachten Augenblicke ihr Kind einst aus der Wiege ge-



stohlen und ihr dafür einen Wechselbalg untergeschoben hätten. Der Sache muß sie auf den Grund kommen, sie geht zu ihrer Nachbarin und fragt sie um Rat. — Als sie nun eines Tages Bier brauen wollte, nahm sie nur ein wenig Malz, schlug neun Eier ein und warf die Schalen mit in das Braugefäß. Da ließ sich der Kleine, welcher dabei stand, durch seinen häuslichen Sinn zu einer Unvorsichtigkeit hinreißen und rief:

„Ick bin all so olt,
„As Boem un Gold,
„Un häwt noch nicht wüßt,
„Dät Eierdöpp (Eierschalen) Bier geben müßt."

Da erkannte die Frau den Betrug und trieb den Kleinen mit Schlägen aus dem Hause.

71. Die Lutchensage.

Die Lutchen — Ludki — waren Heiden und die ersten Menschen in der Lausitz. Es waren kleine Männer und Frauen, kaum höher als ein Fuß, mit roten Jäckchen und Mützchen bekleidet. Sie wohnten auf den sandigen Bergen und dem dürren Höhenland, namentlich in den großen Waldungen am Koschenberg. Mit den Wenden standen sie in freundschaftlichem Verkehr, kamen wohl gar zu ihren Festen, tanzten gern, waren gutartig und fröhlichen Gemütes. Bisweilen halfen sie ihnen bei der Arbeit, wofür sie sich dann mancherlei Hausgerät, z. B. Backfaß oder Butterfaß borgten.

Anfangs wohnten sie allein hier in der Gegend, aber als die Menschen hierherkamen, verkrochen sie sich in die Berge. Auch konnten sie das Geläut der Glocken nicht vertragen.

Wenn jemand von ihnen gestorben war, verbrannten sie die Leiche und setzten die Asche und die Knochenreste in Urnen bei. Bei dem Begräbnis weinten sie sehr; die nächsten Verwandten hielten sich gegenseitig Näpfchen unter die Augen, fingen die Tränen auf und setzten auch diese um die Urnen herum. Findet man solche Näpfchen, so sind sie noch von den Tränen feucht.

In der Gegend von Weissagk sind einige Sandberge, wo Reste von Urnenscherben gefunden wurden. Es sind dort altheidnische Grabstätten gewesen. Die Leute in der Gegend



erzählen, daß diese Berge einst von kleinen Menschen, den Lutchen, bewohnt gewesen sind, und alte Leute versichern, daß ihre Großeltern sie noch gesehen hätten und daß sie überhaupt in innigem Verkehr mit den Menschen standen. Ferner erzählen sie, daß die kleinen Leute sehr arm, aber von großer Redlichkeit gewesen seien, daß sie oft zu ihnen ins Dorf gekommen und sich Brot und Milch sowie Hausgerät geborgt haben. Wenn die Lutchen ihre Feste feierten, haben sie sich bei den Dorfbewohnern Kuchenschieber geborgt und zum Dank dafür zuweilen etwas Gebäck, das immer sehr sandig gewesen ist, mitgebracht. Aber sowie in den umliegenden Dörfern und Städten die Glocken angeschafft worden sind, sind die Lutchen verschwunden, denn das Glockengeläut ist den Unterirdischen verhaßt.

72. Die Lutchen als Schmiedegesellen.

Der Schmied von Groß-Koschen im Kreise Kalau ging einmal von Senftenberg nach Hause. Hinter Buchwalde führte ein Fußweg durch die Felder und Wiesen nach Groß-Koschen. An seinem Rande waren Gräben. Weil er aber durch nasses Land führte, waren die Gräben immer mit Wasser gefüllt. Als nun der Schmied des Nachts so seines Weges ging und hinter Buchwalde kam, hörte er in der Richtung nach der Schwarzen Elster hin eine leise, wunderbar schöne und geisterhafte Musik. Er lauschte immer aufmerksamer, und immer mächtiger zogen ihn die Töne an. Da sah er plötzlich am jenseitigen Ufer eines Grabens das Heer der Lutchen um ihren König versammelt. Das kleine Völkchen feierte ein Fest. Der König war mit einer goldenen Krone geziert. Bei dem Tanzen und Springen kam der König dem Graben zu nahe, und die Krone fiel ins Wasser. Bestürzt sahen die Lutchen einander an, und erschreckt blickten sie in das tiefe Wasser. Was sollten sie nun anfangen? Da trat der bisher von ihnen unbemerkt gebliebene Schmied hervor, und noch ängstlicher waren die Lutchen. Der Schmied aber sprang beherzt ins Wasser, holte die Krone heraus und übergab sie dem Eigentümer. Da war die Freude groß.

Für die nächste Zeit hatte der Schmied viel Arbeit angenommen, und da er seinen bisherigen Gesellen auch gerade beurlaubt hatte, so mußte er allein Tag und Nacht sich ab-



mühen, um alles zu rechter Zeit abzuliefern. Eines Abends wollte ihm die Arbeit doch nicht recht schmecken; er entschloß sich, sie aufzuheben für den anderen Tag und legte sich früher schlafen. Als er am anderen Morgen in die Schmiede kam, sah er voll Verwunderung, daß die Arbeit schon fertig war. Am nächsten Abend machte er wieder einen Posten Arbeit zurecht, und auch diese war am andern Morgen auf das allerbeste fertiggestellt.

So ging dies eine Zeitlang fort. Weil der Schmied rasch und gut lieferte und überhaupt als ein geschickter Handwerker bekannt war, bekam er auch von außerhalb viel Arbeit und wurde ein wohlhabender Mann. Niemand wußte, woher es kam, daß der Schmied so schnell und sauber liefern konnte, der Meister aber wußte es wohl, daß die Lutchen seine Gehilfen waren. Einmal hatte er durch das Schlüsselloch gelauscht, da sah er, wie sie das Feuer schürten und tapfer darauf los schlugen, während der König kommandierte. Zu Weihnachten beschloß der Schmied dann, seinen unsichtbaren Helfern eine Freude zu machen. Er bestellte in der Stadt für den Aufseher und die Arbeiter je einen Anzug, für den Aufseher oder König außerdem noch einen Säbel, und legte die Gegenstände in die Schmiede. Die Lutchen nahmen die Gegenstände an sich. Als der Schmied dann wieder durch das Schlüsselloch spähte, sah er, mit welchem Stolz der Aufseher kommandierte. Durch ein Versehen erregte der Schmied aber später das Mißfallen der Lutchen, und seit der Zeit blieben sie weg.

VIII. Nixe.

73. Nixe und Kinder.

Die Nixe ähneln kleinen Kindern; sie kleiden sich gern in funkelndes Rot und tragen grüne Mützen. Aber sie sind gefürchtet bei allen Müttern; denn sie stehlen die kleinen Kinder und locken die größeren in den See. Geht eine Frau, die ein Kind in der Wiege hat, aus dem Hause, so legt sie zuvor ein Gesangbuch unter das Kopfkissen oder stellt ein Vogelbauer ins Zimmer; dann haben die Nixe keine Gewalt über das Kleine. Unter die größeren Knaben mischen sich



die Nixe oft in Gestalt eines fremden Jungen, spielen eifrig mit ihnen, locken sie aber dabei immer näher an den See, bis sie einen in die Tiefe ziehen.

74. Der kleine Junge.

Vor vielen Jahren wollten Lübbenauer zum Verkauf nach Lübben fahren. Da sahen sie am Abend vorher in der Dämmerung einen kleinen Jungen auf der Brücke; der wimmerte sehr, und sie nahmen ihn in die Stube. Zu Mittag hatten sie Saubohnen gehabt und aßen den Überrest am Abend. Der kleine Junge sollte auch essen, aber er wollte nicht an den Tisch kommen, blieb auf der Ofenbank und aß da. Und sie paßten genau auf und sahen, wie er das Essen nicht in den Mund steckte, sondern es vorn am Halse unter den Rock schüttete. Da merkten sie, daß es nicht richtig mit ihm war. Auch wollte er nicht in der Stube schlafen, und sie machten ihm das Bett im Kahne zurecht. Wie sie morgens um 3 Uhr in den Kahn kamen, war er schon wach und sehr munter und lustig, hatte selbst einen kleinen Kahn und wollte nicht mit ihnen fahren. So ließen sie ihn allein fahren. Auf dem Steuer hatte er ein Schippchen und in dem Schippchen saß er und fuhr los. Aber er fuhr nicht auf dem Wasser, sondern im Wasser, daß das Wasser immer an den Seiten davonfuhr. Und es war ihr Glück, daß sie nach ihm fuhren, denn fünf Familien vor ihm ertranken im Wasser.

75. Der Nix mit dem Kuchen.

Einmal sahen zwei Bauern, die auf einer Wiese am Scharmützelsee Gras mähten, aus dem Wasser Rauch aufsteigen und einer sagte zum andern: „Da backt der Nix Kuchen! Wenn er uns doch auch einen brächte!“ Nicht lange dauerte es, so erschien der Nix mit einem wunderschönen Napfkuchen. Den Bauern wässerte der Mund; denn Kuchen aßen sie selten. Der Nix aber warnte sie: „Esset ihn ganz auf, aber lasset ihn ganz, sonst kostet es euch den Hals.“ Und damit trollte er sich davon. Die Mäher überlegten und fanden einen Ausweg. Sie höhlten den Kuchen völlig aus, ließen aber den Rand übrig. „Das hat euch der Teufel gelehrt,“ rief der Nix, als er zurückkam, nahm den hohlen Kuchen und verschwand damit im Wasser.



76. Der Wassermann bringt Speise.

Eine Frau aus Köpenick ging einstens mit ihrer kleinen Tochter in den Wald nach den Müggelsbergen zu, um Reiser zu holen; während des Suchens kamen sie aber auseinander, und als es nun Abend wurde, begann die Mutter, da sich das Kind immer noch nicht zeigte, besorgt zu werden, und rief es ängstlich mit lauter Stimme, hörte es auch bald darauf mit dumpfer Stimme bald hier bald da antworten. Aber wenn sie hinkam an den Ort, woher die Stimme erschollen war, so fand sie ihre Tochter nicht. Ganz betrübt ging sie nun nach Hause, um die Nachbarsleute aufzubieten, ihr Kind suchen zu helfen, und die gingen auch mit in den Wald, hörten, als sie das Kind bei Namen riefen, ebenfalls seine antwortende Stimme, konnten es aber gleichfalls nicht finden. So suchte man zwei Tage lang und kam endlich auch an eine moorige Stelle in der Gegend des Teufelssees, wo man das Mädchen halb im Moor stecken fand; zu aller Verwunderung war es frisch und gesund, und erzählte, wie alle Tage um Mittag ein freundlicher alter Mann aus dem See gekommen sei, der ihr schönes Essen gebracht, wie sie nie zuvor gegessen habe. Darauf ging sie nun mit der Mutter nach Hause, wurde aber bald krank, denn sie sehnte sich immer wieder zurück nach dem See und dem Manne, der ihr so schönes Essen gebracht. Wenige Tage nur lebte sie noch; der Wassermann hatte es ihr angetan.

77. Die Schwanenmädchen.

Einst sah ein Knabe, der auf dem weiten Scharmützelsee von Pieskow südwärts ruderte, drei schöne weiße Schwäne auf dem Wasser. Er fuhr ihnen nach; da es aber Mittagszeit war und die Sonne heiß schien, wurde er schläfrig, zog die Ruder ein, senkte den Kopf auf die Arme und schlief ein. Bei seinem Erwachen befand er sich in einem gläsernen Palaste und sah durch das Glas hindurch die Fischlein schwimmen und die Wasserpflanzen schwanken. Er selbst lag in einem goldenen Bett, und daneben standen drei wunderschöne Schwestern. Es gefiel ihm wohl bei den Mädchen. Unter Spiel und Gesang, bei schönem Essen und Trinken verging ihm die Zeit. Als aber die Mädchen einmal fern waren und der Knabe sich ganz allein befand in dem Palaste,



da packte ihn das Heimweh; er fing an zu weinen und rief nach seiner Mutter. Sofort stand ein altes Weib vor ihm, das ihn nach dem Dorfe zurückbrachte. Er freute sich des Wiedersehens mit seiner Mutter, aber dennoch wurde er die Erinnerung an das Leben auf dem Seegrunde nicht los, schlich sich oft an das Ufer hinunter und schaute nach den drei Schwänen aus. Sie kehrten aber niemals wieder.

78. Die Kindbetterin im Gohlitzsee.

Eine Hebamme aus Lehnin ging einmal von da nach der alten Ziegelei, und wie sie so an den Gohlitzsee kommt, tritt ihr da ein kleines Männchen entgegen, das sagt ihr, sie solle, ehe sie weiter gehe, mit ihm kommen. Sie folgte ihm auch, und nun führte er sie dicht an den See heran, schlug mit einer Rute aufs Wasser, worauf es sich sogleich weit voneinander tat und sie trockenen Fußes hineingingen. Wie sie nun unten ankam, fand sie eine kleine dicke Frau, der mußte sie bei ihrer Entbindung beistehen, und es währte auch nicht lange, so kam ein kleines munteres Knäblein zum Vorschein. Da war denn das kleine Männlein, denn das war der Vater, hoch erfreut und sagte: „Nun nimm dir auch da von dem Müll (Kehricht) hinter der Tür, so viel du in deiner Schürze bergen kannst." Die Frau dachte zwar, das sei ja eine wunderliche Bezahlung, aber da ihr doch da unten bei den kleinen Leuten ein wenig wunderlich sein mochte, nahm sie so viel von dem Müll, als die Schürze faßte, und darauf führte sie das Männlein wieder hinauf, und sie ging nach Hause. Nun war sie aber neugierig, zu sehen, wie das Müll aussehe, nahm einen Kienspan, denn es war finster geworden, und steckte ihn an, und sieh da: das Müll war zu schieren blanken Talern geworden. Da war sie nun eine reiche Frau, und ihre Nachkommen, die noch leben, sind's noch.

79. Die beiden Nixe in Worms' Lache zu Guben.

Im Süden Gubens, dicht an der Werdervorstadt, befand sich bis vor wenigen Jahren unweit der Dreikreuzgasse, gegenüber dem Hause Pförtnerstraße Nr. 23, ein sumpfiger Tümpel, der sich bei Hochwasser der Neiße füllte und der früher umfänglicher und tiefer gewesen sein muß: Worms' Lache.



In Worms' Lache lebten zwei Nixe, die alljährlich ihr Opfer an Menschen und Tieren forderten. Sie gerieten einmal — es soll um die Zeit des Dreißigjährigen Krieges gewesen sein — miteinander so in Streit, daß der eine das Wasser verließ und auf die Oberwelt ging. Eines Tages stellte sich in den Abendstunden beim Ackerbürger Naschke, dem damals das angrenzende Gehöft gehörte, ein junger Mann ein, dessen kurzer Rock einen nassen Saum hatte, und bat um einen Dienst. Es war der Nix aus der Lache. Der Ackerbürger nahm ihn als Knecht an, und er hatte es nicht zu bereuen; denn mit dem neuen Knecht zog der Segen bei ihm ein. Er arbeitete unverdrossen von früh bis spät, und Saaten, Früchte und Vieh gediehen. Seitdem hat auch das Wasser keine Opfer mehr gefordert.

Nachdem so eine geraume Zeit verstrichen war, offenbarte der Knecht seinem Dienstherrn, daß er der Bruder des Nixes sei, der in dem Wasserloche hause, und daß er, wenn seine Zeit um sei, in die Tiefe zurückkehren müsse. Es würde sich dann ein Kampf mit seinem Bruder entspinnen, und der, welcher von ihnen beiden siege, würde fortan allein Herrscher in der Lache sein. Wenn sein Bruder ihn bezwänge, so würden rote Blasen aufsteigen, und dann würde sich sein Bruder alljährlich wieder sein Opfer fordern. Wenn er aber siegte, dann würden weiße Blasen heraufkommen, und dann sollte nichts Lebendiges mehr hier seinen Tod finden. Man sollte ihm deshalb recht kräftige Kost und besonders Rindfleisch zu essen geben, damit er stärker würde als sein Bruder.

Wieder vergingen mehrere Jahre. Da trat der Nix eines Morgens vor seinen Dienstherrn und sagte: „Meine Zeit ist jetzt abgelaufen, und ich muß nun wieder hinab zu meinem Bruder. Wir werden dann sogleich miteinander kämpfen; deshalb gebt acht, was für Blasen heraufkommen werden." Darauf verschwand er im Wasser. Ein Weilchen später sah man große weiße Blasen auf der Oberfläche, und daraus erkannte man, daß der Nix, welcher auf der Oberwelt gewesen war, seinen Bruder überwältigt hatte. Von einem Unglücksfalle hat man seitdem nie wieder gehört; es sind oft Menschen und Tiere dort ins Wasser gefallen, aber keins ist darin umgekommen.



80. Der Nickert freit ein Mädchen.

In Wittenberg war einmal Tanzmusik, bei welcher auch die Tochter eines Ackerbürgers aus der Friedrichstadt mit ihrem Bräutigam, einem Unteroffizier, zugegen war. Plötzlich erschien im Saale ein sehr kleines Männchen und forderte das Mädchen zum Tanze auf. Sie wollte nicht und wendete ein, ihr Bräutigam sei hier und der würde es sehr übel nehmen; das Männlein müsse ihn wenigstens um Erlaubnis fragen. Das tat das Männlein, aber der Unteroffizier schlug es glatt ab. Darauf sagte der Nickert: „Heute ist sie dein, übers Jahr ist sie mein!“ Der Unteroffizier gab darauf aber weiter nichts.

Im nächsten Sommer sollte eines Tages, als sich der Himmel trübe machte, ein kleines Ende Hafer aufgeharkt werden, wobei auch die Tochter helfen sollte. Sie ging mit einem Bund Bände an die Elbe, um sie ins Wasser zu tauchen und sie geschmeidig zu machen. Als sie dieses getan hatte und umkehren wollte, brannte plötzlich die Sonne recht heiß hervor, und das Mädchen dachte: „Die Bände werden nicht naß genug sein“ und tauchte sie noch einmal ein. Als sie sich aber zum zweiten Male niederbückte, ritt sie plötzlich, auf den Bänden sitzend, auf der Elbe umher. Die Leute in der Nähe sahen es, riefen und eilten ihr mit Kähnen zu Hilfe. Aber sie konnten erst gar nicht herankommen, und als ihnen dies endlich gelungen war und sie zufassen wollten, verschwand das Mädchen plötzlich spurlos in die Tiefe, und niemand hat sie wiedergesehen.

81. Der Klapperstorch.

Es waren eine Braut und ein Bräutigam und viele Klapperstörche in der Gegend, wo sie wohnten. Da sagte einmal die Braut zu ihrem Bräutigam: „Schieß doch einen Storch.“ Der Bräutigam wollte dies nicht; zuletzt schoß er aber doch und einem Storche das Bein lahm. Danach ging dann der Mann zu Schiffe und kam an einen Strand, wo sehr viele Elsen standen. Da begegnete ihm eine Frau und sagte, er sollte mitkommen, und der Mann ging mit. Sie gingen nun unter das Wasser und kamen in ein Haus, das war sehr schön, und es gab da auch Schönes zu essen. Da



kam auch der Mann, dem es gehörte. Der hinkte und fragte: „Kannst du dich entsinnen, wie du dazumal nach dem Storche geschossen hast? Das bin ich gewesen.“ Dann gab er ihm ein Geschmeide, das war sehr schön und glänzend, das sollte er mitnehmen und seiner Braut schenken. Und der Mann nahm es mit. Wie er aber nach Hause kam, da rieten ihm andere, er solle es seinem Hunde anlegen. Das tat er, und sowie er das Geschmeide ihm anlegte, zersprang der Hund in tausend Stücke und war nichts mehr von ihm zu hören noch zu sehen.

82. Der Nickert.

Es war einmal in Treuenbrietzen ein Mädchen, das wurde plötzlich vermißt; es hatte sie ein Nickert geraubt. Er hatte sieben Kinder mit ihr. Als sie aber gesehen, wie diesen Kindern von den Nickerten mitgespielt wurde, hat es sie sehr gedauert, und sie hat den Nickert mehrere Male gebeten, er möchte ihr doch erlauben, einmal nach der Kirche zu gehen, aber immer hat er es ihr abgeschlagen. Durch vieles Bitten brachte sie es aber endlich doch einmal so weit, daß er ja sagte; doch stellte er die Bedingung, sie müsse früher wieder aus der Kirche sein, als der Segen gesprochen werde. Sie ist aber seinem Wunsche nicht gefolgt, sondern hat auch den Segen mitgenommen. Als sie nun herauskam, stand der Nickert mit seinen sieben Kindern schon vor der Kirchentür und bespuckte sie von unten bis oben. Darauf verschwand er mit seinen sieben Kindern; sie aber war frei von ihm.

83. Das Kind des Nickert.

Es lebte einst ein Holzhauer und seine Frau, die hatten ein kleines Kind. Die Frau mußte gewöhnlich dem Manne, der in einem Busche seine Arbeit tat, das Mittagessen bringen und nahm dabei ihr Kind in einer Kiepe mit. Sie mußte jedesmal über einen Fluß. Eines Tages nun nahm ihr der Nickert heimlich ihr Kind heraus und legte seins hinein. Dieses wurde aber nicht groß, lernte auch nicht laufen und nicht sprechen. Die Frau kochte das Essen gewöhnlich schon des Morgens im Ofen, und wenn es fertig war, setzte sie es in die Röhre, damit es warm bliebe. Das Kind lag in dem=



selben Zimmer in der Wiege. Sobald nun die Mutter draußen beschäftigt war, stand das Kind auf und aß das ganze Essen auf. Dies ging mehrere Tage lang so fort. Die Frau erzählte es nun den Nachbarn, und diese rieten ihr, statt des Essens Schuhsohlen in die Röhre zu stellen und dann das Kind mit einer Rute tüchtig durchzuhauen. Die Frau stellte die Schuhsohlen in die Röhre, und als sie wieder hineinkam, stand das Kind vor der Röhre und sagte: „Hm! Schuhsohlen? — Schuhsohlen! — Schuhsohlen? — Schuhsohlen!“ Da schlug es die Frau mit der Ruthe sehr hart. Als sie nun wieder über den Fluß ging, nahm der Nickert das Kind stillschweigend aus der Kiepe und legte ihr das ihrige wieder hinein. Aber es hatte den ganzen Rücken voll Striemen.

84. Die Wasserfrau an der Kschischoka.

An der Kschischoka, zwischen der Bullgrube und der Mühle, stand früher eine Bank an der Stelle, wo vom alten Bette der Kschischoka die neue nach der Müschener Mühle abgeht. Auf dieser Bank saß oft eine Frau, die kämmte sich in der Mittagsstunde und am Abende die langen, weißen Haare, verschwand wieder im Wasser, das dort unergründlich war, und ließ keinen Fischer nach Sonnenuntergang vorbei; dann hat sie jeden in das Wasser genommen. Sie hieß „die Frau, die immer da saß“.

85. Die Spindeln der Nixen.

Wer spät abends einsam von Nordhausen in der Neumark nach Blankenfelde wandert, kann an den Seen, Teichen und Tümpeln der Gegend kleine Nixen in weißen Gewändern sitzen sehen, die emsig mit altmodischen Spindeln spinnen. Wie Köpfe weißer Mummeln sind ihre Spindeln anzusehen und tanzen hurtig über die Oberfläche des Wassers hin. Wehe aber dem Wanderer, der zu nahe herantritt; ihm schleudern die Spinnerinnen ihre Spindeln um die Beine und ziehen ihn an den langen Fäden zu sich in den kalten Grund nieder, denn sie gönnen dem Menschen nicht die Herrschaft, die er nun auch über ihre Seen ausübt.

86. Seejungfern.

In größeren Seen, im Hermsdorfer, im Ober- und Zanzsee in der Neumark leben Seejungfern. Gewöhnlich halten



sie sich verborgen, doch sind sie zuweilen — manche meinen am Johannistage — im Dämmerlichte des Morgens bei der Wäsche zu sehen oder auch in der Tiefe des Wassers. Frauen, die mit eignen Augen eine Seejungfer geschaut haben, erzählen, sie sei oben Weib und unten Fisch, von ihrem Haupte hänge langes, tiefschwarzes Lockenhaar herab, in dem sie sich Fische fange. Aber die Seejungfer begehrt auch Menschen, jedes Jahr einen. Dann klatscht sie in die Hände und winkt: „Komm, komm, komm! die Zeit und Stunde ist da!" Als ein Mann die Zanzseejungfer vor sich emportauchen sah, fiel er vor Schreck kopfüber tot ins Wasser. Eine Frau, die an einem Wintertage am Obersee, da, wo das Eis weggehackt wird, Linnen wusch, sah plötzlich voll Entsetzen in der schwarzen Tiefe deutlich den hellen Leib der Seejungfer. Eben schnallten zwei Knaben die Schlittschuhe an. Da ahnte sie: einer von beiden muß heut in die Tiefe! und warnte: „Geht heute nicht aufs Eis!" Die wilden Knaben aber ließen sich nicht halten und jagten bald dahin über die blanke Fläche. Am Postmeistersee, wo das Schilf steht, ertrank der eine der jugendlichen Läufer, wie die Frau es geahnt, in der eisigen Flut.

87. Die Gule im Röthesee.

Im Röthesee, einem kleinen, sehr tiefen, fast kreisrunden See, nördlich von Königsberg, hat eine Gule ihren Wohnsitz. Sie lauert nahe dem westlichen Ufer hinter den Mummeln im Rohr. Abends gleich nach Sonnenuntergang steigt sie aus der Tiefe empor. Es ist dann, als sähe man eine dünne, graue Wolke aufsteigen, in der es klatscht, wie wenn eine Entenschar mit Flügeln schlägt.

Die Gule lauert auf junge Knaben, die eben das Schwimmen erlernt haben und nun allzu dreist sich bis an die Mummeln heranwagen. Die möchte sie umschlingen mit tausend dünnen Armen und ihnen das Blut aussaugen. Den blutlosen Körper gibt sie dann schließlich wieder an das Ufer zurück. Aber die Leute in der Gegend kennen ihre Tücke, und jeder meidet am Abend den See und besonders die Mummeln. Dann klatscht und kreischt es im Rohre, die Gule läßt ihren Zorn aus, daß ihr die Opfer entgangen sind.



IX. Tiere. Tierdämonen.

88. Das Kind und die Schlange.

Als noch das Oderbruch überall mit Wasserlachen und Gesträuch aller Art angefüllt war, gab es hier Schlangen. Man hielt diese Tiere heilig und verehrte sie. Später hörte diese Schlangenverehrung zwar auf, allein, da die Schlangen keinen Schaden taten, so wurde ihnen auch gerade nicht nachgestellt, und die Tiere waren sehr dreist. — Man erzählt sich davon folgende Geschichte:

Der ehemalige Besitzer des Metzdorfschen Hauses in Alt-Reetz ging mit seiner Frau seiner Beschäftigung nach, und ein kleines Kind, das gewöhnlich noch schlief, wenn sich die Eltern entfernten, blieb zu Hause zurück. Man stellte ihm die Milchsuppe vor das Bett, die es beim Erwachen essen sollte.

Wollte nun das Kind seine Speise genießen, so war regelmäßig bei dem Napfe eine Schlange gewesen und hatte die Milch abgefressen. Daher magerte das Kind mehr und mehr ab — und gab auf Befragen an, daß ein glattes Tier, welches sich auf dem Bauche winde, zu wiederholten Malen erschienen sei und die Milch vom Napf geleckt habe. —

Die Eltern des Kindes paßten auf, und sieh da, hinter dem Ofen kam eine wohlgenährte Schlange hervor, kroch an den Napf und fing an zu fressen. — Das Kind erwachte, nahm den Löffel und schlug die Schlange mit den Worten auf den Kopf: „Käte, fit ok Bocken!" (Kröte, friß auch Brocken!). Man tötete die Schlange, doch bald darauf starb auch das Kind, und die Leute sagten, die Schlange hätte das Kind nach sich gezogen.

89. Teufel, Mäuse und Katzen.

Der Teufel wollte einmal mit ledernen Säcken einen See ausschöpfen. Unser Herrgott, der doch mehr Macht hat als der Böse, schuf aber die Mäuse, die zerbissen die Säcke. Da machte der Teufel die Katze, und die Mäuse liefen davon. Gott der Herr aber gab der Katze den Schlaf, und die Mäuse konnten die Säcke während der Zeit doch entzwei nagen. So wurde des Teufels Arbeit zu nichte. Daß die Katzen seine



Geschöpfe sind, kann man erkennen, wenn man im Dunkeln gegen den Strich über ihr Fell streicht. Dann knisterts und sprüht Funken.

90. Gänsesprache.

Die Gänse eines Bauern standen an einem Weizenacker und warfen lüsterne Blicke auf die vollen Ähren. Sie schnatterten hin und schnatterten her, was hier zu tun das Beste wär. Endlich gab der Gänserich den Ausschlag und rief: „Fief un Fief ên Aohr!“ Flugs krochen sie durch den Zaun, und die erste Ähre war im Nu verzehrt. Damit war der Appetit geweckt, und kurz entschlossen rief der Gänsechor: „En jêder plückt för sick, ên jêder plückt för sick!“ Da erschien plötzlich der Feldhüter. Der Gänserich rief: „Kallîn, Kallîn!“ Da antwortet die Gänsemutter: „Herr Gott, Herr Gott, Herr Gott, Herr Gott!“ und sie flog davon. Die Gösseln aber liefen ängstlich hin und her und schrien: „Wô bliew ick? Wô bliew ick?“

Eine arme Frau hatte nach ortsüblicher Weise ihren Anteil Bier aus den Bauernhäusern geholt. Auf dem Dorfanger traf sie eine Freundin, mit welcher sie einen Schnack (Gespräch) anknüpfte. Sie setzte ihren Biereimer hinter sich und war bald so eifrig in der Unterhaltung, daß sie nicht bemerkte, wie eine Schar Gänse sich dem Eimer näherte und behaglich in dem Gebräu schnatterte. Das sah eine Krähe, welche auf einem Baume saß. Sie rief den Gänsen zu: „Is ok wol nich stark, stark?“ Die Gänsemutter antwortete: „Is doch bäter as Water! Is doch bäter as Water!“ Der Gänserich rief: „Olt lüderlich Tueg! Olt lüderlich Tueg!“ Die Gösseln reckten schmunzelnd die Hälse und zwitscherten: „Wenn man viel von harn! Wenn man viel von harn!“

91. Die Hasen und die Frösche.

Die Hasen haben sich einst vorgenommen, sie wollten sich alle ersäufen, weil sie sich vor allem gleich fürchten und vor jedem kleinen Tier ausreißen müßten. Sie machen sich auch wirklich alle auf den Weg, hin ans Wasser, an den See. Da sitzt aber nun alles dick voll von großen grünen Fröschen und Padden, auf dem Grase und auf den Plumpenblättern (Blättern der Seerose); sie strecken im Wasser alle Viere



von sich und gucken mit dem Kopf heraus und pratchern dabei, daß einem ganz dumm im Kopf wird:

Bákn — bakn — bakn
Mórjen — morjen — morjen
Wäern — wäern — wäern?
Eikikik, eikikikik,
Eikikikikikikik!

Die Hasen hören das alles von fern, sie gehen aber doch näher heran. Diejenigen Frösche, die draußen sitzen, sehen sie und schreien nun einzeln:

Wech! — wech! — wech!

und plumpsen einer nach dem anderen ins Wasser. Die anderen recken die Köpfe höher und gucken, was denn los ist, und wie sie die vielen Hasen sehen, da schreit einer nach dem andern:

Wech! wech!

Und in einem Augenblick sind sie alle weg, als wenn sie der Wind weggepustet hätte. Die Hasen stehen ganz verduzt da und wissen nicht recht, ob sie sich fürchten und ausreißen oder ob sie bleiben und hinterdrein springen sollen. Aber sie besinnen sich kurz, kehren alle vergnügt wieder um und freuen sich, daß doch noch ein Tier in der Welt ist, das vor ihnen ausreißt.

92. Der Fuchs lernt fliegen.

Einst hat der Fuchs auch wollen fliegen lernen. Denn es hat ihm doch gar zu schön gedäucht, so durch die Luft zu schweben und sich die Welt von oben herab zu besehen. Der Hauptgrund aber ist für ihn gewesen, auch in der Luft rauben zu können; er hatte ja erst kurz zuvor sehen müssen, wie ein Gänserich mit einer ganzen Tracht Gänse über ihn wegflog und ihn dabei zum besten hatte. Erst hat ihm nun keiner das Fliegen lehren wollen; endlich aber hat sich der Knäppenär (Storch) bereit gefunden. Der hat ihm gezeigt, wie er es machen solle, und nahm ihn schließlich mit hinauf in die Luft. Ganz hoch oben läßt er ihn los: er solle nun allein fliegen. Der Fuchs kann aber nicht und fällt ohne Anhalten geradenwegs herab auf die Erde. Der Knäppenär schreit ihm immer nach: „Bruder Fuchs, immer schräg,



immer schräg!" Aber das Lenken wollte nicht gehen. Der Fuchs pladauzt gründlich auf die Erde nieder, kommt aber lebend davon. Auf die Frage des Storchs, wie ihm das Fliegen gefallen habe, meint er: „Das Fliegen ginge schon, aber das Setzen, das Setzen!" Er hat es auch nicht zum zweiten Male versucht.

95. Der dankbare Storch.

In früherer Zeit, so erzählt man sich in Gabow im Kreise Königsberg, stand auf der Scheune des Fischers Schulz ein Storchnest. Einst wollte das Storchenpaar im Frühling wie gewöhnlich das Nest wieder beziehen, doch da zeigte sich ein anderer männlicher Storch, und es entbrannte ein heißer Kampf um das Weibchen. — Der fremde Storch blieb Sieger, sein Gegner wurde fürchterlich zugerichtet, stürzte vom Scheunendach und brach ein Bein. Das Weibchen aber wollte durchaus von dem fremden Storch nichts wissen, sondern blieb ihrem verunglückten Manne treu, so daß der andere Storch endlich das Weite suchte.

Die alte Schulzen nahm sich des Verwundeten an, verband ihm das Bein und heilte ihn, wonach der Storch eine große Zuneigung zu ihr an den Tag legte. Als er vollständig wieder hergestellt war, sagte einst die Alte, die vor der Türe Wolle spann, zu ihrem Liebling, der ohne Furcht auf dem Hofe umherlief, sein Futter aus der Hand seiner Retterin nahm und dann auch auf das Dach zu seinem Weibchen flog: „Kneppendräjer, ik hebbe di nun dien Been jeheelt, nu kanst du mi ut jennet Lant, wo du nu balle hentrekst, ok fär mine Möe wat metbrengen."

Das Storchenpaar zog bald darauf fort, und als es im nächsten Frühjahr wiedererschien, war die Alte zufällig vor der Hintertür. Sieh, da flog der Storch ganz dreist zu ihr vom Dache hernieder und legte eine goldene Münze zu ihren Füßen. Auf der Münze stand eine Inschrift, die aber selbst der Prediger des nächsten Ortes nicht lesen konnte. Lange wurde das Goldstück in der Familie als Andenken aufbewahrt, kam dann in das Schulzenamt und von hier an den Amtmann in Neuenhagen, wo die Gabower früher Hofedienste zu leisten hatten. Der Amtmann hatte nämlich die ihm auf einem Gelage erzählte Geschichte für ein Märchen gehalten und



durch den Augenschein erst eines bessern belehrt werden müssen. — Wo aber seitdem die Goldmünze verblieben, weiß niemand, da der Amtmann aus Neuenhagen fortgezogen ist.

94. Die stummen Frösche zu Schwante.

In dem Dorfe Schwante, einem Rittersitz der Familie von Redern, der zwischen Cremmen und Oranienburg liegt, und in einer ziemlichen Entfernung um denselben herum sind viele Frösche vorhanden, und doch läßt kein einziger seine Stimme vernehmen. Wenn auch schon einer sich etwas verlauten läßt, so kriegt er doch keine Zustimmung, und das hat diese Ursache:

Ein Herr von Redern wurde im Frühling von einer Krankheit befallen, in der er viel Unruhe empfand, die sich durch das vielfältige Geschrei der Frösche also vermehrte, daß er gar keinen Schlaf mehr hatte. Den konnte ihm auch keine Arznei wieder geben. Da kam eines Tages ein armer Mann in das Haus, der bat um ein Almosen, und wie er so an der Tür stand, sah er den Jammer des Hauses und fragte nach der Ursache. Als er nun alles erfahren, sagte er: „O! Wenn eurem Herrn damit kann geholfen werden, so sollen die Frösche bald stille schweigen.“ Das erzählte man erst der Frau, danach auch dem Herrn selber, und er gebot, daß man dem Manne einen Sack Roggen geben solle, wenn er sein Versprechen wahr mache. Dieser begab sich hierauf fort, umging den adligen Hof im Kreise, soweit als ihm däuchte, daß der Frösche Stimme verdrießlich sein könne, gebrauchte viele geheimnisvolle Zeichen und brachte damit zu Wege, daß der Frösche Geplärre aufhörte. Und in diesem Stande ist es hernach mit den Fröschen bis auf diesen Tag geblieben, daß sie zwar in dem Wasser und Morast bei dem adligen Sitz gefunden werden, aber kein solch Geschrei als anderwärts vollführen. Das würde aber hundert Jahr währen, hat der Mann gesagt, und die sind noch nicht um.

95. Mise-Pupise.

Kam mo ens en Bua van de Schtat. As a up de Grenz van sin Dörp kam, sat doa en ol Katt. Ut Schpoes secht he to äa: „Goden Nobent, Olsch!“ — De öwast antwoat em un secht: „Schön Dank: Wenn du no Hues kümmst, denn grües



ma din Katt van Mise-Pupise, de upt Grenz sat, un seg äa: „Luetswig is doet."

As de Bua no Hues kümmt, set he sich upt Müabank. Doa kümmt sin Katt an un schtrokelt sich an em. He öwast secht ut Schpoes to äa: „Olsch, ik sal di ok größen van Mise-Pupise, de upt Grenz sat, un se löt di seggen: Luetswig is doet." — As de Katt dän Groes höat, maut se gant vaneemlich: „Wat! Luetswig is doet? un Mise-Pupise let mi dät seggen?" — As de Bua höat, dät sin Katt ok reden künn, löewt he, de Böfa schtekt in sin Katt. He greep no en Schtok un säd: „J, wen du ok reden kanst, den sast du doch ma seen!" — Un doamet wull he äa ens vareiken. Se öwast töewt nich so lang; gliek schprunk se in de Hücht no en Schtuwendöadrücka un moekt sich de Döa ganz alleen up un leep doavan. De Bua het in Lewen nich werra wat van sin Katt to seen krejen. —

Enna Lüed seggen, de Katt is utet Fenſta, noch enna seggen, se is uten Schoaschteen goen.

96. Die Geisterkatze.

Erzbischof Albrecht von Magdeburg, Kurfürst Joachims I. Bruder, hatte eine Katze, die hieß Kurt und saß stets neben dem Bischof auf einem sammetnen Polster am Tisch. Sie hat das Beste fressen, des Nachts vor seinem Bette liegen müssen und ist ein böser Geist gewesen, was niemand am Hofe, auch der Herr selbst nicht gewußt hat, bis es endlich offenbar geworden ist.

Einst hatte der Bischof einen reitenden Boten abgefertigt, welcher nach verrichteten Geschäften sich verspätet, so daß er die Nacht über im Felde hat bleiben müssen. Er bindet sein Pferd an einen Baum, legt sich nieder zur Ruhe und befiehlt sich unserm Herrgott. Was geschieht? Kaum hat er sich niedergelegt, kommt ein großes Geschwarm böser Geister auf den Baum, die stellen eine Umfrage an, was ein jeder den Tag ausgerichtet. Da hat einer gefragt, wie es doch gekommen sei, daß sich der Mentzische Kurt absentiert hätte. Darauf hat ein anderer geantwortet: er müßte etwas Sonderliches und Wichtiges vorhaben, sonst würde er nicht außen geblieben sein. Als sie nun mit großem Getümmel wieder wegfahren, setzt sich der Bote zu Pferde und reitet seiner



Wege. Als er nun mittags nach Hause kommt, läßt ihn der Bischof vor sich fordern und fragt ihn, warum er sich verspätet habe. Da ihm nun der Bote alles berichtet, wie es ihm die Nacht ergangen, was er gehört und wie die andern nach dem Mentzischen Kurt gefragt hätten, da erhebt sich die Katze vom Polster gar ungestüm in die Höhe auf ihre Hinterfüße und fängt greulich und schrecklich zu fauchen und zu mauen an, gleich als wollte sie den Boten ausschelten. Dann springt sie flugs zum Fenster hinaus und hat sich nicht mehr sehen lassen.

97. Die Schwanenkette.

Ein Bauer in Heiligensee im Kreise Niederbarnim grub einst in seinem Garten, der am See lag, um einen Platz zu einem neuen Backofen zu ebnen. Da stieß er plötzlich auf einen harten Gegenstand und gewahrte eine schwere eiserne Kette; froh über diesen Fund, faßt er sogleich zu, um sie herauszuziehen, aber er zieht und zieht, und es will gar kein Ende nehmen, und wie er noch ganz verwundert darüber ist, taucht auf einmal dicht neben ihm im See ein großer schwarzer Schwan empor. Da erschrickt er und läßt die Kette fahren, und im Augenblick sind Schwan und Kette verschwunden.

98. Der rote Hahn im Stechlin.

Nahe dem Dorfe Neu-Globsow im Kreise Ruppin breitet inmitten der Menzer Forst der große Stechlinsee seine Gewässer aus. Ein prächtiger Wald, mit den schönsten Eichen, Buchen und Kiefern bestanden, und hohe, zum Teil sehr steil zum Ufer abfallende Berge schließen schützend seine klaren Silberfluten ein, welche uns gestatten, noch bei zehn Meter Tiefe bis auf den Grund zu schauen. Der See ist ein „Kreuzsee", d. h. er hat eine einem Kreuze ähnliche Gestalt. Schon dieser Umstand hat allerlei zu denken gegeben; so heißt es, kein Gewitter könne über ihn hinwegziehen, im Winter friere er nur selten zu, insbesondere aber berge er in seinem unergründlichen Innern einen gewaltigen und bösen purpurroten Riesenhahn, der das Messen der großen Tiefen und das Fischen an gewissen Orten nicht dulden wolle und seine

Ein Wort an jeden Deutschen!

Völker, die Bestand haben wollen im Sturm der Zeit, müssen tief im Boden ihres Landes wurzeln. — Und was vermag uns Deutschen die Heimat wohl lieber und teurer zu machen als die trauten heimischen Sagen, die uns als Kinder mit andachtsvoller Stimmung und heiligem Schauer erfüllten! — Da liegt, von den Goldfäden der Sage umsponnen, so viel kindliche Reinheit der Volksseele, so viel ungeahnte Schönheit, so viel sonniger Humor verborgen, und das ist's, was unsere Zeit nötig hat. —

Leider lockert sich das Herzensband, das Vergangenheit und Gegenwart verknüpft, immer mehr, und in unserer aufs Greifbare gerichteten Zeit gehen die herrlichen Schätze unserer Sagenwelt unwiederbringlich verloren. Und das wäre der Anfang vom Ende unseres Volkstums.

Aus dieser Erkenntnis heraus hat der Unterzeichnete ein Sammelwerk ins Leben gerufen, das die Sagen aller deutschen Gaue vereinigt unter dem Gesamttitel:

Eichblatts Deutscher Sagenschatz in Einzeldarstellungen.

Nach Landschaften bearbeitet von heimischen Kennern:
Dr. Otto Böckel, Prof. Dr. A. Haas, Prof. Otto Knoop, Prof. Dr. R. Kühnau, Prof. Dr. H. Lohre, Otto Schell, Karl Wehrhan, Prof. Dr. R. Wossidlo usw.

In schlichtem Tone volkstümlichen Erzählens und in wissenschaftlich begründeter Weise sollen hier die wertvollen und charakteristischen Sagen sämtlicher deutschen Stämme dem ganzen Volke zugänglich gemacht werden. An diesen schönen Überlieferungen wird die Liebe zur Heimat sich stärken, das völkische Empfinden sich vertiefen und verinnerlichen. Der heimatkundliche Unterricht mag hier eine Fülle von Belebung schöpfen — lebendiges Wissen von deutschen Landen kann ja ohne Einblick in die deutsche Sage nicht gedeihen.

Jeder deutschen Landschaft wird ein eigener Band gewidmet. Sorgsam ausgewählte Bildertafeln versuchen etwas von jener Vertrautheit mit Land und Leuten zu vermitteln, die sonst nur auf ausgedehnten Wanderungen erworben wird. Unter dem Druck der Teuerungsverhältnisse mußten in den letzt erschienenen Bänden leider die Bildertafeln fortbleiben.

Für Jung und Alt jeden Standes, für Lehrer und Schüler sollen die Bände von „Eichblatts deutschem Sagenschatze" fesselnde, genußreiche Bücher werden. Sorgsame Quellenangabe, literarische Nachweise, sachliche Anmerkungen und das Bestreben, möglichst viel noch unveröffentlichte Sagen zu bringen, sollen auch dem Forscher die Sammlung schätzbar machen.

Daß „Eichblatts deutscher Sagenschatz" auf dem Wege ist, sein hohes Ziel zu erreichen, davon zeugen die bisher erschienenen Bände, denen in Literaturblättern von Sachkundigen glänzende Beurteilungen einstimmig zuteil wurden.

Alle Deutschgesinnten seien eingeladen, nach Kräften Förderer des vaterländischen geistigen Werkes zu werden durch Bestellung und Empfehlung desselben, auch wird dem Verlage nur dann die Durchführung des dankenswerten Unternehmens ermöglicht.

Mit deutschem Gruß!

Hermann Eichblatt.

Bisher erschienen:

Band 1: **Pommersche Sagen** gesammelt und herausgegeben von Prof. Dr. A. Haas. 3., vermehrte Auflage.

Band 2: **Märkische Sagen** gesammelt und herausgegeben von Prof. Dr. H. Lohre.

Band 3: **Sagen der Provinz Posen** gesammelt und herausgegeben von Prof. O. Knoop.

Band 4: **Sagen aus Schlesien** gesammelt und herausgegeben von Prof. Dr. R. Kühnau.

Band 5: **Sagen aus Hessen und Nassau** gesammelt und herausgegeben von Karl Wehrhan.

Weitere Bände sind in Vorbereitung.



Herde im See gegen die raubgierigen Menschen schirme und schütze.

Von diesem roten Hahn nun erzählte vor ungefähr 70 Jahren ein damals fast 80jähriger alter Mann folgende Geschichte, von deren Wahrheit er so fest überzeugt war, daß er sie auf das Evangelium beschwor.

Vor vielen Jahren lebte im Fischerhaus Stechlin ein Fischer namens Minack. Das war ein gar roher und wilder Mann, der im Vertrauen auf seine gewaltigen Kräfte weder Menschen noch Geister fürchtete. Selbst wenn ihm Nachbarn und Freunde den guten Rat gaben, er solle vor dem großen Hahn im Stechlinsee Respekt haben und sich wohl hüten, an den und den Orten zu fischen, wo der Hahn es nicht dulden wolle, so lachte er nur dazu. Und wiesen sie darauf hin, daß bereits seine Vorgänger, wenn sie sich an eine der verrufenen Stellen gewagt, ihren Frevel mehrfach durch Verlust ihrer Netze und andere Unfälle gebüßt hätten, ja, daß einer hier beim Fischen „den Totenzug" getan und ertrunken wäre, so ließ sich Minack durch all das Gerede nicht schrecken, sondern fischte nach wie vor, wo und wie er wollte. — Einst gedachte nun Minack an einer der tiefsten und gerade darum besonders verpönten Stelle einen Hauptfang zu machen, da er wußte, daß sich hier die Maränen besonders zahlreich aufhielten. Es war ein böses, stürmisches Wetter, und mit Zittern und Zagen folgten ihm seine Gesellen. Das Netz wird auf der Höhe des Sees ausgeworfen, man fährt an das Ufer und beginnt, an den mehrere hundert Ellen langen Tauen das Netz herauszuwinden. Doch bald gehen die Winden schwerer und immer schwerer herum, bis man schließlich vollständig fest sitzt. Minack fährt mit seinem bereit gehaltenen Nachen auf die Höhe des Sees, um das Fischerzeug, das sich vielleicht in Schlamm und Kraut verfangen haben mochte, zu lüften. Dies geschieht in der Art, daß man das Tau, an welchem das Netz befestigt ist, über den kleinen Kahn hinnimmt und diesen demnächst am Taue auf den See hinaufzieht. So macht es denn auch Minack. Doch das Tau wird immer straffer und straffer und droht schon, den kleinen Kahn unter Wasser zu drücken. Da ruft Minack seinen Gesellen am Ufer zu: „Halt! haltet an, laßt die Winden los!" Aber der Sturm war jetzt stärker losgebrochen, und bei dem



Toben der Elemente verstehen jene fälschlich: „Windet zu, windet zu!“ und arbeiten um so kräftiger drauf los. Jetzt füllt sich der kleine Nachen des Minack schon mit Wasser; das straffe Tau vom Kahn herunterzuheben, ist ihm unmöglich; in seiner Todesangst holt er sein Messer hervor und zerschneidet dasselbe. In demselben Augenblick, in welchem die beiden Enden des durchschnittenen Taues in die Tiefe fahren, teilt sich die Flut, und aus den schäumenden Wogen rauschte der rote Hahn empor. Indem er mit seinen mächtigen Flügeln das Wasser peitscht, betäubt er mit donnerndem Krähen den unglücklichen Fischer und zieht ihn mit sich hinab in die Tiefe.

99. Der große Krebs im Mohriner See.

In dem großen, rings von steilen Ufern umgebenen Mohriner See, sagt man, liegt ein großer Krebs, der ist mit einer Kette an den Grund angeschlossen; reißt er sich aber einmal los, so muß die ganze Stadt untergehen. Oft genug hat man deshalb schon in Angst geschwebt, denn wenn der See „heult“, wie die Leute sagen, so tobt da unten der Krebs und will sich lösen.

Im See muß auch alle Jahr einer ertrinken, und wenn das ja einmal in einem Jahre nicht zutrifft, so müssen sicherlich im nächsten Jahre zwei dafür büßen. Man sieht auch oft einen Schimmel aus dem Wasser hervorkommen, besonders während der Nacht, der geht ruhig neben dem Wanderer her, der noch spät des Weges kommt, und begleitet ihn ein Stück Weges. Am Marientage aber zeigt sich auch eine weiße Gestalt, die lockt die Leute auf allerlei Weise herab zu kommen, und wer sie einmal erblickt hat, der muß hinunter, mag er wollen oder nicht.

100. Das Krönlein des Otternkönigs.

Unter dem Otterstein am Neuendorfer Wege bei Oderberg soll der Otterkönig seinen Palast haben. Manche wollen den Otterkönig samt seiner goldenen Krone selbst gesehen haben. Das Krönlein könne man gewinnen, wenn zu heller Mittagssonne an gewissen Tagen ein schneeweißes Tuch beim Otterstein ausgebreitet werde, auf welches der Schlangenkönig sein goldenes Krönchen legen müsse. Wer dann schnell



zugreift und hurtig entspringen kann, bis die Neuendorfer Glocke schlägt, dem könnte es damit glücken. Ein Ritter versuchte es, er saß schon mit dem Tuch und dem Krönlein wieder zu Pferde, als der Otterkönig den Raub gewahrte und laut klagend pfiff, worauf von allen Seiten Ottern wütend herbeizischten, die das Pferd und den Reiter so arg bedrängten, daß der Ritter das Krönlein fahren lassen mußte. Der Ritter ist darauf in Siechtum verfallen und bald gestorben.

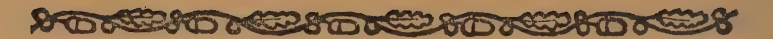
101. Die Schlangenkönigin im Sakrower See.

Am Sakrower See des Osthavellandes haben die Leute des öfteren gesehen, wie eine kleine schwarze Schlange ihren Kopf — doch immer nur für einen Augenblick — aus dem Wasser steckte und dabei ein winziges goldenes Krönlein sehen ließ. So hieß man sie die Schlangenkönigin. Wer bei ihrem Erscheinen ganz schnell einen Herzenswunsch aussprach, dem wurde er erfüllt; viele Leute haben das getan und sind glücklich geworden. Ein Jäger hatte sich gewünscht, recht alt zu werden und zu fangen, was er nur wollte, auf Erden, in der Luft und im Wasser. Er ward über 100 Jahre alt und fehlte nie ein Getier; zuletzt sprach er, als die Schlange wieder sichtbar ward, selbst den Wunsch aus, bald zu sterben. Da war er wenige Tage später tot. Viele aber meinen, die Schlangenkönigin sei in Wahrheit eine verzauberte Prinzessin, die vergebens auf ihren Erlöser warte.

X. Pflanzen.

102. Der Birnbaum an der Kirche zu Ribbeck.

Dicht an der Südwestseite der Kirche zu Ribbeck im Westhavellande steht ein alter Birnbaum, welcher, wie die Sage meldet, einem wunderbaren Umstande seine Entstehung verdankt. Vor langen Jahren wurde in der stillen Ecke, welche der Birnbaum jetzt einnimmt, ein Ahnherr der Besitzer Ribbecks, ein Herr von Ribbeck auf seinen ausdrücklichen Wunsch bestattet. Herr von Ribbeck hatte sich bei Lebzeiten durch große Leutseligkeit ausgezeichnet, und namentlich war er ein Freund der Kinder. Stets führte er etwas bei sich, um die ihm begegnenden kleinen Kinder damit zu erfreuen, besonders



aber Birnen. Groß war die Trauer, als der gute Herr starb, und wehmütig gedachten die Kinder der süßen Birnen, die ihnen seine freundliche Hand so häufig und so reichlich gespendet. Doch siehe! Nicht lange währte es, da sproßte aus dem Grabe des Wohltäters der Kleinen ein Birnbaum hervor, der schnell heranwuchs und nach kurzer Zeit reichliche Früchte trug. Der alte Herr hatte eine Birne mit ins Grab genommen, und aus dieser war der Baum erwachsen. Noch heute laben seine Früchte die Dorfjugend von Ribbeck und halten die Erinnerung an den längst verstorbenen Kinderfreund lebendig.

103. Die Rosen von Müncheberg.

Als Wahrzeichen der Stadt Müncheberg im Kreise Lebus gelten zwei Rosensträuche, die an den Aufenthalt zweier russischer Prinzen, der Enkel Friedrich Wilhelms III. von Preußen, erinnern. Die Kaiserin Charlotte von Rußland, Friedrich Wilhelms Lieblingstochter, wollte einst mit ihren beiden Söhnen dem Vater einen Besuch abstatten. Die jungen Prinzen waren voraus geschickt worden und sollten die Mutter in Müncheberg erwarten. Die Wartezeit verkürzten sie damit, daß sie auf einem mit einem Ziegenbock bespannten Wagen, den ihnen der Bürgermeister geschenkt hatte, durch die Straßen der Stadt kutschierten. Das Spiel machte ihnen viel Freude; beim Abschied bedankten sie sich herzlich bei dem guten Bürgermeister und pflanzten zum Abschied am Tore jeder einen Rosenstock. Als die beiden Stämme abstarben, bekamen die Wurzeln neue Triebe, und noch heut gedeihen und blühen die bejden Rosenstöcke.

104. Die alte Linde in Dollgow.

Als im Jahre 1638 in Dorf Dollgow im Kreise Ruppin durch des General Gallas Soldaten die Kirche abgebrannt und geplündert wurde, ist auch die vor der Kirche stehende große Linde von vier Klaftern im Umfang in Brand geraten, in zehn Jahren aber wieder ausgeschlagen und ein schöner Baum geworden.

Die Kirche ist 1652 wieder unter Dach und Fach gekommen.

Eine alte Glocke in derselben hat eine lateinische Inschrift und die Jahreszahl MCCCCXI.



105. Die krumme Weide bei Orthwig.

Bevor die Orthwiger eine eigene Kirche hatten, mußten sie ihre Taufen und Trauungen in Groß-Neuendorf im Kreise Lebus vornehmen. So traf es sich einst, daß in Neuendorf ein Orthwiger Kind getauft werden sollte, wohin Paten und Kind wegen des schlechten Weges gefahren wurden. Als man jedoch auf die Stelle kam, an welcher der Weg eine Biegung macht, um dann gerade aus nach Neuendorf zu führen, bemerkte man rechter Hand eine äußerst krumme Weide. Der Wagen mußte halten, und jedermann bewunderte die krumme Gestalt des Baumes, denn er war doch auch gar zu krumm gewachsen. — In der Kirche fragte der Prediger nach dem Namen des Täuflings, doch niemand wußte ihn, denn man hatte ihn bei der Verwunderung über die krumme Weide gänzlich vergessen, und es mußte ein Bote nach Orthwig geschickt werden, der von den Eltern des Kindes dessen Namen holte.

Wenn sich seit der Zeit jemand über etwas gar sehr wundert, so heißt es im ganzen Oderbruch: „Der wundert sich, wie die Orthwiger über die krumme Weide!"

106. Bocksdorn.

Ein armes Kraut auf märkischer Heide ist der „Bocksdorn" oder „Teufelszwirn"; graugrün, schmal, hart sind die Blätter, blaßrot die Blüten und Früchte. An abgelegenen einsamen Stellen gedeiht er am reichlichsten, und das ist erklärlich, denn wo Bocksdorn wächst, hat der menschenscheue ewige Jude seinen Stab hingesetzt.

Als Jesus seinen Weg nach Golgatha ging, strauchelte er vor der Tür eines Schusters unter der Kreuzeslast. Der Schuster stand in der Tür und sah den Heiland fallen; aber mit einem Dornenstecken, der dort herumlag, trieb er ihn weiter. Der Heiland sah ihn stumm an, und unter dem Blick verwirrte sich der Mann und eilte ruhelos in sein Haus zurück. Auch dort litt es ihn nicht lange; er stürzte wieder heraus, ergriff den Dornenstecken und eilte, von seltsamer Unrast erfüllt, in die weite Welt hinaus. So wandert er noch heut; wo er aber seinen Stab nur ein kleines Weilchen am Boden haften läßt, treibt der Stecken, der den Heiland berührt hat, sogleich Wurzeln. Sie bleiben im Erdreich zurück,



wenn der scheue Wanderer seinen Stab weiter setzt, und wuchern fort, und ein trauriges, blasses Kraut sprießt daraus auf. Das ist der Bocksdorn.

107. Der Petristrauch.

Das Volk in der Mark nennt die Schneebeere auch den „Petristrauch“ und weiß dafür folgende Erklärung:

Als Petrus den Herrn zum dritten Male verleugnet hatte und weinend den Hof des Hohenpriesters verließ, wollten ihn die Knechte verfolgen, fanden ihn aber nicht. Er war kraftlos in die dichten Zweige eines Strauches gesunken, der an der Mauer des hohenpriesterlichen Palastes wuchs. Dort netzten seine Tränen die Zweige und blieben daran in schimmernder Reihe hängen; zuletzt erstarrten sie zu glänzend weißen Perlen: den Früchten der Schneebeere.

108. Die Binse.

Aufrecht und starr wie Borstenhaare ragen die Binsen aus den seichten Uferrändern märkischer Gewässer auf. Die ersten Binsen aber sollen wirkliche Schweinsborsten gewesen sein.

Als nämlich, wie im Evangelium zu lesen, die Legion Teufel in die Sauherde der Gadarener fuhr, da sattelten sie nach Teufelart verkehrt auf, die Gesichter den Schwänzen zugewendet, und hielten sich statt an der Kammähne hinten am „Querl“ (aufrechtstehenden Rückenhaar) fest. Dabei klatschten sie den Säuen auf die Schinken, daß es eine Art hatte. So ging's die Bergwiese hinunter in den See hinein. Aber die Teufel sind wasserscheu; sowie sie fühlten, daß es ihnen naß an die Beine kam, fuhren sie stracks in die Höhe. Dabei blieben ihnen die Borstenhaare in der Klaue; aber im nächsten Augenblicke warfen sie sie in hellem Zorn herab, und aus ihnen schossen am Ufer die Binsen auf, die am oberen Stengel, wo die Teufelsfaust zugefaßt hat, immer wie verbrannt aussehen. Von diesen ersten Binsen kommen alle anderen der Welt.

109. Marienblümchen.

Als Maria zu ihrer Verwandten Elisabeth über das Gebirge Juda wanderte, in stillen Gedanken an das Wunder=



bare, das ihr bevorstand, da sproßten unter ihren Schritten allüberall kleine weiße Blumen auf, die wie Sterne aussahen. Das sind die nun allenthalben in der Mark wachsenden weißen Marienblümchen.

XI. Der Nachtjäger. Alte Götter. Wind- und Korndämonen.

110. Der Nachtjäger auf der Grenze von Niemaschkleba.

Früher wurden in Niemaschkleba bei Guben wie überall während der Nacht auf dem Felde die Pferde gehütet. Damals haben die Hirten oft den Nachtjäger ziehen sehen. Um Mitternacht hörten sie, wie etwas herangebraust kam, ein Sturm ging über sie hin, daß sich die Sträucher, hinter die sie sich gelegt hatten, vollständig über sie hinwegbogen. Sie sahen einen Mann ohne Kopf auf einem Pferde angeritten kommen, und eine Menge Hunde liefen hinter ihm her; die bellten nicht; aber sie machten immer: kiffe-kaffe! kiffe-kaffe! Die Hunde und auch das Pferd waren ohne Kopf; aber aus ihren Hälsen spritzte das helle Feuer. Der Nachtjäger zog auf dem Oderdamm entlang nach der Feldflur Grabelucke hin, von dort über den Kranichsee zur Lahmoer Ecke und weiter durch die Königliche Forst nach dem „langen See" und dem „tiefen See".

Als einst Leute um Mitternacht auf dem „langen See" fischten, hatte der Nachtjäger auch seinen Zug über den See hinweg. Da wurde das Wasser so unruhig, daß sich die Fischer alle Mühe geben mußten, um mit dem Kahne ans Ufer zu kommen.

111. Der Nachtjäger in der Umgegend von Burg.

Einmal fuhr eine Frau nach Lübbenau, als noch der Wald stand. Da kam der Nachtjäger: viele hundert Stimmen von Hunden, auch Peitschenknallen und Schießen und Rauschen von Wind, seitwärts vom Kahne, mitten im Busche. Dann blieb der Kahn stehen, und hinter demselben war auf dem Wasser Licht, aber niemand zu sehen, nur lautes Hundebellen zu hören. Zuletzt wankte der Kahn, da schrie die Frau in



ihrer Angst: „Wir tun doch niemand nichts, das Böse soll doch vergehen.“ Da ging das Hundebellen im Busche weiter nach Leipe zu und war nun in der Luft, und das Licht ging gleichzeitig zurück. Das war morgens gegen 5 Uhr, und es schienen noch Sterne.

112. Der Nachtjäger.

Einen Büssower Bauer, der nachts mit seinem Gespann aus Landsberg heimkehrte, überraschte die wilde Jagd im dunkeln Kiefernwalde und hielt seinen Wagen an. Der Nachtjäger rief ihm zu, er solle zählen, aber nicht zu weit! Als der Bauer bis über vier gezählt hatte, da waren plötzlich seine beiden Braunen losgespannt und rannten davon. Auf ihn und den Knecht aber wurde von hinten immerfort mit Pferdekeulen und Knochen geworfen, ohne daß sie etwas sehen konnten. Doch fanden die beiden geängstigten Männer nachher wenigstens die Pferde weit ab auf der Straße wieder.

113. Der Musikant und die wilde Jagd.

Ein Musikant aus Templin kehrte um Mitternacht aus einem Dorfe, wo er lustig aufgespielt, heim. Da überraschte ihn die wilde Jagd. Als er sie dahertosen hörte, versteckte er sich schnell aus Furcht hinter einem Baum. Da kam ein Jäger hinzu und sprach: „Hier muß ich mein Beil einhauen.“ Der Musikant verspürt einen Ruck, und von Stund an wurde er bucklig. Man gab ihm nun den Rat, übers Jahr dasselbe Versteck aufzusuchen. Da kam wieder derselbe Jäger mit den Worten heran: „Hier habe ich voriges Jahr mein Beil hineingehauen; das muß ich doch wiederholen.“ Ein neuer gewaltiger Ruck — der Buckel verschwand.

Zur wilden Jagd sollen alle die verdammt sein, welchen das Waidwerk über alles ging, welche dem Herrgott seinen Himmel lassen wollten, um nur ewig zu jagen.

114. Die wilde Jagd.

Es war eine Edelfrau, die hatte viel Unrecht getan. Wie sie nun tot war, haben sie die Mägde mit den Schweinen fressen sehen. Im gleichen Orte war ein Schäfer, der trieb immer abends die Schafe auf einer Weide zusammen. Wie er einmal wieder nachts auf der Weide war, kam die wilde



Jagd, und er hörte schreckliches Getöse. Da fragte er einen aus der wilden Jagd, was das Getöse zu bedeuten hätte. Da sagte der: „Das ist die gnädige Frau, die hat viel Unrecht getan und wird mit den „Hellehunden" gehetzt."

115. Die zerbrochene Schütze.

Zur Zeit, als die um Lehnin liegenden Dörfer noch Hofedienste auf dem dortigen Amte tun mußten, fuhren einmal ein paar Hofediener Getreide nach Berlin, und als sie in die Heide kamen, wo es wegen des tiefen Sandes nur langsam ging, blieb der Knecht, der den hintersten Wagen fuhr, etwas hinter den übrigen zurück. Wie er nun so neben dem Wagen daher geht, hört er auf einmal ein großes Getöse und eine Stimme über sich in der Luft rufen: „Meine Schütze (Backschaufel) ist entzwei, meine Schütze ist entzwei!" Obgleich er nun wohl wußte, daß das die wilde Jagd sei, die über ihm dahinfahre, war er doch übermütig genug und rief: „Na so komm, ich will sie dir machen!" Kaum hatte er das auch nur gesagt, so saß einer hinten auf seinem Wagen und hielt eine zerbrochene Schütze in der Hand. Nun ward ihm doch etwas bange, und er wußte im Augenblicke gar nicht, wie er den lästigen Gefährten los werden sollte, doch besann er sich noch zur rechten Zeit und sagte: „J da nehmen wir einen Spahn von der Wagenrunge, damit wollen wir sie schon wieder zusammen kriegen!" Nahm auch gleich sein Messer hervor, schnitt einen tüchtigen Pflock von der Runge ab und trieb den durch zwei Löcher, welche er mit dem Messer in die zerbrochenen Enden der Schütze gebohrt hatte, und so machte er sie wieder brauchbar. Da sagte jener: „Das hat dich Gott tun heißen, aber nun sollst du auch deine Bezahlung haben!" Sprach's und legte ihm ein kleines Brötchen hinten auf den Wagen, worauf er verschwand. Darauf fuhr der Bauer seinen Gefährten nach, holte sie auch bald wieder ein, sagte ihnen aber nichts von dem, was ihm begegnet war, und steckte das geschenkte Brot in seinen Kober. In Berlin kehrten sie nun, so oft sie dahin kamen, stets in demselben Gasthofe ein, wo sie alsdann, was sie von den ihnen mitgegebenen Lebensmitteln übrig behielten, gewöhnlich an eine alte Frau, die dahin kam, zu verkaufen pflegten. An diese verkaufte nun der Knecht auch sein geschenktes Brot und kehrte



dann nach Hause zurück. — Wie er das nächste Mal wieder dahin kam, war auch die alte Frau schon da, die bat ihn, ob er ihr nicht wieder ein solches Brötchen verkaufen wolle, das habe ihr doch gar zu schön geschmeckt. Da wurden auch die übrigen Bauern neugierig, und er erzählte ihnen seinen Vorfall; man drang weiter in die Alte und erfuhr von ihr, daß bei jedem Stückchen, welches sie von dem Brote abgeschnitten habe, ein Goldstück herausgefallen sei. Nun hätte er sein Brot gern wieder haben mögen, aber es war verzehrt, und er hat auch nie eins wieder bekommen.

116. Die wilde Jagd am Gräuelberge bei Lenzen.

Unweit der Stadt Lenzen ragt südlich des Rudowsees der Marienberg auf. Er ist heut bewaldet, aber in seinem Erdreich stecken noch die Ruinen des einstigen Marienklosters, das hier gestanden hat. Das Volk aber nennt den Berg nicht den Marienberg, sondern „Kestenberg", d. h. Gräuelberg. Dieser Name wird in früher christlicher Zeit aufgekommen sein, als man sich noch erinnerte, daß auf der Höhe des Berges einst ein heidnischer Altar oder Tempel gestanden hat.

In den heiligen zwölf Nächten — zwischen Weihnachten und Heiligen Drei-Königen — und ebenso in der Johannisnacht soll sich der stille Berggipfel unheimlich beleben. Da brausen auf sieben alten heiligen Wegen von Westen und Norden her zahllose Geisterscharen heran, und dreibeinige weiße Rosse, Schwäne, weiße Hasen sind bei ihnen, auch eine Meute kopfloser aber heulender Hunde. Bei der Katharinenkirche in Lenzen stockt eine Weile das Gewimmel mit grauslichem Gebrumme, dann wälzt es sich weiter über sieben Gräben durch das „Bergtor" hinan zum Marienberge. Da umkreist es mit dumpfem Laute mehrmals den Gipfel und zerstiebt dann wieder in die nächtliche Weite.

117. Frau Godens Jagdzug.

In der ganzen Priegnitz erzählt man, es sei einmal eine Edelfrau gewesen, die habe „Frau Gode" geheißen und sei, da sie gar böse mit ihren Mägden umgegangen, verwünscht worden, ewig durch die Luft zu jagen. Namentlich zieht sie in den „Zwölften" dahin, und da hat auch einmal eine Frau sie am Silvesterabend gehört. Die ging noch spät



aus dem Hause, und der Mond schien gerade recht hell; da hörte sie auf einmal ein Lärmen und Gebrause, als wenn eine ganze Jagd daher käme. Das kam immer näher und näher, so daß sie zuletzt sogar die Schellen der kleinen Hunde in dem Getöse unterscheiden konnte; aber sehen konnte sie nichts, obgleich es fast so hell war wie am Tage.

Aber auch sonst läßt Frau Gode sich hören. Einmal ist sie einem Bauern des Abends begegnet. Wie der das Hundebellen hört, steigt er vom Wagen und stellt sich zu seinen Pferden, die ganz scheu wurden. So läßt er den Zug an sich vorüberziehen; aber wie dieser fast vorüber ist, haut er mit seiner Peitsche nach einem von den kleinen Hunden. Das ist ihm aber übel bekommen, denn am anderen Tage hat er einen ganz dicken Kopf gehabt und hat wohl vierzehn Tage gelegen, ehe er wieder gesund wurde.

Auf ihrer Fahrt soll Frau Gode auch einmal die Deichsel an ihrem Wagen gebrochen sein. Da bat sie einen Knecht, den sie gerade traf, ihr eine neue zu machen. Als er dies getan, gab sie ihm Hobelspäne zur Belohnung. Das schien aber dem Knecht doch zu sonderbar, und ärgerlich warf er sie auf den Feuerherd. Wie erstaunte er aber, als er am anderen Tage auf demselben einige Goldstücke fand; das waren die Späne, welche nicht verbrannt waren. Rasch suchte er weiter in der Asche, ob noch mehr da wären, aber vergeblich.

118. Die Prinzessin am Teufelssee.

Hart am Fuße der Müggelberge liegt ein kleiner See von dunkler, fast schwarzer Farbe und unergründlicher Tiefe: der „Teufelssee". Dunkler Fichtenwald und Moorgrund umgibt ihn; auf einem Abhange in der Nähe aber liegt ein großer Stein, den man dort den Prinzessinnenstein nennt. Man erzählt nämlich, er liege an der Stelle eines prächtigen Schlosses, in welchem eine schöne Prinzessin gewohnt, die nun verwünscht und mit dem Schloß in den Berg versunken sei. Sie kommt jedoch noch zuweilen zum Vorschein; unter dem Stein nämlich geht ein Loch tief in den Berg hinein, daraus sieht man sie abends als altes Mütterchen am Stabe gebückt hervortreten. Andere haben sie auch, namentlich um Mittag, als schönes Weib am Ufer des Teufelssees sitzen sehen, wie sie



sich im Wasser beschaute und ihre langen Haare kämmte. So sah sie einst ein kleines Mädchen aus Köpenick, das in der Nähe mit ihrer Mutter Beeren gesucht, von dieser sich zu weit entfernt hatte und, da es dieselbe nicht wieder finden konnte, weinend im Walde umherirrte; da hat's die Prinzessin denn mit sich hinunter genommen in ihr Schloß und reich beschenkt nach kurzer Zeit wieder heraufgebracht.

119. Der Wind und die Windin.

Vor etwa 40 bis 50 Jahren kannte man in der Gegend von Triebel im Kreise Sorau noch die folgende Sage:

„Es gibt einen Wind, der als Frau die Windin hat. Während der Wind stets geradeaus geht, ohne sich in Bäume und Sträucher zu verwickeln, kann die Windin bei keinem Baume, Strauche oder Heuhaufen vorbeikommen, ohne in diese hineinzufahren und sie tüchtig durchzuschütteln; daher kommt es auch, daß der Wind der Windin oft meilenweit voraus ist und oft sehr lange warten muß, ehe sie ihn einholt. Er ermahnt sie oft zur Eile; da sie aber nicht hört, so ist er oft unwillig und sperrt sie in ihrem Lager ein, so daß sie oft wochenlang still liegen muß, bis er, durch ihre Bitten bewogen, sie wieder frei läßt, worauf sie aber sofort ihr altes Spiel beginnt."

Aus dieser Sage erklärt sich der Ausdruck unseres Volkes, wenn dasselbe bei einem Wirbelwinde sagt: „Das war sie!" Jetzt weiß allerdings kaum noch jemand die Ursache dieser Rede zu erklären.

120. Der Teufel tanzt im Winde.

In der Prenzlauer Gegend wird der Wirbelwind „Küselwind" genannt. Man sagt auch wohl, wenn ein solcher Wind aufkommt: „De Deubel danzt mit sin Großmutter."

Einst ging ein Bauer aus Kleinow bei Prenzlau auf der Landstraße, als plötzlich ein Küselwind aufsprang. Da entsann er sich, gehört zu haben, man könne den Teufel sehen, wenn man den Rockärmel als Fernrohr benutze. Rasch zog er seinen Rock aus, steckte aber dann durch den einen Ärmel den Arm gerade hindurch, damit er steif bliebe, und spähte hinein. Da sah er deutlich den Teufelstanz im Winde.



121. Der Drilwind.

Es ist einstmals ein Reisender gewesen, der hat sich unterwegs unter einem kühlen Baum mal ausgeruht und hat dabei seine Stulle aufgegessen, die er sich von Hause mitgenommen hatte. Wie er nun so sitzt und läßt es sich gut schmecken, da kommt mit einemmal so ein recht tüchtiger Drilwind und schmeißt ihm die ganze Stulle voll Sand. Da wird er nun aber ärgerlich und wirft mit dem Messer, das er in der Hand hatte, nach dem Drilwind hinterdrein und trifft auch gerade dahin, wo der Sand und die Strohhalme sich am tollsten herumkuddeln. Der Drilwind geht seinen Strich fort. Wie nun aber der Mann sein Messer wieder aufnehmen will, da ist es weg, und er kann es absolut nicht wiederfinden, so viel er auch herumsucht. Seine Stulle ist voll Sand, sein Messer ist fort. Ganz verdrossen geht er denn endlich weiter, und wie er ins nächste Dorf kommt, da kehrt er ein im Gasthofe. Wie er nun da hineinkommt, da sitzt hinter dem Ofen so ein großer Mann, der hat sich das eine Hosenbein aufgekrempelt und verbindet sich das Bein gerade in der Kniekehle, wo das Blut aus einer großen Schnittwunde immer so herunterläuft, und vor ihm auf dem Tische liegt sein Messer, das er vorher nicht hat finden können, ganz voll Blut. Da wurde ihm aber doch ganz schwül zu Mute. Und da sagt der große Mann denn zu ihm, er solle sich ja in acht nehmen vor dem zweiten Male, dies Mal wolle er es ihm noch schenken, sonst würde es ihm aber sehr schlecht gehen. Da hat der Reisende denn aber gemacht, daß er fortgekommen ist und hat sich nach seinem Messer und sonst etwas nicht mehr umgesehen.

122. Die Roggenmuhme.

Wenn das Getreide am höchsten steht und die sommerliche Mittagshitze sich über Feld und Wiese ausbreitet, dann geht die Roggenmuhme um. Unsichtbar schwebt sie einher, und wenn sie Kinder am Rande des Kornfeldes sieht, die Mohn- und Kornblumen suchen, dann lockt sie sie immer tiefer in das wogende Meer der Halme. Wehe den Kleinen, die ihr folgen! Bald schlagen die Halme über ihren Köpfen zusammen, sie werden von unerträglicher Müdigkeit befallen und sinken nieder mit glühend heißer Stirn und brennenden



Wangen. Mütter sind ängstlich bedacht, ihre Kinder an Julimittagen nicht aufs Feld zu schicken, denn die Roggenmuhme sitzt auf der Lauer.

123. Das Schwein im Korn.

In Alt-Lietzegöricke bei Wriezen wollen Bauern, wenn sie mittags durch die sommerlichen Kornfelder gingen, in denen der Wind spielte, gesehen haben, wie ein mächtiges wildes Schwein sich durch die grünen Wogen hindurcharbeitete, immer weiter und weiter. Es geht dort auch die Redensart: „Das wilde Schwein geht im Korn."

XII. Riesen.

124. Die Riesensteine bei Grubo und Rädigke.

In Belzig, Wiesenburg und Rabenstein sind drei Burgen, die von Riesen erbaut sein sollen. Jeder der drei wollte zuerst fertig sein, und da der von Belzig vor den anderen einen Vorsprung gewann, wurden sie eifersüchtig, nahmen große Felssteine und warfen nach dem Belziger Turme. Sie fehlten aber, und noch heute liegen die Steine auf der Feldmark von Rädigke. Jeder hat die deutlichen Eindrücke einer Hand. — Auch zwischen dem Dorfe Grubo und dem Rabensteine befindet sich in der sogenannten Brautrummel ein großer Stein, der ebenfalls auf den Fehlwurf des Rabensteiner Riesen zurückgeführt wird.

125. Das Grab des Riesenkönigs.

Zwischen den Riesen, die auf den Müggelsbergen bei Köpenick und denen, die in der Nähe von Ziethen, Selchow und Rotzis wohnten, ist vor langen Jahren einmal ein gewaltiger Kampf gewesen, in dem sie sich mit großen Feldsteinen beworfen haben, von denen einige noch in der Nähe der genannten Dörfer liegen. In diesem Kampf ist endlich der Riesenkönig gefallen, und den hat man denn in dem Hünenberge beim letztgenannten Dorfe begraben. Und zwar hat man seine Gebeine in einen goldenen Sarg gelegt, und den wieder erst in einen silbernen und diesen in einen eisernen gesetzt, worauf man ihn tief im Berge vergraben hat, wo er noch verborgen liegt.



126. Der Riesenstein auf dem Stolzenhagener Felde.

Der große Stein auf dem Felde zu Stolzenhagen im Kreise Niederbarnim soll, so wird erzählt, von einem Riesen herrühren. Dieser stieß sich bei einer Wanderung am Wandlitzsee an dem Stein den Fuß, und ärgerlich darüber sagte er:

Hebb ick mi stooßen an mine grote Teh
Will ick dir ok smeten öwer de Wandelitzsche See!

Er ergriff nun den großen Stein und warf ihn über den See auf das Stolzenhagener Feld. Deutlich kann man in dem Stein fünf Löcher sehen, das sind die Fingereindrücke des Riesen.

127. Das Königsgrab von Seddin.

Im Königsgrabe von Seddin, einem gewaltigen Hünengrabe, liegt nach der Sage ein König der Riesen namens Heinz oder Hinze begraben, der einmal vor langer, langer Zeit ein mächtiger Herrscher in der Priegnitz war. Er schlummert da unten in einem goldenen Sarge. Um den goldenen aber schließt sich noch ein silberner Sarg, und um diesen wiedere ein kupferner. Dem toten Könige liegt sein Schwert zur Seite, seine Kleinodien trägt er noch an sich. Der nächste Hügel soll den goldenen Fingerring des Königs bergen, in einem dritten seine Schatztruhe stehen.

Etwas ganz Ähnliches erzählte ein alter Bauer aus Ackerfelde von dem Heidehügel im Walde bei diesem Dorfe. Danach ist auch dieser Hügel das Grab eines Riesenkönigs, eines Herrschers der Ostpriegnitz, der gleichfalls in einem goldenen Sarge liegt und um dessen Leib sich eine goldene Kette schlingt, die dreimal um die ganze Ostpriegnitz reichen würde.

In manchen Hünengräbern lassen die Eigentümer der Grundstücke keine Nachgrabungen zu, weil sie die Rache der Geister fürchten, die darin hausen.

128. Das Hünenstieg im Beetzsee.

Im Beetzsee, unweit von Brandenburg, befindet sich eine nur fünf Meter breite, doch über fünfzig Meter lange Landzunge, gerade an der tiefsten Stelle des Sees; sie ragt nur wenig über das Wasser hervor, fällt aber unter dem Wasser jäh ab, so daß man in einer Entfernung von zwei Metern



mit einem langen Schifferruder keinen Grund mehr findet. Im Frühjahr, wenn das Wasser steigt, verschwindet sie unter dem Seespiegel. Diesen schmalen Einschnitt kennen die Fischer nur unter dem Namen „der Hünenstieg".

Ein Riesenfräulein nämlich soll ihn geschaffen haben; sie wohnte mit ihren Eltern am andern Ufer des Sees in den „Fosbergen" (Fuchsbergen). Die Eltern machten sich oft jenseits des Sees zu schaffen, wobei sie das Wasser mit einem einzigen Schritt hinter sich brachten. Dieser Schritt gelang aber der jungen Riesin noch nicht, wenn sie ihren Eltern nachkommen wollte; sie trat immer ein wenig zu kurz und bekam nasse Füsse. Da ging sie nach dem Marienberg, nahm eine Schürze voll Sand und schüttete sie dort, wo jetzt der Hünenstieg sich befindet, in den See. Von der Spitze der so geschaffenen Landzunge aus trat ihr Fuß ohne Mühe an das jenseitige Ufer hinüber; die Stelle aber, wo sie die Schürze voll Sand genommen, ist der Mariengrund am Fuße des Marienberges, aus dem man auch später noch Sand in Menge gewann.

129. Spaatz.

Spaatz, ein ansehnliches Dorf auf der Südseite der Stöllner Berge im Westhavellande, war von einem Zwergenvolke gegründet und bewohnt, als ein Riesengeschlecht dort einwanderte. Die Zwerge erschraken und fürchteten sich gewaltig vor den neuen Einwanderern, doch diese taten ihnen nichts, fanden sogar Gefallen an dem kleinen Volke und schlossen Freundschaft mit ihm. Die Riesenfrauen nahmen Zwerge oft in ihre Schürzen und wiegten sie darin wie kleine Kinder.

Aus Dankbarkeit bauten die Zwerge den Riesen die Spaatzer Kirche, einen mächtigen Felssteinbau, wie er in der ganzen Gegend ähnlich nicht gefunden wird.

130. Riesen und Erdwürmer.

In Rietz bei Brandenburg war einmal eine Riesin, der waren die Schweine auf der Weide gar weit auseinandergelaufen, und alles Rufen war vergebens; sie konnte sie nicht wieder zusammentreiben. Da riß sie endlich einen gewaltigen Eichbaum aus, kam damit hergestürmt, trieb sie glücklich zusammen und kehrte nach Hause zurück. Unterwegs



sah sie zu ihrer großen Verwunderung einen Menschen, der pflügte, nahm ihn alsbald auf und packte ihn samt Ochsen und Pflug in ihre Schürze. Damit kam sie nun zu ihrer Mutter gelaufen und sagte: „Sieh Mutter, was ich da für Erdwürmer gefunden habe!“ Die Mutter aber sprach: „Geh eilends zurück, mein Kind, und trage alles an seinen Ort, denn das sind unsere Vertreiber, die nach uns kommen.“ Und alsbald packte das Hünenmädchen alles wieder zusammen, ging zurück nach der Gegend von Brandenburg zu, wo sie den Pflüger gefunden, und setzte alles wieder an seinen Ort. Darauf schüttete sie den Rietzer Berg auf, damit die Vertreiber nicht allzu schnell nach Rietz kommen könnten, und der liegt noch bis heut da.

131. Die sieben Riesen im Spitzberge zu Schwiebus.

Einem reichen Ratsherrn zu Schwiebus schlug einst der Blitz in sein Haus und äscherte alles ein, so daß er ein armer Mann wurde. Wohl borgten ihm die Schwiebuser Geld zum Bau eines neuen Hauses, aber ihm gelang fortan alles so wenig, daß er nicht einmal die Zinsen des geborgten Geldes aufbringen konnte. Verzweifelt wanderte er eines Abends hinaus nach den Spitzbergen, wo er sein trauriges Leben durch eigene Hand enden wollte. Aber während er unter den dunklen Bäumen dahinging, gebot ihm plötzlich eine mächtige Stimme Halt, und ein Feuerschein umlohte den Platz, wo er stand. Furchtsam sah er nach allen Seiten umher, da sah er den Berg durch eine gewaltige Tür geöffnet, und eine wohl sechs Meter hohe Gestalt winkte ihm hineinzukommen. Er ging. Drinnen fand er alles wohnlich und schön und zuletzt in einem weiten Saale sechs ebenso große Gestalten wie sein Führer war. Sie machten ihm friedlich Platz, und als sie seine Geschichte gehört hatten, beschenkten sie ihn mit einem großen Sacke voller Goldstücke, wohl an die vierhundert Taler. Fortan glückte dem Ratsherrn wieder alles, was er unternahm, er besuchte auch noch oft seine Wohltäter, die ihn immer freundlich aufnahmen und nur zum Stillschweigen verpflichteten. Das hielt er denn auch treulich; erst auf seinem Totenbette offenbarte er seinem Sohn das Geheimnis. Der aber war leichtsinnig und sprach beim Leichenschmaus von der Sache; sogleich fühlte er von



unsichtbarer Hand einen Schlag gegen seinen Kopf und sank tot zu Boden. Am nächsten Morgen aber erzählten Bauern, sie hätten auf der Straße nach Norden sieben ungeheuer große gespenstige Männer gesehen, die mit großen Packen beladen, klagend und jammernd auf der Straße vorwärts geschritten seien.

132. Die Markgrafensteine bei Rauen.

Von den Markgrafensteinen bei Rauen im Kreise Beeskow=Storkow gehen mancherlei Sagen. An der Stelle des großen Steines soll einst ein prächtiges Ritterschloß gestanden haben. Ein häßlicher Riese, deren es damals auch in der Mark gab, und der sich vergebens um die Gunst des schönen Schloßfräuleins bemühte, verzauberte aus Rache alle Pracht in die beiden Steine und bannte in einen derselben auch die schöne Jungfrau. Doch nicht auf ewig. Ein keuscher Jüngling, ein Sonntagskind, kann den Zauber in der Mitternachtsstunde der Johannisnacht lösen, nachdem er zuvor einen gelben Specht und einen schwarzen Kranich gefangen und beiden Tieren den Kopf abgeschlagen hat.

Andere Sagen bringen die Steine nicht mit Riesen, sondern mit den alten Göttern der Lebuser in Zusammenhang. Auf den Höhenzügen der Rauenschen Berge sei es nie geheuer gewesen, und in alter Zeit habe dort ein den Göttern der Lebuser heiliger Hain gestanden. Blutige Menschenopfer wurden dort dargebracht, um den Zorn der Götter zu beschwichtigen. Aus jener Zeit sind noch einige Opfersteine vorhanden. An ihnen zeigen sich oft merkwürdige Gestalten. Überhaupt spukt es auf den Rauenschen Bergen.

XIII. Teufel.

133. Der Teufelsberg bei Wolfshagen.

In Wolfshagen in der Westpriegnitz lebte vor Jahren ein Bauer namens Schwarz, ein freundlicher, gefälliger Mann. Als er eines Abends mit seiner Frau in der Stube saß, hörte er, wie jemand ans Fenster klopfte. Schwarz rief: „Wer ist da?“ erhielt aber keine Antwort. Er ging hinaus und sah einen Fremden vor sich stehen, der ihn alsbald bat, ihn doch bis zum nächsten Dorf zu fahren, da er müde sei.



Schwarz war sofort bereit und spannte sogleich an. Die Fahrt ging dem Fremden jedoch zu langsam; Schwarz griff zur Peitsche, um die Pferde anzutreiben. Der fremde Herr meinte indessen, das sei nicht nötig, sie würden schon von selbst schneller laufen. Als der Bauer nun trotzdem mit der Peitsche ausholte, schlang sich die Schnur um den Zweig eines am Wege stehenden Baumes und blieb hängen.

Beim nächsten Dorfe angekommen, verabschiedete sich der fremde Herr dankend von seinem Fuhrmann und überreichte ihm zur Belohnung eine Tabel (Tragkorb), sagte aber dabei, er solle den Deckel erst öffnen, wenn er daheim sei.

Auf der Rückfahrt sah sich nun der Bauer nach seiner Peitsche um. Wie erstaunte er aber, als er sie im höchsten Gipfel einer mächtigen Eiche erblickte, die kaum jemand ersteigen konnte. Da konnte sie nicht mit rechten Dingen hinaufgekommen sein. Ein Argwohn gegen seinen Fahrgast stieg auf, und voller Neugier öffnete er nun die Tabel. Zu seinem nicht geringen Erstaunen enthielt sie Pferdedung. Ärgerlich schüttete Schwarz den unsaubern Inhalt auf die Erde und fuhr dann heim. Als er aber jetzt seinen Kober reinigen wollte, rollten mehrere Goldstücke heraus. Schnell kehrte der Bauer nun zu der Stelle zurück, wo er den Dung ausgeschüttet hatte, doch fand er weder Dung noch Gold. Aber er wußte nun, wen er gefahren hatte: es war der Teufel gewesen. Mit ihm war er, ohne es zu merken, durch die Luft gefahren, daher war auch die Peitsche oben im höchsten Gipfel der Eiche hängen geblieben. — Noch heute nennt man deswegen den Berg, auf welchem die Eiche am Wolfshagener Wege steht, den Teufelsberg.

134. Das rote Männchen auf der Postbrücke.

Zwischen Lögow und Lüdersdorf im Kreise Ruppin befindet sich eine massive Brücke, welche die Postbrücke genannt wird. Auf derselben zeigte sich oft ein rotes Männchen, welches Reisende um die Mitternachtsstunde in Schrecken setzte. Einst kam um diese Zeit des Weges ein Landmann aus Woltersdorf mit seinem Gefährt. Als er an der Brücke angelangt war, stutzten die Pferde und waren nicht zu bewegen, weiter zu gehen. Der Mann stieg vom Wagen, um zu sehen, was da sei. Da sah er vorn auf der Deichsel



ein rotes Männchen stehen, welches bei seiner Annäherung nach hinten lief. Als er dorthin kam, floh es wieder nach vorn. Und so war er bald vorn, bald hinten, bald rechts, bald links, ohne vom Gefährt zu weichen. Die Pferde aber waren nicht von der Stelle zu bringen. Der Landmann bat die Erscheinung inständigst, ihn reisen zu lassen, aber vergebens. Endlich sagte er: „Wenn ich nach der Stadt komme, werde ich mir eine Postille kaufen." Da verließ ihn das Männchen, und die Pferde zogen weiter. In Gransee kaufte er eine Postille und schrieb auf den Deckel:

„Dem Bösen bin ich entgangen,
Das Gute hab' ich empfangen."

Noch heute wird das Buch von einem Urenkel in Woltersdorf aufbewahrt.

135. Die Binderin und der Teufel.

Einst band ein Mädchen auf dem Felde Hafer. Da trat plötzlich ein Mann zu ihr, der erbot sich, ihr zu helfen, wenn sie ihm dasjenige geben wolle, was sie am nächsten Tage zuerst einbinden würde. Das Mädchen sagte zu, und die Arbeit ging ihm alsdann so flink von statten, daß es diesmal weit früher als sonst nach Hause kam. Als die Mutter nach der Ursache fragt, erzählt es den Vorfall. Die Mutter aber gerät in große Angst und macht die Tochter darauf aufmerksam, daß das erste, was sie des Morgens einbinde, sie selbst sei, wenn sie sich den Rock zubinde, und überredet sie, daß sie am andern Morgen im Hemde ein Bund Stroh einbinde. Aber kaum war dies geschehen, so wurde das Bund auch sofort in die Luft entführt und in tausend Fetzen zerrissen, ohne daß man jemand sah. Mutter und Tochter freilich wußten jetzt, wer am vorigen Tage so freundlich seine Hilfe angeboten hatte.

136. Markgraf Hans auf der Jägersburg.

Markgraf Hans, von dem man sich vielerei Geschichten in der Neumark erzählt, besaß ein altes Schloß auf einer Insel des Regenthinsees: die „Jägersburg". Die Schweden haben es später zerstört, und kein Stein ist mehr auf dem andern. Wer zu trockener Jahreszeit an der Stätte des alten



Schlosses steht, der bemerkt dicht unter dem Wasserspiegel des tiefen Sees, gar nicht weit entfernt von der Insel, nach Norden zu einen langen Erdwall. Mit diesem hat es folgende Bewandnis: Markgraf Hans war ein frommer Herr, der Teufel aber versuchte mehrmals, ihn in seine Gewalt zu bekommen. Er erbot sich also einmal, ihm einen Damm vom Ufer bis zum Schlosse zu bauen, wenn der Markgraf sich ihm mit Leib und Seele verpfänden wolle. Der Markgraf, der einen Damm nach dem Norduser wohl brauchen konnte, war auch endlich zu dem Bunde bereit, stellte aber dem Teufel die Bedingung, der Damm müsse in einer Nacht bis zum Hahnenschrei fertig sein. Bei sich aber dachte er, dies wäre dem Teufel unmöglich. In der Nacht begann nun der Böse sein Werk, und dabei halfen ihm so viele höllische Geister, daß der Bau ungemein schnell vor sich ging. Um Mitternacht war schon über die Hälfte des Dammes fertig. Als das der Markgraf sah, da erschrak er und wandte sich in seiner Seelenangst an seinen Kutscher um Rat und Hilfe. Der Kutscher war nämlich ein schlauer Mensch, und er wußte auch hier bald Rat. „Ich werde dafür sorgen," sagte er, „daß der Hahn eine Stunde eher kräht," und übte sogleich „Kikeriki" zu rufen, daß er's bald so gut konnte wie ein Hahn. Um eins schlich er zum Hühnerstall und fing an zu krähen. Da erwachte der Hahn und begann laut seinen Morgengruß, noch ehe der Teufel sein Werk zu Ende gebracht. Der Markgraf aber jubelte laut und lachte den Teufel aus. Als dieser sah, daß er sein Spiel verloren habe, und ahnte, daß er betrogen worden sei, machte er sich mit seiner ganzen Schar auf und fuhr in Grimm und Zorn durch die Lüfte davon über die Wälder nach Osten. Da entstand solch Sturmwind, daß die Kiefern sich bogen, die Äste brachen und die Stämme krüppelig wurden. Noch nach vielen, vielen Jahren konnte man an diesen Bäumen, die im Wachstum zurückblieben, die Richtung erkennen, in der die höllischen Geister mit ihrem Anführer davongezogen waren.

137. Der Teufel und die Holzhauer.

Als die Holzhauer aus einem Dorfe am Zootzen eines Morgens in den Wald kamen, um sich an ihre Tagesarbeit zu machen, fanden sie das tags zuvor aufgeklafterte Holz



umgestoßen. Da schimpfen sie und denken, die Knechte des Dorfes haben ihnen diesen Schabernack gespielt. Sie setzen die Klaftern wieder zusammen, finden sie aber am anderen Morgen aufs neue umgestoßen. So beschließen sie denn, daß einer von ihnen die nächste Nacht wache; da sich aber niemand freiwillig meldet, so wird gelost. Das Los traf gerade einen recht starken Mann; der sagt: „Ich wollte mich schon melden; daher ist es gut, daß mich das Los getroffen hat." Als er nun des Nachts Wache steht, zündet er sich ein Feuer an und „klöbt" beim Scheine desselben aus langer Weile Holz.

Zwischen 12 und 1 Uhr kommt ein kleiner roter Mann — es war der Teufel — und fragt ihn: „Warum setzt du denn da immer einen Keil in die Spalte? Das kannst du ja mit den Händen auseinanderreißen." Der Holzhauer fragt: „Kannst du es denn?" worauf der Kleine erwidert, ja, das könnte er. Da wählt der Holzhauer einen recht starken Eichenklotz aus, haut mit der Axt hinein und setzt einen Keil in die Spalte; darauf stößt er mit der Axt gegen den Keil, um diesen ordentlich zu lockern. Wie nun der kleine, rote Mann den Klotz auseinander reißen will, zieht der Holzhauer flugs den Keil aus der Spalte und klemmt dem Kleinen die Finger ein. Der aber schreit fortwährend: „Setze doch den Keil ein! — Setze doch den Keil ein!" Aber da ist er an den rechten gekommen; denn der Holzhauer nimmt einen Stock und gerbt ihm tüchtig das Leder voll. Der Teufel aber schreit fort und fort: „Setze doch den Keil ein!" Doch je mehr er schreit, desto kräftiger schlägt der andere zu und spricht: „Willst du uns noch einmal das Holz einstoßen?"

Nach vielen Anstrengungen endlich gelingt es dem Teufel, seine Finger aus der Klemme zu ziehen, und indem er fortläuft, ruft er zurück: „Nun stoße ich euch die Klaftern erst recht ein!"

Am andern Morgen erzählt der Holzhauer seinen Kameraden, was in der Nacht passiert sei, und macht den Vorschlag, an jede Klafter einen Klotz mit einem Keil zu stellen. Als nun in der folgenden Nacht der Kleine wiederkommt, sieht er den Klotz an der ersten Klafter und ruft: „Huh, da ist der Klotz!" wobei er sich seine in der vorigen Nacht zerschundenen Finger besieht. Darauf geht er weiter zur zweiten Klafter;



auch hier findet er einen Klotz und ebenso an den andern. Da läuft er denn in voller Angst hinweg, ohne jemals zurückzukehren.

158. Der Teufel als Hase.

Es waren drei Mann zusammen in einer Scheune. Der eine von ihnen sagte im Übermut: „Ich werde mich an einem Strohhälmchen aufhängen.“ Wie er sich dann das Strohhälmchen zur Schlinge zurecht gemacht und den Kopf hineingelegt hatte, lief ein Hase vorbei. Da liefen die beiden anderen dem Hasen nach und wollten ihn greifen. Der Hase aber machte immer Sprünge und setzte sich nach einem Weilchen ruhig hin. Da meinte der eine: „Da steckt was anderes dahinter,“ und ging zurück in die Scheune. Wie er wieder in die Scheune kam, hatte der in der Schlinge schon die Zunge zum Halse herausgestreckt. Da machte der andere ihn geschwind los, und der Erhängte kam wieder zum Leben und erzählte: „Vor mir war ein sehr großes Loch, viele hundert Ellen tief, als sollte ich hineinfallen. Deswegen zog ich den Kopf immer mehr von dem Loche zurück. Dabei zog sich der Strohhalm mehr und mehr zu und hat mir den Hals gewürgt.“

Ja, ja, Hans Märten zieht fest, wenn es auch bloß ein Strohhalm ist.

159. Die großen Steine auf dem hohen Rott.

Auf dem hohen Rott bei Kotzen im Westhavellande hatte der Teufel seine Wohnung und lebte herrlich und in Freuden und herrschte über das Havelland. Als aber der letzte Wendenfürst Pribislav die Taufe empfangen hatte, wurde das Bild des Götzen Triglav auf dem Harlunger Berge bei Brandenburg gestürzt und an seiner Statt eine Kapelle zu Ehren der Jungfrau Maria erbaut, der Berg aber von nun an Marienberg genannt. Weithin leuchtete das goldene Kreuz auf dem Turm der neuen Kirche in das Havelland. Als es der Teufel vom hohen Rott erschaute, ergriff ihn ein furchtbarer Grimm. Er faßte einen gewaltigen Steinblock, der auf dem Berge lag, um mit ihm das Gotteshaus zu vernichten. Doch ein Blitzstrahl fuhr hernieder und zerschmetterte den Stein in seiner Hand, so daß er in viele Stücke zersprang, von denen einige noch auf dem Berge liegen. Ein anderer



Teil wurde zu Brücken- und Chausseebauten verwandt, während ein mächtiger Block auf den großen Exerzierplatz bei Rathenow geschafft und dort zu einem Denkmal für den Prinzen Friedrich Karl benützt wurde.

140. Der Näpfchenstein bei Trebatsch.

An der Grenze des Lübbener und Beeskow-Storkower Kreises, zugleich die Grenze zwischen den drei Dorfgemeinden Trebatsch, Mittweide und Zaue bildend, liegt ein eineinhalb Geviertmeter großer Feldstein. Er trägt einige kunstlose Zeichen eingegraben: Drei Kreuze, darunter eine Hand. Im Handteller zeigen sich drei kleine rundliche Vertiefungen, wie Näpfchen. An diesen Stein knüpft sich folgende Sage:

In Jogatz lebte einst ein Weinbergbesitzer, der stand mit dem Teufel im Bunde. Einst trug er ihm auf, um seinen Weinberg eine Mauer zu bauen innerhalb der Zeit, in der sein Hahn nicht krähen würde. Als Lohn sollte der Teufel die Tochter des Weinbergbesitzers sich holen. Der Böse ging darauf ein und trug, um die Arbeit schnell zu vollenden, die größten Steine der umgebenden Feldmarken herbei. Aber die Bauern des Nachbardorfes Zaue hatten von dem sonderbaren Vertrage munkeln hören und suchten den größten Stein vor der Verwendung durch den Teufel zu schützen, indem sie drei Kreuze darauf machten. Als der Teufel alle anderen großen Steine herbeigeholt hatte, wollte er mit dem bezeichneten seine Arbeit schnell vollenden. Wie ergrimmte er aber, als er die drei Kreuze erblickte. In seiner Wut schlug er seine Hand darauf und eilte weiter. — Inzwischen war dem Weinbergsbesitzer angst und bange geworden, als er den Bau so schnell fortschreiten sah und an den Verlust seiner Tochter dachte. Sein Hahn verhielt sich still, und er konnte ihn mit keinen Mitteln zum Krähen bringen. Endlich folgte er dem Ratschlage eines alten Weibes und schlug auf seine Lederhosen: der Hahn krähte, und der Teufel hatte seinen Lohn verloren. Wütend ließ er die aufgehobenen Steine fallen und verschwand für immer.

Die Mauer aber blieb halb vollendet bis heute, und es heißt, daß kein Mensch das Teufelswerk vollenden könne.



141. Der Tanz am Abendmahlstage.

Ein Mädchen zu Altenhof am Werbellinsee war zum Tische des Herrn gegangen. Auf dem Heimwege hört sie eine Fiedel klingen und ruft in toller Lustigkeit: „Heut muß ich tanzen — und sollt es mit dem Teufel sein.“ Sie geht auch richtig am Abend zum Tanze. Dort stellt ein schmucker Jägersmann sich ein und tanzt mit ihr. Mitten im Tanze aber fährt er mit dem Mädchen zum Fenster hinaus, und man hat von ihr nie wieder etwas vernommen.

142. Die Geschwister und der Teufel.

In Schüttenburg im Kreise Friedeberg wird erzählt, daß da einst Geschwister, Bruder und Schwester, auf einem Hofe lebten. Neben ihnen wohnte eine Bäuerin, die hatte immer soviel Butter, daß sich jeder darüber wundern mußte, denn sie hatte nur wenige Kühe. Während die Schwester einmal ihre Nachbarin besuchte, sah sie, wie die Frau, ehe sie butterte, erst rasch in einen Topf griff, der oben auf dem Kaminsims stand, und dann gab es über die Maßen viel. Als nun die Bäuerin hinausging, faßte das Mädchen ebenfalls flink in den Topf, lief hinüber zum Bruder und rief: „Komm, wir wollen gleich Butter machen!“ „Es ist jetzt nichts da!“ sagte der Bruder. „Ach was, kratz alles zusammen!“ erwiderte die Schwester, „du wirst schon sehen.“ Und es dauerte auch nicht lange, da hatten sie einen großen Bottich bis oben an voll Butter.

Als sie sich über die reiche Menge noch freuten, trat plötzlich ein finsterer Mann mit einem großen Buch unter dem Arm in die Stube und rief: „Wie durftet Ihr meine Macht gebrauchen? Jetzt müßt Ihr Euch mir verschreiben!“ Dabei klappte er das Buch auf und legte es auf den Tisch. Der Bruder, welcher merkte, daß er's mit dem Teufel zu tun habe, ging hinaus, indem er sagte, er wolle das Schreibzeug holen. Draußen schnitt er sich schnell in den Finger, tauchte die Feder ins Blut, und als er wieder in der Stube war, schrieb er in das Buch: „Unser Herr Jesus Christ.“ Kaum hatte der Teufel das gelesen, als er einen Fluch ausstieß und aus der Stube flog, daß der Schornstein zerkrachte.



143. Der Teufel stört ein Passionsspiel.

Als Anno 1519 zu Guben auf dem Markte die Passion Christi nach Sitte der Zeit mit einfältigen Reimen und allerhand seltsamen Mummereien aufgeführt worden, wozu von Städten und Dörfern weit und breit Adel und Landvolk sich eingefunden, haben unter anderm neun Gubener Bürgerssöhne neun Teufel dargestellt. Da ist plötzlich während der Aktion zu den neun vermummten Teufeln der zehnte leibhaftige und wirkliche gekommen, hat arge Possen getrieben und ist über den Brunnen gesprungen, die andern dazu zu verführen, um ihnen so die Hälse zu brechen. Es ist ihm aber keiner nachgesprungen. Als man nun in dem Aktus so weit gekommen, daß Christus an das Kreuz gehängt wurde, hat sich dieser zehnte Teufel vom Theater weggemacht und ist in das Gäßlein am Rathause gelaufen und allda in Feuer aufgegangen. Als man hinzueilte, war alles verschwunden, aber denjenigen, so den Herrn Christus dargestellt, hat man in Ohnmacht gefunden. Man hat daher den Aktus abkürzen und ihn alsbald ins Grab legen müssen, allwo er wieder erquicket worden.

144. Der Landsknecht und der Teufel.

Vor vielen Jahren hat es sich einmal zugetragen, daß ein Landsknecht durch die Mark zog, und als er in einer Stadt krank wurde, längere Zeit daselbst verharren mußte. Da er nun viel Geld bei sich hatte, so gab er der Wirtin seinen Geldbeutel und bat sie, ihm denselben zu verwahren; nach etlichen Tagen aber, als er wieder gesund geworden, fordert er denselben wieder, worauf die Wirtin, die ein großes Gelüst nach dem Gelde trug, und mit ihrem Manne eins geworden war, daß sie das Geld verleugnen wollten, trotzig sprach, sie wisse nichts von dem Gelde, und den Landsknecht aufs ärgste schalt. Dieser warf ihr erzürnt ihre Untreue vor, und da dies der Mann hörte, kam er herbei, sein Weib zu verteidigen, und warf ihn zur Tür hinaus. Da zog der Landsknecht vom Leder und hieb in die Tür, und als das der Wirt vernahm, schrie er die Nachbarsleute an, was ihm für Gewalt geschehe. Diese griffen den Landsknecht und führten ihn vor die Obrigkeit, worauf er ins Gefängnis geworfen wurde. Als man nun den Fall im Gericht beriet



und für Recht erkannte, daß er wegen Gewalttat durchs Schwert zu richten sei, kam der Teufel zu ihm ins Gefängnis, zeigte ihm an, wie seine Sache stände, und verhieß ihm, wenn er sich ihm ergeben möchte, so wolle er ihm davon helfen. Aber der Landsknecht antwortete, daß er eher zehnmal sterben als auf solche Weise loskommen wolle, konnte auch auf keine Weise bewogen werden, so listig der Teufel es auch anfing, auf den Bund einzugehen. Da versprach ihm endlich der Teufel, ihn ohne einigen Gegendienst frei zu machen, sagend: „Wenn du vor Gericht geführt wirst, so sage, du seist zuvor mit Rechtssachen nicht umgegangen, kannst dich auch selbst mit Reden nicht verwahren, und bitte um einen Advokaten, der für dich rede, da will ich zu dir treten in einem blauen Hut mit weißen Federn und will dein Advokat sein!“ Dies Erbieten nahm der Landsknecht an, da er dafür hielt, daß es nicht wider Gott sei.

Folgenden Tags nun wurde der Landsknecht vor Gericht geführt, und da er um einen Advokaten bat, der ihn verteidigen möchte, dieses ihm auch gewährt wurde, trat der Teufel daher im blauen Hut mit weißer Feder, repetierte den ganzen Handel, sagte, wie der Diebstahl geschehen, wo das Geld liege und wieviel desselben sei, alles bis auf das Allerkleinste. Da schwur der Wirt hoch und teuer und rief: „Wenn ich's habe, so führe mich der Teufel weg!“ Aber kaum hatte er das gesagt, so ergreift der im blauen Hut mit weißer Feder den Wirt, führt ihn über den Markt durch die Lüfte hinweg, und niemand hat jemals erfahren, wo er mit ihm hingekommen sei.

XIV. Hexen.

145. Die Hexen am Weihnachtsabend.

In Börnicke und Grünefeld im Osthavellande werden am heiligen Abend alle Gerätschaften und Geschirre, die bei den Backöfen gebraucht worden sind und von denen man sonst manches stehen läßt, nach Hause getragen, weil sonst die Hexen damit nach dem Blocksberg fahren. Ein Bauer hatte einst seine Schaufel stehen lassen, und es fiel ihm erst ein, als es schon dunkelte. Schnell eilte er zum Backofen; aber wie er noch unterwegs war, begann das Abendläuten.



Er erschrak; denn nach dem Läuten bekommen die Hexen Gewalt zu schaden und Schabernack zu treiben. Als er beim Ofen ankam, war seine Schaufel nicht mehr da; in der Luft aber brauste und rumorte es, und von der alten Linde hinter dem Backofen glotzte ihn eine Eule an.

Man beeilt sich in jenen Dörfern am heiligen Abend auch mehr als sonst mit dem Füttern des Viehs und dem Milchen, damit vor dem Abendläuten alles Vieh vom Hofe und die Stalltüren geschlossen seien; dann können die Hexen nicht schaden. Man hält sie auch fern, wenn man an die Balken und Türen drei Kreuze macht. Das geschieht am heiligen Abend und auch am Abend vor der Walpurgisnacht.

146. Die Hexe von Schüttenburg.

In Schüttenburg in der Neumark lebte vor Jahren in einem Blockhause eine Hexe, die ihr Handwerk wohl verstand. Am Karfreitag und Himmelfahrtsfeste sammelte sie sich ihre Zaubermittel, Dung, Roßhaar, Hufeisen und dergleichen oder sie ging durch die Felder und griff dreimal ins Korn und gebrauchte die Ähren. All ihre Kleider und Tücher waren ungesäumt. Den Leuten verhexte sie mit giftigen Kräutern das Vieh, von ihrem bösen Blick wurden die Schweine krank und verendeten. Nun war eine Verwandte der Hexe im Dorfe, die besonders viel von ihr zu leiden hatte; die verschrieb sich einen klugen Mann aus Filshorn, der konnte Hexen erkennen. Sie lockte ihre „Bruderfrau" zu den andern Frauen heraus; da zeigte der Mann gleich auf das böse Weib: „Die ist's!" Kaum hatte er das gesagt, da fuhr die Hexe schreiend wie eine Wahnsinnige dreimal ums Haus, dann hinauf bis auf den obersten Boden, und ließ sich wieder herab, legte sich aufs Lager und starb. Alsbald wurde ihre Zunge ganz schwarz, und als ihr Zauberbuch verbrannt ward, da gab's eine furchtbare Lohe, daß der Ofen fast zerkrachte. Sie hat auch im Grabe keine Ruhe gefunden, sondern ist nachts umgegangen und hat ihrem Sohn, den sie nie hatte leiden mögen, die Haare gerupft.

147. Der Ritt zum Blocksberg.

Die Schüttenburger wissen so gut wie andere, daß in der Walpurgisnacht die Hexen nach dem Blocksberg reiten.



Ein Knecht, der gemerkt hatte, daß auch seine Bäuerin in der Mainacht nie daheim war, und vermutete, sie begäbe sich ebenfalls nach dem Blocksberg, wollte gern wissen, was die Frau triebe und wie es dort zuginge. Er versteckte sich also abends in der Stube, und als die Stunde kam, da die Hexen aufbrechen, hörte er, wie die Bäuerin sagte: „Pferdchen, sattle dich!“ Und siehe, schon ritt sie davon. Ei, dachte der Knecht, das kannst du auch, und rief: „Pferdchen, sattle dich!“ Da saß er schon auf dem Pferderücken und ritt im Fluge durch die Lüfte zum Blocksberg. Dort führten die Hexen ihren wilden Tanz auf, und der Knecht bekam eine Trompete und blies dazu. Die Wirtin aber wunderte sich nicht wenig, ihren Knecht auch dabei zu sehen. Als der Morgen graute, trennte sich der Schwarm, und auch der Knecht ritt wieder wie der Wind nach Hause. Daheim stellte er sein Pferd in eine leere Ecke des Stalles und legte seine Trompete in den Winkel. Als er aber am andern Morgen, nachdem er ausgeschlafen hatte, in den Stall kam, stand da ein Besenstiel statt des Pferdes, und seine Trompete war eine greuliche Katze gewesen, die noch in dem Winkel hockte.

148. Die Hexe als Hase.

In Segelitz bei Neustadt a. d. Dosse lebte vor gar nicht langer Zeit eine alte einzelstehende Frau, die allgemein für eine Hexe gehalten wurde. Der Gutsjäger sah einmal auf dem Felde einen Hasen aufspringen, schoß nach ihm und traf auch, denn der Hase überschlug sich und stürzte in den Graben. Der Jäger folgte, fand die Blutspur, der Hase aber war ververschwunden, und an seiner Stelle saß die alte Frau mit einem Schrotschuß am Bein. Als sie im Sterben lag, wollte niemand bei ihr wachen, denn zu Fußenden des Bettes saß eine große Eule, die klappte mit den Flügeln und nickte mit den Augen.

149. Die drei Katzen.

Ein Müller in Herzsprung in der Ostpriegnitz hatte Mühe, einen Gesellen zu bekommen, weil es hieß, daß es in seiner Mühle spuke. Zuletzt bot sich ein starker junger Geselle an; der sagte, er frage den Teufel nach allem Gespuke auf der Welt. Er macht sich also an die Arbeit und bleibt



bis tief in die Nacht hinein tätig, das Räderwerk zu schmieren. Als die Dorfuhr zwölf schlägt, sieht er, wie eine Katze in die Müllerstube schleicht und sich auf die Bank legt. Nach einer Weile kommt eine zweite und kurz darauf eine dritte. Er sieht, wie die Katzen gegeneinander den Kopf drehen und hört ihr leises Spinnen. Plötzlich springen alle drei zugleich auf ihn ein; er aber greift rasch ein Beil auf und schlägt der vordersten auf die rechte Pfote, worauf alle drei eiligst das Weite suchen. Am nächsten Morgen geht er durchs Dorf und hört, wie eine alte Frau, die am Abend vorher noch gesund war, ohne Arm zu Bett liege, die doch, soweit man wisse, in der Nacht nicht aus dem Hause gekommen sei.

150. Die Butterhexe.

In Lenzen begab es sich einst, daß eine Bürgersfrau beim Buttern großen Verdruß hatte; sie schlug in ihrem Faß immer nur Schaum und erhielt keine Butter, sie wandte alle Vorsicht an, nahm die Sahne über Kreuz ab und zog einen Faden durch den Schaumdeckel, alles half nichts. Da kommt das kleine Mädchen ihrer Nachbarin zur Diele hinein, sieht, wie die Frau sich abmüht und ruft: „Ich will dir geschwind Mutters Butterstock holen, dann sollst du einmal sehen!“ Sie läuft nach Haus und bringt bald darauf einen kleinen gegabelten Haselstock, in dessen Rinde das Bild einer Kröte geschnitten ist. Die Frau wirft den Stock in ihre Sahne, stößt nur dreimal zu und hat das ganze Butterfaß voll schöner gelber Butter. Das kleine Mädchen weiß dazu weiter nichts zu sagen, als daß ihre Mutter es immer so mache; doch müsse die Frau noch einen Kuchen, so lang und breit wie der Stock, aus der Butter schneiden und auf den Ofen stellen, „den holt sich am Abend unsere große schwarze Katze“. Das tut nun die Frau. Am Abend hört sie ein Klopfen an der Tür, sie öffnet und findet draußen eine alte, schwarzgekleidete Frau stehen, die um ein Nachtlager bittet. Die Bürgersfrau weist sie ab; da bekommt die draußen unheimlich glühende Augen, reckt wunderlich ihre alten krummen Finger aus und ruft:

Min Bodderstock jefallt di wol!
Ik nu ook by di bliewen soll.



Da weiß die Frau, wen sie vor sich hat; sie nimmt die Butterrolle und schleudert sie mit aller Butter der Alten ins Gesicht, die verschwindet unter Fauchen und Kreischen. Haselstock und Butterkuchen aber sind auch verschwunden. Seither aber gab es in Lenzen nirgend mehr Butterstöcke und nie mehr sah man, wie sonst des Abends, eine große schwarze Katze an den Fenstern hinschleichen.

151. Holt über!

Diesen Ruf vernehmen die Fährleute bei Groß-Neuendorf, Kalenzig und Schaumburg in der Neumark wohl öfters noch des Abends spät, aber sie leisten nur mit Widerstreben und in der Regel nur dann Folge, wenn ihnen die Stimme bekannt ist und man sich namenkundig machen kann. -- Das hat seinen Grund darin, daß die Fährleute schon zu wiederholten Malen geäfft wurden.

Wenn sie nämlich auf den bekannten Ruf an das jenseitige Ufer fuhren, bemerkten sie niemand dort und erhielten auch auf ihr Schreien keine Antwort. Kaum aber waren sie eine Strecke zurückgefahren, so erschallte die Stimme von neuem rechts oder links vom Landungsplatz. Man ruderte zurück und bemerkte dann ein altes, gekrümmtes Weib mit aufgelöstem Haar. — Es rief: Hier bin ich! klatschte mit den Händen, schlug ein höhnisches weithin schallendes Gelächter auf, wurde immer kleiner und kleiner und verschwand zuletzt spurlos.

Man erzählt von dem alten Weibe, es solle eine Hexe sein, die viel Unglück in der Gegend gestiftet und sich endlich aus Lebensüberdruß bei Schaumburg in der Oder ersäuft habe. Zur Strafe für ihr ruchloses Leben könne sie im Tode keine Ruhe finden und müsse des Nachts an den Ufern des Stromes umherirren, wobei sie den Fährleuten und Reisenden allerlei Schabernack zufüge. — Daher beeilen sich denn die Leute stets, noch vor Abend die Ufer der Oder zu erreichen.

XV. Freischützen, Zauberer, Zaubermittel.

152. Der unfehlbare Schuß.

In der großen Prenzlauer Stadtforst war einst ein Jägerbursche tätig, der auch das entfernteste Ziel nie fehlte.



Einst traf er im Walde den Prenzlauer Pfarrherrn, und sie gingen eine Weile zusammen. Im Gespräche fragte der Pfarrer den Jägerburschen, ob er denn wohl auch ein sicherer Schütze sei. „Wie ich schieße, will ich Ihnen zeigen," antwortete der Bursche. „Sehen Sie dort den Raben fliegen?" Der Pfarrer bejahte, bemerkte aber, daß es doch schier unmöglich sei, in solcher Entfernung einen Vogel zu treffen. Der Jägerbursche lächelte, murmelte in fremdartiger Sprache einen Spruch und zog die Flinte an den Kopf. Der Schuß knallte, und der Rabe fiel wie ein Stein zur Erde. Stolz auf sein Werk wandte sich der junge Forstmann wieder zu dem Pastor, bemerkte aber, daß dieser sehr ernst, fast verstört, aussah. „Nun," fragte er, „gefiel Ihnen der Schuß?" „Der Schuß war gut," gab jener zurück, „aber, mein Sohn, ist dir auch die Bedeutung des Spruches bekannt, den du gebraucht hast?" „Nein," sagte der Forstgehilfe, „was er bedeutet, weiß ich nicht. Ich habe ihn von einem alten Jäger, der ihn wohl selber nicht verstand." — „Nun," erwiderte der Pfarrherr, „ich werde dir den arabischen Spruch verdeutschen, er lautet:

„Teufel, komm, halt mir das Tier;
„Ich geb dir Leib und Seel dafür!"

Als der Jägerbursche das hörte, wurde er leichenblaß. „Bei Gott," sagte er, „das habe ich nicht gewußt." Dann nahm er seine Flinte und zerschlug sie am nächsten Baume.

133. Die drei Blutstropfen.

In einem Forsthause lebte einst ein wüster Jäger, dessen Name den Bewohnern weit und breit ein Schrecken war. Er sollte unbedingte Macht über die Tiere haben. Oft habe er nur aus dem Schornstein gefeuert, um einen Rehbock zu erlegen. Er war von unheimlicher Gestalt, mit schwarzen Augen und einer Nase wie ein Adler, und von großer Kraft. Er war von frühester Jugend an zum Jäger erzogen worden. Seine Zaubermacht aber hatte er in jungen Jahren auf folgende Weise erworben. Sein Vater, ein gottloser Mann von üblem Rufe, hatte ihm befohlen, bei seinem ersten heiligen Abendmahle die Oblate nicht zu verschlucken, son-



dern heimlich aus dem Munde zu nehmen und ihm zu bringen. So tat der Jüngling. Sein Vater ging nun mit ihm und der Oblate in den Wald, steckte diese dort zwischen zwei Ästen auf und ließ den jungen Jäger nach derselben zielen, wobei er die Worte murmelte: „Komm, Teufel, komm, und halt' das Tier, ich geb' dir Leib und Seele dafür!" Als er nun den Schuß tat, sah er deutlich die Oblate durchbohrt und unterhalb der kleinen Öffnungen drei dunkle Blutstropfen, zwischen welchen der Vater das Bild Christi zu sehen vermeinte. Seit jenem Schusse war seine Seele dem Teufel verfallen, der ihn alle Zauberei lehrte; aber jedermann mied auch den unheimlichen Jäger, und als er starb, wollte niemand seine Leiche berühren. Schließlich begruben ihn seine nächsten Verwandten in der Nähe seines Wohnhauses.

154. Die Wasserflut.

Ein Bauer in der Lenzer Wische behandelte seinen Knecht sehr hart und gab ihm nie den Lohn zur rechten Zeit. Der Knecht sann darauf, sich zu rächen. Er hatte als Knabe oft seiner Großmutter bei heimlichem zauberischem Treiben geholfen und besann sich auf einen Zauberspruch, durch den er das beste Pferd des Bauern krank machte, daß es verendete. Er selbst mußte das tote Tier nach dem Schindanger schaffen, brachte aber den Kopf des Pferdes heimlich wieder mit zurück. Zu Haus löste er insgeheim alles Fleisch von dem Pferdeschädel, füllte ihn mit Quecksilber und vergrub ihn im Elbdeiche an einer Stelle, die neben den Wiesen seines Herrn lag. Zur Johanniszeit, als das erste Gras in Haufen stand, kam wie gewöhnlich das Sommerwasser; es stieg zu ungewohnter Höhe. Der Deich aber hielt fest. Nur bei dem Gehöft des Bauern zitterte er ein wenig, was niemand sich zu erklären vermochte. Eines Abends sah man den Knecht gerad auf dieser zitternden Stelle stehen und die Arme seltsam hin und her schwenken. Bald zog eine dunkle Wetterwolke herauf, ein scharfer Wind setzte ein, und eine Wasserhose wirbelte mit gewaltiger Schnelligkeit gegen die gefährdete Stelle. Dann barst der Damm, und die grauen Wellen unterwühlten das ganze Gehöft des Bauern. Knecht und Herr sah man tot in den trüben Fluten treiben.



155. Der Feuer- oder Schimmelreiter.

Ist ein Schadenfeuer ausgebrochen, so erzählt man in Dierberg im Kreise Ruppin, dann erscheint ein vornehmer Herr, den niemand kennt, auf einem Schimmel und sucht um das Feuer zu reiten, wobei er gegen dasselbe die rechte Hand ausstreckt, drei Kreuze in der Luft macht und spricht: „Feuer, steh' und vergeh'! Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes." Der Reiter muß sich aber beeilen, daß er über das Wasser kommt, sonst läuft ihm das Feuer nach, und er muß verbrennen. Es wird auch erzählt, daß der Reiter am Schlusse der Beschwörung in die Glut schießt.

156. Der gebannte Birnendieb.

In Buckow (Kreis Lebus) war vor etwa 100 Jahren ein Amtmann, der konnte das Feuer besprechen und die Menschen „bannen", daß sie festsaßen, wo sie gerade waren. Einst sah er mehrere Nächte hintereinander einen Jungen über seinen Gartenzaun klettern und dann seinen „Källbeerboom" (Keilbirnenbaum) plündern. Da bannte er ihn zuletzt gerade in dem Augenblicke, als er den untersten Ast loslassen wollte, um zur Erde zu springen, und ließ ihn einen Tag lang mit seinem Sack Birnen so hängen. — Man zeigt noch den Baum am Werder.

157. Ritter Kurt und der Bauer.

Im Ober-Uckersee in der Uckermark, südlich von den Dörfern Warnitz und Vergitz liegen zwei kleine Inseln, welche großer und kleiner Burgwall heißen. Auf dem großen Burgwall wohnte früher ein Ritter, welcher der wilde Kurt genannt wurde. Wenn er von seiner Insel nach dem Festlande wollte, so gebrauchte er keine Fähre oder Kahn, sondern er fuhr mit seinem Rappen über das Wasser. Als er einst auf diesem Wege nach Prenzlau fuhr, sah ihn ein Bauer, der mit seinen schlechten Pferden Hafer zur Stadt fahren wollte. Er sprach: „Wat de kann, kann ick ooch," bog vom Walde ab und folgte dem Ritter über das Wasser. Der Bauer verkaufte in Prenzlau seinen Hafer und kehrte in demselben Wirtshaus ein, in welchem der Ritter eingekehrt war. Der Ritter hatte sich zu Mittag ein Gericht großer Fische geben



lassen; er löste das Fleisch sauber von den Gräten ab, warf diese in eine Schüssel mit Wasser und siehe da, aus den Gräten der großen Fische wurden lauter lebendige kleine Fische. Als der Bauer dies sah, sprach er: „Wat de kann, kann ick ooch.“ Er ließ sich ein Gericht kleiner Fische geben, kaute dieselben tüchtig durch und warf die Überbleibsel ebenfalls in eine Schüssel mit Wasser. Aus diesen zerkauten Fischresten wurden lauter große Fische. Als dies der wilde Kurt sah, ließ er sofort anspannen und jagte wie wild die Ucker hinauf seiner Burg zu. Plötzlich erhob sich ein großes Unwetter. Die ganze Gegend war in dichten Rauch und Qualm gehüllt, so daß die umliegenden Bewohner glaubten, die Welt ginge unter. Als sich nach einigen Tagen das Wetter wieder klärte, war die Burg verschwunden und mit ihr der wilde Kurt. Auf dem Burgwall fand man vor etwa 30 Jahren und findet man vielleicht noch heute Steine, welche, wenn man sie ins Wasser wirft, schwimmen.

158. Der Werwolf.

An mehreren Orten der Mark erzählt man von einem Hirten, der die Kunst verstand, sich durch einen Zaubergürtel in einen Werwolf zu verwandeln. Er raubte dann Vieh von den Weideplätzen, und lange Zeit hat niemand gewußt, wer den Schaden stiftete. Zuletzt ist es aber doch herausgekommen.

Eines Nachts lagen mehrere Hirten in den Koppeln, ihre Pferde zu hüten, und wachten abwechselnd bei dem Feuer, das sie angezündet hatten. Als nun die Reihe an den kam, der den Zaubergürtel hatte, und er meinte, daß die anderen fest schliefen, schnallte er sich schnell den Gürtel über, warf sich auf die Pferde und verzehrte ein Fohlen mit Haut und Haaren. Das alles aber hatte ein anderer Knecht, der sich nur schlafend gestellt hatte, mitangesehen, ließ sich aber nichts merken. Der Zauberer kam nach einer Weile als gewöhnlicher Hirt zurück und ließ sich wieder am Feuer nieder. Als dann der Tag graute, wurden auch die anderen wach. Da sagte der Werwolf: „Ich weiß nicht, mir ist heut so schudderig im Magen!“ „Na,“ sagte der Knecht, der alles beobachtet hatte, „da soll einem nicht schudderig sein, wenn man ein ganzes Fohlen im Leibe hat!“ „Dein



Glück," rief der andere, „daß du vorher nichts gesagt hast," und sofort streifte er seinen Gürtel wieder über und sprang als Wolf davon in den Wald. Man hat ihn nie wieder gesehen.

159. Pumphut und der alte Dessauer.

Pumphut war liederlich und hatte kein Geld mehr, und weil er nichts mehr hatte, wollte er sich an den alten Dessauer machen. Der hatte einen Lustgarten und einen Teich mit Fischen. Weil aber Pumphut sonst nicht bei dem Dessauer ankommen konnte, pflückte er Äpfel im Lustgarten und angelte Fische am Teiche, um gegriffen zu werden. Der Jäger verbot ihm das Angeln, aber wenn er auf dem Damme um den Teich herumkam, lief Pumphut über das Wasser oben weg. Wie er sich das Angeln nicht verbieten ließ, sagte der alte Dessauer dem Jäger: „Schieß auf ihn." Das erste Mal schoß der Jäger mit Schrot auf ihn. Die Körner fielen Pumphut in die Hand, und der Jäger sah, wie er sie wieder in den Teich warf. Den zweiten Tag angelte er wieder, da hat der Jäger mit der Kugel geladen und schoß zum zweiten Mal auf ihn. Wie er geschossen, nahm Pumphut die Mütze ab, und die Kugel fiel hinein, und er warf sie in den Teich. Wie der Jäger das wieder dem Herrn erzählte, sagte der: „Wir werden eine goldene Kugel machen lassen müssen, die wird schon ziehen." Dann schoß der Jäger mit der goldenen Kugel nach ihm, die fiel Pumphut wieder in die Mütze. Er sah sie sich an, steckte sie in die Tasche und sagte: „Die kann ich brauchen," und ging weg. Dann wußte der Dessauer nicht, was tun, und sagte: „Den will ich sprechen, der soll zur Mahlzeit kommen." So kam Pumphut zum alten Dessauer und war bei ihm. Er sagte auch, er wollte ihm beistehen, wenn er mal Krieg haben sollte, weil er ihm so schöne Kugeln geschickt hätte. Ein paar Jahre danach hatte der Dessauer Krieg und hieß Pumphut zu sich kommen. Dieser ließ so viel Häcksel schneiden, als der Dessauer Leute brauchte, oder säte Häcksel, da standen lauter Reiter da, und Hirse, das waren die zu Fuß. Die sollte der alte Dessauer vorn aufstellen, auf die könnte der Feind schießen und, wenn der sich ausgeschossen, sollte er seine richtigen Soldaten vornehmen, dann würde er den Feind



schon bewältigen. Dann hat es der alte Dessauer so gemacht und hat gewonnen.

Wie der Krieg zu Ende war, ließ ihn der Dessauer wieder zu sich kommen und gab ihm seinen Unterhalt, daß er gut leben konnte. Endlich entzweiten sich beide. Pumphut hatte sich nämlich betrunken und sagte zum Dessauer: „Ich heiße Pumphut, und du heißt Krumphut.“ Da wollte der Dessauer ihn totschießen lassen, aber wie sie auf ihn schossen, nahm Pumphut die Mütze herunter und sagte: „Den Dreck brauche ich nicht,“ und schüttete alle Kugeln wieder aus. „Nanu,“ sagte der alte Dessauer. „Ja, ja, mein Lieber, das hat Pumphut für sich behalten. Alles hat er dir gesagt, aber das eine nicht, wie das Totschießen gemacht wird.“

160. Pumpfuß und der Edelmann.

Ein Edelmann fuhr in seiner Kutsche über Land und holte einen lahmen Handwerksburschen ein, der wie ein Betrunkener taumelte. Der Edelmann wollte vorbeifahren, aber der Wanderer purzelte immer vor den Pferden herum, so daß der Kutscher, um den Mann nicht zu beschädigen, die Pferde zügeln mußte. Als der Rosselenker sich längere Zeit vergeblich bemüht hatte, um den Taumelnden herumzukommen, wurde der Edelmann zornig und rief: „Kutscher, fahr den Kerl in den Dreck!“ Der Kutscher hieb nun auf die Pferde ein, um den anscheinend Betrunkenen niederzufahren, aber prosit! — die Gäule standen plötzlich steif wie die Holzböcke und rührten kein Glied. Der alte Pumpfuß aber, denn kein anderer war der Reisende, kollerte sich im Wege herum. Nun ward dem Edelmann schwül zu Mut; er stieg vom Wagen und bat den Lahmen höflich, neben ihm Platz zu nehmen. Dieser folgte der Einladung, stieg auf und — los gingen die Pferde, als ob der Teufel selber mit der Hetzpeitsche hinter ihnen sei. Gleich darauf bemerkte der Edelmann, wie die beiden linken Räder der Kutsche immer nebenher liefen, ohne daß diese darum aus dem Gleichgewicht kam. Er tat aber, als bemerke er nichts, denn er wußte nun schon, wer sein Gesellschafter war. Später nahm er sehr höflich von dem Lahmen Abschied und dachte noch oft an seine Begegnung mit dem alten Müllergesellen Pumpfuß.



161. Augenverblendung.

Es war einmal ein Puppenspieler, der reiste überall umher und machte allerlei Kunststücke. Einstmals zur Sommerzeit war er in einem Dorfe, und als das Spiel zu Ende war, bat er seine Gäste, aus der Gasthofstube auf die Straße hinauszukommen. Hier wollte er noch ein ganz besonderes Kunststück zeigen. Er griff nun einen Hahn auf, der grad über den Weg stolzierte, und band ihn an einen Sägebock fest, der vor dem Dorfkruge stand. Der Hahn will aufflattern, kann aber nicht loskommen, weil er fest an den Balken angebunden ist. Wie er aber immer mehr Gewalt brauchte, zog er plötzlich mit dem ganzen Sägebock ab. Die Leute allesamt staunten und lachten und juchzten hinter dem Hahn her. Dadurch wurde dieser scheu und zog immer schneller mit seinem Balken davon.

Nun kam da gerade ein Mädchen ins Dorf hinein, das hatte eine Tracht Klee auf dem Rücken. „Leute," sagte das Mädchen, „was habt ihr euch da so gefährlich? Was ist da los?" — „Mädchen," sagten die Leute, „siehst du nicht, daß der Hahn sich da mit einem großen Sägebock umherschleppt?" — „Wo denn?" fragte das Mädchen. — „Nun, dort!" kriegte sie zur Antwort. — „Meint ihr da den Hahn, der sich immer mit dem Strohhalm schleppt?" sagt sie dagegen. So streiten sich die Leute mit dem Mädchen herum; sie sagt „Strohhalm", und die sagen „Sägebock". Ihre Augen waren verblendet und die Augen des Mädchens nicht. Woher kam es aber, daß ihre Augen richtig sahen? Das macht: sie hatte in ihrer Last Klee ein vierblätteriges Kleeblatt.

Als der Puppenspieler gewahr wurde, daß das Mädchen mit der Tracht Klee die anderen Leute aufklärte, zauberte er ihr geschwind ein großes Schloß an den Mund, daß sie nicht ein Wort mehr reden konnte. Den ganzen Nachmittag mußte sie nun mit ihrem Schloß zum Spott der Leute umherlaufen. Als endlich alle Leute nach Hause gingen, nahm der Puppenspieler einen Schlüssel und machte ihr das Schloß am Munde wieder auf.

162. Liebeszauber.

In einem Dorfe bei Triebel oder Forst im Kreise Sorau gab ein Mädchen einem jungen Burschen, dessen Liebe sie



gewinnen wollte, einen Apfel, in welchem ein Liebeszauber eingeschlossen war. Der Bursche steckte denselben in die Tasche seiner Jacke und ging in den Stall, um die Pferde zu füttern; hier fiel der Apfel aus der Tasche in die Krippe und wurde von einem Pferde gefressen. Jetzt begann der Zauber in dem Tiere zu wirken: es verfolgte das Mädchen auf Schritt und Tritt. In seiner Angst flüchtete dieses in die offen stehende Kirche; das Pferd folgte ihm. Es stieg die Turmtreppe hinauf, das Pferd kam hinterher. Da stürzt sich das Mädchen aus Verzweiflung zum Schalloche hinaus und bricht den Hals, das Pferd tut dasselbe und bleibt ebenfalls tot. Ein Bild soll noch heute in der Kirche diese Begebenheit darstellen.

163. Die Pimpinell.

Als während des Dreißigjährigen Krieges das furchtbare Sterben in Oderberg herrschte und Menschen zu Hunderten hingerafft wurden, da kam in die allgemeine Verzweiflung ein weißer Rabe von Norden her geflogen, der setzte sich auf einen nahen Berg und schrie, daß man es weithin hörte:

Ist die Krankheit noch so schnell,
Heilt sie doch die Pimpinell!

Mit dem Genuß der Pimpinellwurzel wurde dann dem Sterben Einhalt geboten, und noch heut heißt jener Berg der Pimpinellenberg.

164. Rainfarren.

Nur in der einzigen Johannisnacht, in der Stunde zwischen 11 und 12 Uhr, blüht das Kraut Reenefarre (Rainfarren), und wer diese Blüte bei sich trägt, der wird dadurch den übrigen Menschen unsichtbar. So ging es auch einmal einem Bauern in der Gegend von Brodewin; der fuhr nämlich grade zu dieser Zeit mit seiner Frau nach der Stadt und stieg, da die Pferde im Sande nur langsam gehn konnten, vom Wagen, um ein Weilchen nebenher zu gehen. Auf einmal bemerkt seine Frau, daß er verschwunden ist, aber gleichwohl sieht sie, daß die Zügel wie vorher gehalten werden; sie ruft ihn daher, und er antwortet ganz verwundert, ob sie ihn denn nicht sehe, er sei ja dicht neben ihr am Wagen. Aber sie sah ihn nicht, und dabei war's doch, da ja Johannisnacht



war, so helle, daß man hätte eine Stecknadel finden können. So ging's fort bis nach der Stadt, sie sprach mehrmals mit ihm, er antwortete auch, aber blieb immer noch unsichtbar. Als sie nun nach der Stadt kamen, hörte der Wirt und alles Hausgesinde wohl den Bauer reden, aber sie sahen ihn nicht, so daß dem Bauer ganz angst wurde, weil er nicht wußte, was er daraus machen solle. Da sagte ihm der Wirt, der ein kluger Mann war, er solle doch einmal die Schuhe ausziehen; das tat er auch, und augenblicklich war er wieder sichtbar, aber nun war an seiner Stelle der Wirt verschwunden. Nach einer kleinen Weile kam auch dieser wieder zum Vorschein und brachte dem Bauer seine Schuhe, und nun waren beide wieder sichtbar wie zuvor. Das war, wie der Wirt später einmal erzählt hat, daher gekommen, daß der Bauer während des Gehens mit seinen Füßen die Blüten vom Rainfarren abgestreift hatte und diese ihm in die Schuhe gefallen waren; daher hatte ihm der Wirt geraten, er solle dieselben ausziehen und hatte in seiner Kammer die Blüten herausgeschüttet, die er darauf zu seinem eignen Nutzen, da ja der Bauer nichts davon wußte, aufbewahrt hat.

165. Das Schlüsselbuch.

Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts lebte in Lögow im Kreise Ruppin eine Witwe mit Namen Berkholz. Sie wurde vom Gute unterhalten und wohnte in einem alten, zerfallenen Gebäude. Im Dorfe wurde sie nur „Mutter Berkholz" genannt und stand in dem Rufe, daß sie Diebe entdecken könne. Zu diesem Zwecke besaß sie ein „Schlüsselbuch". Es war ein altes Gebetbuch, das sie von „Enn to Wenn", d. h. vom Ende bis zum Anfang durchgelesen hatte. Das Gebetbuch hatte ein Mörder auf seinem letzten Gange benutzt, und vom Urgroßvater der Witwe her hatte es sich fortgeerbt. Kam jemand zu Mutter Berkholz, um einen Dieb ausfindig machen zu lassen, so forschte sie genau nach den Umständen, unter denen der Diebstahl geschehen war, und hieß ihn am Freitag um Mitternacht wiederkommen. Sie setzte sich dann ihre große Hornbrille auf, verhüllte das Licht und nahm das „Schlüsselbuch" mit feierlicher Miene aus dem Koffer. Sie legte das starke Buch so hin, daß die



Blätter von einer Seite zur andern schlagen mußten, und rief, indem sie drei Kreuze schlug:

Schlüsselbuch, ich tu dich fragen
Ob du mir den Dieb kannst sagen!

Das geschah dreimal schnell hintereinander, und während dieser Zeit hatte der Bestohlene die Namen der Verdächtigen schnell zu sprechen. Bei welchem Namen nun die Blätter stehen blieben, das war der Dieb. War die Sache versehen, oder hatte sich das Schlüsselbuch nicht deutlich erklärt, so mußte die Frage am nächsten Freitag um die gleiche Zeit wiederholt werden. In dringenden Fällen gab auch das Schlüsselbuch am Sonntag unter der Predigt Antwort. Die Kraft des Schlüsselbuches lag darin, daß der Raubmörder in der Nacht des Freitags in dem Buche gelesen hatte und durch die Gebete bekehrt worden war.

XVI. Wunder, Gottesurteile, göttliche Strafen.

166. Macht der Toten.

Eine Mutter war Witwe und hatte ein Kind, ein Mägdelein. Sie wollte wieder heiraten, aber der Mann wollte sie nicht, weil sie ein Kind hatte. Da sperrte sie es in einen Keller und gab ihm nichts zu essen, und das Kind starb. Wie es nun begraben wurde und der Prediger mit den Trauernden auf dem Kirchhofe das Vaterunser betete, konnten sie nicht aussprechen: „Und gib uns unser täglich Brot." Da bekannte die Mutter, was sie getan hatte.

167. Das Gotteszeichen.

Am Wege von Alt-Landsberg nach Straußberg steht eine starke Eiche, an deren Stamm man eine Inschrift angebracht hat, die dem müden Wanderer stärkende Ruhe wünscht. Mit dieser Eiche hat es eine eigene Bewandtnis. Zur Zeit, als in der Mark noch die Feuerstrafe verhängt wurde, ward in Alt-Landsberg ein junges Mädchen unschuldig des Kindesmordes geziehen und, da sie ihre Unschuld nicht beweisen konnte, zu jenem grausamen Tode verurteilt. Auf dem Wege zur Richtstätte brach sie den Zweig eines Eichenbaumes ab,



steckte ihn verkehrt mit den grünenden Blättern nach unten in die Erde und rief: „Gott kennt meine Unschuld; auch ihr werdet sie kennen, wenn ich tot bin; der tote Zweig hier wird grünen und ein Baum werden.“ Und so geschah es; der Zweig bekam neue Triebe und ward ein mächtiger Baum, der viele andere des Waldes überragte.

168. Die Pappeln am Kirchhofe zu Putlitz.

Am Wege, der von Putlitz in der Westpriegnitz über die Kreisgrenze nach Triglitz führt, stehen auf einem dreieckigen Platze am Kirchhofe zwei mächtige Pappeln als Wahrzeichen der Stadt.

In Putlitz war nämlich vor vielen Jahren ein großer Brand ausgebrochen, der die ganze Stadt in Asche legte. Niemand konnte sagen, wie das Feuer entstanden war, bis sich der Verdacht der Brandstiftung auf zwei Herren von Putlitz=Philippshof lenkte, die einst einen Streit mit der Stadt gehabt hatten. Die aufgeregten Bürger schleppten die beiden Putlitze mit Gewalt herbei und sagten ihnen die Tat auf den Kopf zu. Da half kein Leugnen. Man machte draußen vor der Stadt eine tiefe Grube, stürzte die Herren von Putlitz hinein und begrub sie lebendig mitsamt ihren Rossen und Rüstungen. Als nun aber der erste Zorn verrauscht war, stiegen bei einigen denn doch Bedenken auf. Vielleicht hatte man doch voreilig gehandelt! Um nun die Schuld oder Unschuld an den Tag zu bringen, beschloß man, ein Gottesurteil anzurufen. Man pflanzte zwei junge Pappeln auf das Grab und meinte, sie würden schon eingehen, wenn die Herren schuldig gewesen wären. Im anderen Falle sollten diese für unschuldig gelten. Und was geschah? Die Pappeln schlugen sogleich Wurzeln und wuchsen bald zu gewaltigen Bäumen heran, den stattlichsten der ganzen Umgegend. Sie grünen noch heute in jedem Jahre und mahnen die Bürger an die Untat ihrer Vorfahren.

169. Der Henkersknoten.

In dem Hause Behrenstraße 69 in Berlin wohnte zur Zeit Friedrich Wilhelms I. eine wohlhabende Witwe. Einst wurde sie am Morgen erdrosselt aufgefunden. Der Verdacht, den Mord begangen zu haben, lenkte sich auf den einzigen



Sohn, einen leichtsinnigen Menschen, der am Tage zuvor, wie das Dienstmädchen aussagte, mit der Mutter in Streit geraten war, weil sie ihm kein Geld mehr geben wollte. Da er geäußert haben sollte, er wisse schon, wie er es bekommen würde, waren die Richter fest davon überzeugt, daß er und kein anderer der Schuldige sei. Als er nun auf der Folter die Tat schließlich zugab, verurteilte man ihn dazu, an demselben Strick gehängt zu werden, mit dem die Mutter erdrosselt worden war. Der Tag der Hinrichtung kam heran. Dem Jüngling wurde noch einmal das Urteil verlesen; dann sollte der Henker seines Amtes walten. Als der aber den Knoten im Strick bemerkte, trat er vor den Richter und sagte: „Dieser Jüngling kann nicht der Täter sein; denn niemand außer einem Scharfrichter vermag einen solchen Knoten zu schürzen!" Dabei sah er seine Knechte scharf an. Einer derselben erbleichte und gestand denn auch, die Tat begangen zu haben; die Magd, mit der er ein Verhältnis unterhielt, habe ihm verraten, daß ihre Frau viel Geld besitze, und ihm Gelegenheit gegeben, die ruchlose Tat auszuführen. So wurde der Unschuldige noch im letzten Augenblick gerettet; die Bösewichter aber empfingen ihren Lohn.

170. Der Todeswürfel.

In der Kunstkammer des Königlichen Schlosses zu Berlin wird ein Würfel aufbewahrt, den man den Todeswürfel nennt. Er verdankt diesen Namen folgender Begebenheit. Zur Zeit des Großen Kurfürsten lebte in Berlin ein reicher Waffenschmied, der eine wunderschöne Tochter hatte. Zwei kurfürstliche Leibtrabanten, die bei ihrem Herrn beide in hoher Gunst standen, warben um ihre Hand. Lange schwankte das Mädchen, wem es den Vorzug geben sollte. Als es sich endlich für den einen entschieden hatte, packte den andern eine rasende Eifersucht. Da wurde eines Abends das Mädchen ermordet aufgefunden. Beide Jünglinge gerieten in den Verdacht der Täterschaft; da sie aber selbst auf der Folter kein Geständnis ablegen wollten, befahl der Kurfürst, die Sache durch ein Gottesurteil zur Entscheidung zu bringen. Beide sollten um ihr Leben würfeln, und wer den höchsten Wurf tun würde, sollte für unschuldig gelten. Die Soldaten stellten sich in Reih und Glied auf; dann wurde eine



Trommel vor die Front gestellt. Da warf der abgewiesene Bewerber mit zwei Würfeln zwölf, und alle Umstehenden hielten nun den Gegner für verloren. Der aber rief laut die Gerechtigkeit Gottes an, ergriff die Würfel und warf sie mit solcher Gewalt auf die Trommel, daß der eine zersprang. Und siehe! nun zählte man sechs, sechs und eins — also dreizehn Augen. So war durch ein Wunder der Schuldige überführt; der stürzte, wie vom Blitz getroffen, zu Boden. Als er wieder zu sich kam, bekannte er, daß er das Mädchen aus Eifersucht erstochen habe. Zwar schenkte ihm der Kurfürst das Leben. Doch das Gewissen ließ ihm keine Ruhe. Im Gefängnis verfiel er in Wahnsinn und erhängte sich. Der andere wurde seines Lebens auch nicht froh; er suchte und fand den Tod in der Schlacht.

171. Der Meineid.

Zwischen den Bewohnern der Dörfer Sorna und Bahnsdorf im Kreise Kalau war Streit wegen der Grenzen ihrer Ortschaften. Durch Eid sollte die streitige Grenze der anstoßenden Gemarkungen bestimmt werden. Sechs Bahnsdorfer erboten sich, an der nach ihrer Meinung richtigen Scheide der Äcker den ausschlaggebenden Schwur abzulegen. In den großen Holzschuhen, die sie an ihren Füßen trugen, hatten sie Sand aus ihrem Dorfe, und hinterlistig und unehrlich beschworen sie: „Hier ist die Grenze, wir stehn auf Bahnsdorfer Erde!“ Ihrer Aussage gemäß wurde entschieden. Aber Gottes Strafe folgte auf dem Fuße. Um ihren Frieden war es geschehen. Alle sechs Meineidige starben im Laufe desselben Jahres. Auch im Grab fanden sie keine Ruhe. Wanderern, die in der Mitternachtsstunde dem trennenden Scheidewege nahten, klang der Geisterruf: „Hier ist die Grenze!“ entgegen.

172. Herr von Kahlebutz verwest nicht.

Einst hauste zu Kampehl bei Wusterhausen a. D. ein Herr von Kahlebutz, von dem wird gesagt, daß er ein gar jähzorniger Mann gewesen sei. Eines Tages wollte er nach Wusterhausen reiten, da traf er am Bückwitzer See, dort, wo der Weg über die Schwänze geht (so heißt der Abfluß des



Sees nach der Dosse), einen Schäfer. Mit diesem geriet er in Streit wegen des Weideplatzes, und als der Schäfer sein gutes Recht behauptete, erschlug ihn der jähzornige Mann. Obschon es niemand gesehen hatte, lenkte sich doch der Verdacht auf ihn. Er wurde vor Gericht nach Neustadt a. D. gefordert, leugnete aber die Tat und schwur, daß er nimmermehr seine Hand gegen den Schäfer erhoben habe. Schwöre er einen falschen Eid, dann wolle er, daß sein Leib niemals zu Staub werde und sein Geist herumwandle ohne Ruh bis auf den jüngsten Tag. Daß es ein Meineid gewesen, ist dann auch klar geworden, als er starb. Sein Leib blieb unverwest im Sarge, selbst seine Kleidung hat sich erhalten, und ein jeder um Neustadt und Kampehl kennt die Sage, daß sein unruhiger Geist am Orte der bösen Tat allnächtlich zwischen 11 und 12 Uhr herumspukt und sein Wesen am Bückwitzer See und auf der Schwänzbrücke treibt. Fußgänger, welche die Brücke zur genannten Zeit passiert haben, sollen von der Last zu erzählen wissen, die sich plötzlich auf ihre Schultern niedergeworfen hat und erst gewichen ist, wenn sie aus dem Bereiche des bösen Geistes gekommen. Manchmal, heißt es, haben Spötter auch noch Schlimmeres erfahren. So soll Anno 1806 während der Franzosenzeit ein französischer Soldat, ein Deutscher aus dem Elsaß, des Kahlebutz Grab besucht und unter dem Grausen der anderen Soldaten den versteinerten Leichnam hochgehoben, ihn Scheusal und Mörder geschimpft, ihn dann verkehrt in den Sarg gelegt und schließlich aufgefordert haben, ihn in seinem Quartier zwischen 11 und 12 Uhr zu besuchen, er erwarte ihn dort. Am andern Morgen fand man den Elsässer, der beim Schulzen in Quartier lag, angezogen auf seinem Lager tot. Dem bösen Spötter war das Genick umgedreht, ein Blutstrom hatte sich aus Nase und Mund ergossen. Die Franzosen machten zwar Lärm und behaupteten, er wäre ermordet; aber das Gericht stellte fest, daß Tür und Fenster wohl verschlossen gewesen und niemand von außen hatte hineinkommen können.

Das ist nun freilich schon lange her; aber der Leichnam des Herrn von Kahlebutz liegt noch immer unverwest da; ja einige behaupten, Haare und Nägel wüchsen ihm noch immerfort nach; er sei eben in Ewigkeit verwünscht.



173. Himmelfahrtstag.

Vor einem halben Jahrhundert sollte in Schäpe im Kreise Zauch=Belzig der Himmelfahrtstag durchaus abgeschafft werden. Manche gingen auch hinaus nach dem Felde, um zu arbeiten, die meisten aber blieben wenigstens zu Hause, wenn auch keine Kirche war. Ein Bauer aber wollte sich einmal recht zeigen und nahm für den Tag so viele Jäter an, wie er nur kriegen konnte, und nun ging es hinaus, Flachs jäten. Dabei lachten er und seine Leute alle tüchtig aus, die so dumm waren, sich an den Festtag zu kehren und zu Haus blieben. Aber der Flachs hat nicht geblüht und kriegte auch keine Kapseln und wurde auch nicht länger; er sah ganz elend und kurz und struwwelig aus, wie ein struwweliger Besen. — Der Bauer hat sich am Himmelfahrtstage nie wieder Leute angenommen.

174. Fronleichnamstag.

In den Dörfern Blankenfelde und Malchow bei Großbeeren wird noch alljährlich am Fronleichnamstage ein Dankgottesdienst gehalten für Rettung aus schwerem Wetter. Der Sage nach soll vor mehr als 100 Jahren, als man dieses Fest „abgebracht" hatte, am Fronleichnamstage über die beiden Dörfer ein so furchtbares Unwetter hereingebrochen sein, daß man geglaubt habe, Himmel und Erde gingen unter und der jüngste Tag sei da. Seither beging man den Tag wieder wie einen Feiertag mit Gottesdienst, und es ist nichts mehr passiert.

Der Amtmann Neuhaus in Blankenfelde, so erzählt man noch, hat einmal gemeint, „das ginge ihn nichts an" und hat an diesem Tage seine Schafe waschen lassen; aber die Schafe sind ihm alle „verklammt" und verendet. Seitdem hat er den Tag auch gefeiert.

175. Der Hirtenstein bei Hohengüstow.

Nahe bei dem Dorfe Hohengüstow bei Gramzow in der Uckermark liegt ein See, im Volksmunde der „schwarze See" genannt. Von einem Hügel, der sich unweit dieses Sees erhebt, erzählt man sich folgende Sage. Ein Knabe, der auf dem Felde das Vieh zu hüten hatte, bekam von Hause täglich ein Stück trockenen Brotes und einen Fladen Käse mit aufs



Feld. Mit der Zeit wurde ihm das ewige Einerlei seines „Vesperbrotes" über. Da stellte er sich auf den bezeichneten Hügel und warf, nachdem er das Brot verzehrt hatte, den ihm verhaßten Käse den Hügel hinunter mit den Worten:

„Dübel rönnt!
Unß Herrgott kricht em!"

Er hatte kaum diese Lästerworte ausgesprochen, als sich da, wo er stand, die Erde öffnete und ihn verschlang. Noch heute liegt zum Zeichen dieses Vorfalls an jener Stelle der große, platte Stein, der den Erdspalt verschlossen hat, in den der Knabe versunken war. — Dieselbe Sage erzählt man sich übrigens auch von einem Hügel beim Paarsteiner See.

176. Der Meineidige.

Die Bauern von Gülpe und die von Rehberg im Westhavellande kamen einst um einen großen Wiesenfleck in Streit und Prozeß. Den Gülpern gehörte die Wiese seit ewigen Zeiten, die Rehberger aber behaupteten, sie käme ihnen zu, und stellten einen Zeugen, der dies durch einen Eid bekräftigte. So erhielten die Rehberger auf unrechtmäßige Weise die Wiese, denn der Zeuge hatte einen Meineid geleistet: dafür konnte er nach seinem Tode keine Ruhe finden, mußte umgehen und rief in finsteren und stürmischen Nächten auf der Gülpe entgegengesetzten Seite der Havel immer: „Hol über!"

Einmal wieder, als es recht windig war und regnete, hörte der Nachtwächter von Gülpe den Ruf, und da er ein beherzter Mann war, so fuhr er über das Wasser, um zu sehen, was es damit für eine Bewandtnis habe. Je näher er indes dem jenseitigen Ufer kam, desto schwächer wurde der Ruf und hörte zuletzt ganz auf. Als aber der Nachtwächter rief, daß er bereit sei zum Überfahren, fiel etwas wie ein mächtig großer Stein in seinen Kahn, so daß derselbe beinahe unterging. Je näher der Nachtwächter dem diesseitigen Ufer kam, desto schwerer ging der Kahn, so daß er ihn kaum von der Stelle bringen konnte. In der Angst fielen große Schweißtropfen von seiner Stirn. Sowie der Kahn aber Grund faßte, hob er sich, und die Last war verschwunden. Diese Last war der Meineidige gewesen mit seiner schweren Sünde.



177. Der versunkene Krug.

Wenn man von Tremsdorf im Kreise Zauch=Belzig nach Fräsdorf oder Wildenbruch geht, dann kommt man in einen Talgrund zwischen zwei Bergen, wo im Frühjahr und wenn es geregnet hat, meistens Wasser steht; und da ist dicht an dem Berg zur linken Hand ein kleines Fenn, wo das Wasser nicht austrocknet, auch im heißesten Sommer nicht. Da soll in alten Zeiten ein Krug gestanden haben, in dem die Tremsdorfer immer eingekehrt sind, wenn sie nach Fräsdorf in die Kirche gingen. Zuletzt sind aber die allermeisten, statt nach Fräsdorf in die Kirche, bloß noch bis zu dem Kruge gegangen und haben da so lange gespielt und getrunken und herumgetollt, bis die wenigen, die nach der Kirche gegangen waren, wieder zurück kamen; dann sind sie auch mit nach Haus gegangen. Dabei hatten sie die anderen noch zum Narren, wie dumm sie doch wären, noch in die Kirche zu gehen, im Kruge wäre es doch viel besser. Aber einstmals, wie sie auch wieder statt in der Kirche da in dem Kruge sitzen und es noch viel toller als sonst treiben, da plötzlich geht der Krug mit allen, die darin sind, unter in die Erde, und die Erde schlägt über ihnen wieder zusammen, so daß sie lebendig begraben bleiben.

XVII. Hellseher. Prophezeiungen.

178. Der Hellseher.

In der Mitte des vorigen Jahrhunderts lebte in Lögow im Kreise Ruppin ein Mann, von dem sagten die Dorfbewohner: „He kann wat sehen". Er war am Neujahrstage, der ein Sonntag war, geboren, an einem Sonntage getauft worden, und was er besonders Schmerzliches oder Freudiges erlebt hatte, war alles an einem Sonntage geschehen. Er wußte zum Voraus, wer im Dorfe sterben würde, in der Silvesternacht sah er den Zug der Sterbenden. Erkrankte dann jemand, so ging er mit ihm hinaus zum Kirchhof, damit er sich sein Grab aussuche. Fürchtete man für einen Kranken, da sagte man im Dorf: „He is joa woll met em tom Kirchhof west." — Einst sah er den Gutsherrn allein in die hellerleuchtete Kirche gehen. Er wollte ihn halten, aber



der Herr sprach finster: „Bleib da, Johann, halt mich nicht auf.“ Er konnte ihn nicht halten, und der Gutsherr mußte sterben.

179. Der gespenstige Leichenzug.

Zu Joachimstal ging einst ein junges Mädchen mit einer befreundeten älteren Frau über eine Brücke. „Komm!“ sagte die Alte plötzlich, „geh an die Seite!“ und zog ihre Gefährtin zum Geländer der Brücke. Die fragte: „Warum denn? Ist die Brücke doch breit genug!“ Aber die andere zerrte sie schweigend hinweg. Als sie die Brücke hinter sich hatten, erklärte die Frau: „Ein Leichenzug ging eben über die Brücke — und da solltest du nicht mitten hindurch gehen. Die Gilde bekommt einen Toten!“ — Und nach drei Tagen begrub die Schützengilde einen ihrer Kameraden, und der Leichenzug ging über die Brücke.

180. Der weissagende Schwan.

To Kemnitz is vör noch gor nich lange Tid en Nachtwächter west, de hadd't immer vörher weten künnen, wenn ener int Dorp sterven sülle, denn wenn he dunn hett de zwelfte Stunne afroopen wullen, is en groter witter Schwan uten Pleessowschen rutekamen un is na'n Kerkhof ruppegan, un denn is jedetmal ener int Dorp storven, so datt he gar nich mehr hett de zwelfte Stunne afroopen mägen. Datt hett he denn tolest ok nich mehr dan, denn ene Nacht will he ok grad wedder afropen, da kümmt de witte Schwan uten See rute watschelt un geit uppen Kerkhof un van da grad uppen Eddelhof to. Da is em denn angst un bange woren un is na Huus lopen, hett de Lüd monter makt un hett seggt: „Kinger, Kinger, et gift wedder ne Lik int Dorp un dat kene klene; de Schwan is uten See kamen un is grad uppen Eddelhof togan!“ Un dett hett ok kene ocht Dage durt, da is de Eddelmann dod west.

181. Bärens Kirchhof bei Grimnitz.

In der Grimnitzer Forst liegt nicht weit von dem alten Jagdschlosse in der Heide ein Platz, der heißt „Bärens Kirchhof“ und soll seinen Namen von einem Förster Bärens haben, der dort begraben liegt. Es sollte in der Grimnitzer Forst



nämlich einmal eine große Schweinsjagd gehalten werden, und der damalige Haidereuter, namens Bärens, begab sich deshalb drei Tage vorher an den Ort, den der Kurfürst hatte umstellen lassen, um die Schweine zu beobachten. Wie er sich nun hier befand, hörte er nach 12 Uhr des Nachts eine Stimme aus einem nahegelegenen Bruche, welche fragte: „Ist der Stumpfschwanz (oder auch der Stroppschwanz) da, der den Förster Bärens zu Tode bringen soll?“ Diese Stimme hörte er in der folgenden Nacht wieder, und erzählte alles dem Kurfürsten, dem er jedoch zu gleicher Zeit seine Vermutung äußerte, daß es Hofbediente sein möchten, die ihn furchtsam machen wollten. Der Kurfürst befahl ihm darauf, niemandem etwas zu sagen, auch die folgende Nacht zu Hause zu bleiben; statt seiner mußte aber der Büchsenspanner des Kurfürsten an der gedachten Stelle wachen und die Schweine körnen, und dieser hörte dieselbe Stimme. Am folgenden Tage ging nun die Jagd vor sich, und der Haidereuter mußte zu Hause bleiben; als aber alles beendigt war, ritt er hinaus und wurde wirklich unter den getöteten Sauen einen Stumpfschwanz gewahr, den man eben auf einen Wagen zu laden im Begriff war. Da trat er hinzu und sagte: „Du sollst mir das Leben nehmen, und bist eher tot als ich?“ Er hielt auch, als die Bauern beschäftigt waren, die andere Wagenleiter vorzuschieben, das Schwein während der Zeit, damit es nicht herunterfalle. Der Kopf des Schweines aber fiel plötzlich zurück und schlitzte dem Haidereuter mit seinen Hauern den Leib auf, so daß er nach wenigen Augenblicken, nachdem er sich noch einige Mal vor Schmerz im Kreise herum geschleppt hatte, seinen Geist aufgab. Darauf hat man ihn an dieser Stelle begraben, und an jedem Punkte, wo er im letzten Todeskampfe niedergesunken, einen Stein gesetzt, welche einen förmlichen Kreis bilden. Diese Stelle heißt bis auf den heutigen Tag Bärens Kirchhof, kein Mensch aber weiß zu sagen, zu welcher Zeit und unter welchem Kurfürsten dieser Bärens gelebt hat.

182. Der Untergang von Eberswalde.

Unweit der Stadt Eberswalde erhebt sich ein Hügel, der Drachenkopf. Er war einst mit dichtem Wald bestanden, und viele heilkräftige Quellen rieselten von ihm herunter.



Aber was vielen Heilung brachte, wird einst vielen Unheil bringen. Denn einmal, so glaubt das Volk, wird der ganze Berg sich öffnen und all seinen Wasserreichtum zugleich ergießen. Dann wird die Stadt Eberswalde in den endlosen Fluten untergehen.

183. Der Rabenkrieg in Königsberg.

Im Herbst des Jahres 1588 sowie im März des folgenden Jahres erschienen an verschiedenen Tagen auf dem Rathause und der Kirche zu Königsberg große Massen von Krähen, Dohlen und Raben, die in heftigen Kampf miteinander gerieten. In einer folgenden Nacht wurde ein plötzliches Licht in allen Gassen gesehen, das aber bald wieder verschwand. Zum Andenken dessen sind über der Tür des Rathauses zwei gegeneinander sitzende Dohlen oder Raben gemalt, die aber kaum noch zu sehen sind; auf dem untersten Rathausgiebel befand sich auch ehemals ein eiserner Rabe, der aber bereits vor langen Jahren abgenommen ist.

Dieser Rabenkrieg war aber um so denkwürdiger, als er ein Vorzeichen des Kampfes war, der bald darauf im Jahre 1589 zwischen dem Rat und der Bürgerschaft wegen eines Stück Landes unweit des Pimpinellenberges ausbrach; darüber entstand ein so gewaltiger Lärm in der Stadt, daß Kurfürst Johann Georg endlich die Stadt berennen ließ und über die Hauptunruhestifter schwere Strafen verhängte. Seitdem führt jenes Land den Namen des Streitlandes.

184. Die Schlacht in den Wolken.

Im Frühjahre des Jahres 1675 sollen an verschiedenen Orten der Mark, auch vor den Toren Berlins, wunderbare Wolkengebilde erschienen sein, die nicht nur von einfachen Leuten, sondern auch von Offizieren aus dem Heere des Großen Kurfürsten mit Staunen beobachtet wurden. Deutlich war da zu sehen, wie zwei starke Regimenter Fußvolk und Reiterei gegeneinander in den Lüften kämpften, wie sie mit Degen aufeinander einhieben, daß man das Klirren der Klingen zu hören meinte, und Pistolen und Karabiner aufeinander abfeuerten, daß man deutlich den Pulverdampf sah. Eine volle Woche soll die Erscheinung gedauert haben.



Im Sommer war dann die große Schlacht von Fehrbellin; da wußten die Leute, was die Kämpfe in den Wolken bedeutet hatten.

185. Der Trommler von Mollwitz auf Schloß Groeben.

Kurt von Schlabberndorf, Schloßherr auf Groeben im Kreise Teltow, war zusammen mit seinem Diener in den Siebenjährigen Krieg geeilt; der Herr als Leutnant, der Diener als Trommler. In der Schlacht von Mollwitz fiel der Leutnant; sein Diener, der beim letzten großen Bajonettangriff wacker getrommelt hatte, brachte den toten Herrn nach Groeben zurück und pflegte dort getreulich sein Grab in der Kirche. Stets begleitete ihn eine große graue Katze, welche er vom Regiment her mit nach Hause gebracht hatte. Eines Abends fand man ihn tot an der Kirchenwand sitzen, dort, wo im Innern der Grabstein seines Herrn stand. Man machte ihm an der Stelle, wo er gestorben war, das Grab. Die Katze lagerte sich auf dem Grabhügel, wo man sie nach einigen Tagen ebenfalls tot auffand.

So oft seit jener Zeit ein Kriegszug für Preußen bevorsteht, rühren sich die drei und rufen die Mannschaft aus dem Teltow zu den Fahnen.

Zuerst sieht man eines Abends die graue Katze vom Grabe des Trommlers her den Epheu an der Kirchenwand emporklettern und übers Dach zum Turm eilen, als wollte sie Sturm läuten, darauf schreitet von 11 bis 12 Uhr nachts der Trommler durch Groeben und den Kietz und trommelt, daß man es bis Saamund und Trebbin hin hören kann. Um 12 Uhr aber steht der Leutnant von Schlabberndorf an der Gartentür seines Schlosses. Er trägt die alte Uniform, schwenkt den Dreimaster und deutet mit dem Degen nach der Himmelsrichtung, in welcher der Feind zu suchen ist. Solches geschieht drei Nächte hintereinander. Dann weiß die Mannschaft in Teltow Bescheid.

186. Die letzte Schlacht bei Chorinchen.

In verschiedenen Gegenden Deutschlands geht die Sage von einem letzten Entscheidungskampf, dem ein ewiger Friede folgen werde. Auch im Barnimer Kreise kennt man eine solche Sage, und zwar erzählt man sich folgendes.



In Bernau war ein Postillon, der sah alles voraus. Der hat auch einen großen Krieg prophezeit; in dem würden die Menschen so selten werden, wie die Störche in den fünfziger Jahren, wo ein großer Sturm sie verschlagen hatte und so viel umgekommen waren, daß man alle fünf Meilen nur einen sah; so wird Gott dann die Menschen schlagen, wie er damals seinen Gottesvogel geschlagen. Der Menschen werden so wenige werden, daß einer sich freuen wird, wenn er einen anderen Menschen zu sehen bekommt. Was aber die Schlacht selbst anbetrifft, so hat einer lauter rote Reiter am Himmel ziehen sehen, die waren so groß, daß sie im zweiten Stock zum Fenster hineinsahen. Bei Chorinchen soll endlich der Friede geschlossen werden; dann wird aber die ganze preußische oder deutsche Armee unter einem Knödelbaum (Holzbirnbaum) Platz finden, so klein ist sie dann.

XVIII. Untergegangenes. Glockensagen.

187. Das Dorf im Smosenskfee.

Vom Smosenskfee bei Wolgast in der Neumark lautet die Sage: Die Bauern in Wolgast hatten immer ihre Not, weil es dort kein Wasser gab. Da kam einmal ein alter Mann ins Dorf, und als er die Klagen der Leute hörte, erbot er sich, ihnen das Wasser zu schaffen, wenn sie ihn gebührend belohnen wollten. Die Leute versprachen ihm gerne den Lohn, und siehe, schon am nächsten Morgen fanden sie das verheißene Wasser. Als der Alte nun den versprochenen Lohn begehrte, lachten sie ihn aus und gaben ihm nichts. Da wuchs das Wasser immer höher, und die Erde sank immer tiefer, bis die Kirche und endlich sogar die Turmspitze in der Tiefe verschwunden waren. So ist der Smosenskfee entstanden.

188. Dorf Wust im Groß-Wusterwitzer See.

An der Stelle des Groß-Wusterwitzer Sees soll in alter Zeit ein Dorf namens Wust gestanden haben. Als es versank, läuteten alle Glocken von selbst. Der Sturm brauste, und die Erde grollte. Wasserbäche sprangen aus der Erde und überfluteten das liebliche Tal. Abergläubische Leute wollen noch heute die Glocken klingen hören, und Mauerreste soll man am östlichen Ufer, da wo der Bach in den See fällt, gefunden



haben. Auch heißt es, daß der See noch von Zeit zu Zeit sein Opfer fordere.

189. Das untergegangene Dorf Görne.

Unter dem Görn-See, zwischen Prützke und Grebs im Kreise Zauch-Belzig, soll ein Dorf liegen, welches in die Tiefe sank, nachdem seine Bewohner einen Armen hohnvoll aus dem Dorfe getrieben hatten, wie sie solches schon öfter getan.

Der fremde Wanderer stieg nach seiner Mißhandlung auf eine Anhöhe in der Nähe und sprach einen Fluch über das Dorf aus, worauf es sich in schwarze Rauchwolken hüllte und tiefer und tiefer sank, bis die Wellen über Menschen und Dächer zusammenschlugen.

Ein Mädchen aber mit hellblondem Haar, die Königin des Dorfes genannt, war nach einem Nachbarorte auf Besuch gegangen und so dem Schicksal der übrigen entronnen. Als sie zurückkehrt und das breite Wasser sieht, glaubt sie sich verirrt zu haben und durchkreuzt die Gegend nach allen Richtungen, bis ihr ein alter Mann bestätigt, daß kein Irrtum möglich und das Dorf in den Wassern verschwunden sei.

Wehklagend sinkt sie auf einem Hügel nieder, und der nächste Morgen findet sie daselbst tot. Als man sie aber zur Bestattung abholte, fand man an der Stelle, wo sie gesessen und geweint hatte, klares Wasser aus dem Bergeshange sickern und sich als kleines Rinnsal zum See hinschlängeln. Das waren ihre Tränen, die der Berg zurückgab und noch gibt, denn noch immer fließt dort ein kleines Rinnsal.

Unter dem Wasser aber hörte man des öfteren Menschenstimmen. Zwei Fischern, welche um die gleiche Stunde, wo man den armen Wanderer aus dem Dorfe getrieben, mit einem Sacknetz fischen, bleibt plötzlich das Netz fest sitzen, und sie bekommen es mit aller Mühe nicht los. Darüber ärgerlich, fängt der eine an zu fluchen. Kaum aber hat er einige Worte gesprochen, so tönt ihnen wirres Geschrei, wie Kinder einen Betrunkenen verhöhnen, entgegen. Auch bemerken sie im Sack des Netzes ein furchtbares Hin und Her, so daß die Leinen zittern. Dann wird alles still und das



Netz läßt sich leicht an das Ufer ziehen, enthält aber keinen einzigen Fisch. — Nach diesem Ereignis soll der See lange Zeit unbefischt geblieben sein.

190. Klingelmarie.

Groß=Dölln in der Uckermark liegt auf echtem märkischem Sande, waldumkränzt. Hin und wieder wechselt der Sand mit Moorflächen ab, diese wieder vertiefen sich zu stillen, verschwiegenen Waldseen. Eine solche Niederung befindet sich in dem Dreieck, welches die nach Groß=Väter und Döllnkrug sich abzweigenden Wege einschließen, vom Volksmund von altersher „Punskuhl" genannt.

Einst, so erzählt die Sage, stand dort ein herrliches Schloß, dem Ritter von Dölln gehörig. Dieser hatte ein Töchterlein von wunderbarer Anmut, aber von sehr hochfahrendem Wesen. Ihr Stolz fand dann auch eine sehr harte Bestrafung. Das schöne Schloß versank mit allen Insassen. Versumpft ist die Stätte. Die weiblichen Insassen sind in Wasserrosen, die Ritter und Knappen in Schilf mit hohen Büscheln verwandelt. Das Edelfräulein aber spukt seitdem umher, mit weißem Gewand angetan, im Volksmund die „Klingelmarie" benannt. Sie wartet auf einen unbescholtenen Jüngling, der kommt und das erlösende Wort spricht: „Gelobt sei Jesus Christus."

Im Sommer 1866 ging ein Handelsmann eines Abends von Döllnkrug nach Dölln. Er war den Weg zur Tageszeit schon oft gegangen, auch manchmal im Finstern. Als Viehhändler war er auch nicht furchtsam; jedoch an einem Tage kommt er erschreckt, zitternd und totenbleich zu den Seinigen morgens heim mit der Klage: „Klingelmarie hat mi anfoat," verfällt in tödliche Krankheit und stirbt tags darauf.

191. Das Schloß im Rosinsee.

Zu gewissen Tagen steigt um Mitternacht aus den Wassern des Rosinsees bei Brodowin im Kreise Angermünde ein hellerleuchtetes Schloß auf, das dann kurze Zeit inmitten des Sees auf einer Erhöhung prangt. Es ist aber ganz von Holz ohne jeden Eisenteil, jedoch sehr kostbar. Auch trocknet dann ein weißes Schloßfräulein daselbst ihre spinnwebfeine Wäsche, und eine prächtige Glaskutsche, mit vier Schimmeln



bespannt, fährt in die Fluten des Sees hinein, wo ein Pflasterdamm bis zum Schlosse führt. Dann erheben sich brandend bis an die Wipfel der höchsten Bäume die Seegewässer, eine weiße Gans schwebt flügelschlagend und wehklagend darüber hin, und alles sinkt in die Tiefe.

Der wilde Jäger treibt gleichfalls dort sein Spiel, und mancher Wanderer ist arg genasführt worden. Pferde dürfen in der Nähe des Rosinsees überhaupt niemals geschlagen noch sonst gequält werden, es würde dem Tierquäler böse dort ergehen.

192. Die Entstehung des Zummelt.

Zwischen dem Görden- und dem Quenzsee lag früher noch ein anderer See, Zummelt genannt. Im Frühjahr zur Zeit des Hochwassers bildet der niedrige Teil noch heute eine Wasserfläche. Aber es war nicht immer so. Ehedem stand hier ein wendisches Dorf; seine Einwohner planten einst einen Rachezug gegen die Bewohner des Christendorfes, das in der Gegend des heutigen Neuendorf im Westhavellande lag. Tagelang schon hatte ein Sturm gewütet, die Wellen des Quenzsees brachen sich an dem Damme, welcher heute die Straße nach Plaue bildet, und unterspülten denselben. Doch die Heiden hielten gerade solch Wetter günstig für ihr Unternehmen und zogen bewaffnet gegen das christliche Dorf. Eben waren sie auf dem Damme angekommen, als dieser dem Andrange der Wellen und des Sturmes nachgab und barst. Wild stürzten die Wogen auf das tiefer gelegene Land, sie rissen die Krieger mit sich fort, und alle ertranken. Auch die Häuser des Dorfes wurden fortgespült, und ein See deckt nun die Stelle, wo Dorf und Flur lagen. Doch auch das christliche Dorf fiel dem aufgeregten Element zum Opfer. Von den beiden Glocken des Kirchleins aber erzählt man sich folgendes: Als sie auf der Wasserfläche schwammen, sagte die kleinere zur größeren: „Anne Susanne, wie willen to Lanne!“ Diese antwortete nicht. Die kleine Glocke wiederholte ihren Wunsch mit verstärktem Tone: „Anne Susanne, wie willen to Lanne!“ Noch keine Antwort. Auf eine dritte Anfrage sprach endlich die Anne Susanne zu ihrer unruhigen Schwester:



„Itzt kommt unse Stund,
Nu gohn wie to Grund,
Schließ' to dinen Mund!“

und damit schossen sie beide in die Tiefe.

193. Die Sage vom Steutzsee.

Das große Dorf Warthe hat, wie so manche Dörfer des Kreises Templin, keinen Kirchturm. Die drei Glocken hängen in einem Glockenstuhl, der im Jahre 1897 neu hergestellt wurde. Über die Herkunft der größten dieser drei Glocken geht folgende Sage.

Zwischen Warthe und dem Gräflich-Boitzenburgschen Jagdschloß Mahlendorf, früher einem großen Bauerndorf, liegt ungefähr in der Mitte ein See, der Steutzsee genannt. Er ist herrlich gelegen in einem flachen Tale, von sanften Hügeln umgeben, mit waldigen Ufern, von vielen Erlen umrahmt. Gewaltig große Steine liegen, wie im See selbst, so auch an seinen Ufern zerstreut. Vor vielen, vielen Jahren stand hier einst eine große Stadt, deren Leute recht sündhaft gewesen sein mögen. Die Stadt ist untergegangen, und an der Stelle, wo sie gestanden, ist heute der See. Alljährlich aber, am Abend des Johannistages, tauchen aus dem Grunde des Sees zwei Glocken empor.

In einem Jahre nun traf es sich, daß gerade um diese Zeit Kinder am Ufer des Sees spielten. Sie wuschen die Kleider ihrer Puppen und spannten eine kleine Leine von einem Baum zu einem großen Stein, um die Puppenkleider zu trocknen. Sie wußten aber nicht, daß dieser Stein eine der großen Glocken war. Da mit einem Male fing der Stein an zu reden:

„Hanne Susann, komm mit mi to Lann!“

worauf ein anderer Stein, die andere Glocke nämlich, antwortete:

„Ful Gret, ful Gret, komm mit mi to Deep!“

Da antwortete die erste: „All min Lewdag nich,“ und da rauschte die zweite wieder hinab. Die andere aber konnte nicht wieder hinab; denn ob sie auch nur durch einen schwachen Faden gehalten wurde, war sie doch mit der oberirdischen Welt wieder verbunden und mußte auf ihr bleiben. Die Kinder eilten nach Hause und erzählten dort, was sie



erlebt hatten. Man kam hin und sah eine große Glocke am Ufer liegen. Die benachbarte Gutsherrschaft wollte sie fortschaffen lassen, aber ob man auch noch so viel Pferde vorspannte, sie war nicht von der Stelle zu bewegen. Endlich gelang es den Bauern in Warthe, sie auf einen Wagen zu bringen, der von Ochsen weggezogen wurde. Und so hängt die Glocke noch heute im Glockenstuhl zu Warthe als eine der schönsten der Uckermark und erfreut alle, die sie hören, durch ihren feierlichen Klang.

194. Die Kirchenglocke in Hardenbeck.

Krewitz im Kreise Templin ist vor Zeiten ein stattliches Dorf gewesen, aber schon vor dem Dreißigjährigen Kriege fast vollständig zerstört worden. Die Reste der Kirche zeigen die Stelle an, wo der frühere Ort gestanden hat. Nicht weit von dieser Stätte liegt ein mehrere Meter tiefer Pfuhl, in der Gegend Kolk genannt. In diesem Pfuhl fand man, so geht die Sage, vor vielen Jahren eine große Kirchenglocke, die dort wohl in Kriegszeiten versenkt worden war. Mit großer Mühe wurde die Glocke ans Tageslicht gebracht, aber nun entstand die Frage, welcher Gemeinde die Glocke gehören möchte. Es wurde bekannt gemacht, ob ein Ort sein Eigentumsrecht an ihr nachweisen könne, und da dies nicht geschah, fiel die Glocke zunächst dem Orte zu, auf dessen Feldmark sie gefunden war, nämlich Krewitz. Da Kirche und Turm nicht vorhanden waren, wurde ein Gerüst gebaut und die Glocke darin untergebracht.

Als die Glocke zum ersten Male geläutet wurde, tönte sie fortwährend: Harden—beck! Harden—beck! Jedermann im Dorfe verstand nun, was die Glocke damit sagen wollte, und bald hörten es auch die Hardenbecker. Diese konnten aus alten Schriften nachweisen, daß die Glocke ihnen wirklich gehöre. Die Krewitzer gaben sie freiwillig heraus, und mit großem Jubel wurde sie nach Hardenbeck gebracht und auf den dortigen Turm geschafft.

195. Die Schlangen von Bernau.

Auf der Feldmark der Stadt Bernau findet man, so weit man das Läuten der Bürgerglocke hören kann, weder Schlangen noch Nattern. Als Grund davon gibt man folgendes an:



Als vor alters jene Bürgerglocke gegossen wurde, ward dazu nach damaligem Gebrauche von den Leuten allerlei gespendet, als Gold, Silber, Erz usw. Da kam auch eine alte Frau herbei, die sagte, sie habe zwar nichts von Geldeswert, das sie zu der Glocke verehren könne, sie wolle aber doch etwas schenken, was man nicht verachten werde. Damit ließ sie eine lebendige Schlange und eine Natter mit in den Guß hineinlaufen, mit dem Bedeuten, daß sich danach die Schlangen und Nattern verlieren würden, welche damals sehr häufig in der Gegend waren. — Und solches geschah auch, sobald man mit der neuen Glocke zum ersten Male zu läuten anfing.

Als einstmals vor ungefähr 300 Jahren die Glocke einen Riß bekam, so daß man nicht mehr damit läuten konnte, stellte sich das Ungeziefer wieder ein. Es verlor sich aber sogleich wieder, als im Jahre 1649 die Glocke umgegossen wurde und nun zum ersten Male wieder läutete.

196. Die Beteglocke im Marienkloster bei Lenzen.

Die kleine Beteglocke im Marienkloster bei Lenzen war leicht kenntlich an ihrem hellen, lieblichen Klange. Der rührt daher, daß Bischof Anselm von Havelberg, als diese Glocke gegossen wurde, Befehl gab, dem Havelberger Domschatze einen Silbersekel aus der Zeit Christi, den ein Ritter vom ersten Kreuzzuge heimgebracht hatte, zu entnehmen und ihn dem Glockengute beizufügen. — Solcher Silbersekel finden sich noch drei weitere im Havelberger Domschatze.

XIX. Schatzsagen.

197. Der vergrabene Schatz in den Gesundbrunnenbergen.

Der Vorfahr einer alten Eberswalder Sattlerfamilie war in der letzten Hälfte des 18. Jahrhunderts, da er in seinem Handwerk nicht volle Beschäftigung hatte, von der Stadt mit mancherlei Arbeiten betraut worden. So war er auch eines Tages damit beschäftigt, hinter dem Brunnen einen Graben aufzuräumen, als er plötzlich einen großen Behälter vor sich sah, der mit Gold gefüllt und so schwer war, daß er ihn nicht heben konnte. Deshalb wollte er ihn nach und nach leeren und füllte, da es ihm an anderem Gerät mangelte,



seine Mütze mit Goldstücken. Bei dieser Beschäftigung trifft ihn sein kleiner Sohn und spricht: „Vater, schenk mir auch einen Heller!“ In demselben Augenblick versinkt der Behälter mit dem Gelde, das Erdreich bricht von allen Seiten zusammen, und der ehrbare Meister hat kaum Zeit, die Mütze mit dem Gelde zu bergen. Dies Mißgeschick ging ihm natürlich sehr zu Herzen, und er begab sich sogleich zu dem als Wundermann bekannten alten Stadtschäfer, um ihm den Hergang zu erzählen. Der Schäfer meinte, daß er schon lange von dem verborgenen Schatz wisse, und brachte das Verschwinden desselben damit in Verbindung, daß bei dem Auffinden hätte kein Wort gesprochen werden dürfen. In der nächsten Johannisnacht solle er mit mehreren zuverlässigen mit Spaten ausgerüsteten Leuten nach dem „Brunnen“ kommen, wo er selbst um 11 Uhr abends sich auch einfinden werde. In jener Nacht gab nun der Schäfer folgende Anweisung: Er selbst wolle sich unter einer großen Linde aufstellen, und die Leute sollten sich an die Stelle begeben, wo der Schatz seinerzeit gefunden und verschwunden war. Punkt 12 Uhr werde er ein Zeichen geben, nach welchem das Graben beginnen sollte. Jedem einzelnen legte er noch ausdrücklich ans Herz, kein Wort bei der Arbeit zu sprechen, denn sonst sei alle Mühe vergebens. Mit dem Glockenschlage 12 Uhr wurde mit dem Aufgraben begonnen, und nach kurzer Zeit war der Schatz bloßgelegt. Da kamen beim Bergen desselben einige Vorstädter (Ruhlaer) hinzu, welche in der Johannisnacht heilkräftige Kräuter sammelten, und fragten: „Woas moackt ji denn doa?“ In demselben Augenblick verschwand der Schatz wie mit einem Zauberschlage, und das ihn umgebende Erdreich stürzte wiederum zusammen. Die Schatzgräber kamen sofort zu dem alten Schäfer, der noch immer Wache hielt, und erzählten ihm das Mißgeschick. Nun schien alles verloren, doch tröstete der Alte die Leute und erteilte ihnen einen neuen Rat. Wenn es gelänge, von der Witwe des Inspektors Rücker ein Buch mit bestimmtem Titel zu erlangen, so könne der Schatz dennoch geborgen werden, es möge dabei passieren, was da wolle. Am nächsten Morgen begibt sich der Sattlermeister zu der Frau Inspektorin und trägt ihr sein Anliegen vor. Doch Frau Rücker gab die betrübende Antwort, daß sie dem Wunsche nicht entsprechen



könne, da sie das Buch auf Befehl ihres Mannes verbrannt habe. So blieb der Schatz ungehoben, wenigstens ist von einem Auffinden desselben nie etwas bekannt geworden.

198. Der Schatz im Golm.

Auf dem Golm zwischen Baruth und Jüterbogk lag vor alters eine Kapelle, zu der man weit und breit herbeiströmte, um Heilung von Krankheit und anderen Übeln zu erbitten; in der Sommerzeit, wenn der Zulauf der Heilsuchenden am größesten war, wurden am Johannis- und Marientage große Märkte hier abgehalten, wodurch die Mönche, die dort wohnten, große Schätze sammelten, die aber nun tief in die unter dem Berge befindlichen Keller versenkt sind. Nach den Zeiten der Reformation ist nämlich die Kapelle abgebrochen worden, und heutzutage sieht man nur noch die Fundamente auf der höchsten Spitze des Berges. Es wird erzählt, aus den abgebrochenen Steinen sei die Kirche in Stülpe erbaut, welche auch die Glocke der Kapelle bekommen habe, und bezeichnet man als solche die, welche die Inschrift: „hilf got vn maria. ao. dm. mcccclxxxviii“ trägt. Auch zwei geschnitzte, reich vergoldete Altarbilder, sowie der von der Decke herabschwebende Engel, welcher die Taufschale hält, sollen dorther stammen. Außerdem soll auch noch ein unterirdischer Gang von dem Berge bis zum Kloster Zinna führen.

Der Schatz nun, welcher, seitdem die Kapelle eingegangen ist, im Berge liegt, besteht nach einigen in einer großen silbernen Wiege, nach anderen in der durchweg aus dem feinsten Golde gefertigten Bildsäule eines Mönches; andere wissen nur, daß große Massen Goldes und Silbers unten liegen, daß diese aber ehedem noch viel größer waren, indem nämlich einer der Vorfahren des jetzigen Besitzers von Stülpe, ein Herr von Rochow, bereits einen Teil des Schatzes gehoben und davon das im Dorfe liegende schöne Schloß gebaut habe. Die Vertiefung, wo es in die Schatzhöhle hineingeht, ist unweit der Kapelle sichtbar, und noch oft sieht man an dieser Stelle einen Hund mit feurigen Augen liegen, der den Schatz bewacht.

Jetzt sind es fast dreihundert Jahre her, da wollte einer den Schatz im Golm heben, und da derselbe sehr tief liegt, so



baute er zu dem Zweck über dem Schatzloche ein starkes Gerüst, das er mit Winden und allem Nötigen versah, um ihn sicher und schnell heraufzubringen. Als das geschehen war, ging er ans Werk, wozu er nur noch wenige Mithelfer annahm, und fing nun an, seine Beschwörungen zu sprechen; darauf wurden die Winden gedreht, und man bemerkte auch bald, daß die Stricke immer straffer und die daran befindliche Last so schwer wurde, daß sich die starken Balken des Gerüstes wie Ruten bogen. Das ganze Gebälk drohte zusammenzubrechen, und einer der Begleiter rief in seiner Angst: „Herr, das Gerüst bricht!" Aber im selben Augenblick ist auch der Schatz mit großem Schall wieder hinabgesunken, und der Meister hat nun gesagt, daß jetzt erst nach dreihundert Jahren einer den Schatz wieder heben könne, und zwar müsse es einer sein, der bucklig geboren sei, bis zu dieser Zeit sind es ungefähr noch dreißig Jahre.

Vor nicht langen Jahren wohnte auch auf der Pechhütte am Fuße des Golm ein Mann, namens Sieke, der den Schatz beinah gewonnen hätte, wenn er den Schlaf hätte überwinden können. Es kam nämlich einmal ein alter blinder Mann zu ihm, der ihm bald seine Macht über die Geister bewies, weshalb Sieke einen Bund mit ihm schloß, um den Schatz zu heben, und ihn, damit er seine Vorbereitungen treffen könne, mit dem nötigen Gelde versah. Allein es währte etwas lange mit dem Schatze, so daß Sieke bereits in seinem Glauben an die Macht des Zauberers zu wanken anfing, als sich dieselbe eines Tages aufs glänzendste bestätigte.

Der Pferdejunge wollte nämlich eines Abends die Pferde von der Weide heimtreiben, da sah er mitten im Wege einen Kobold in roter Jacke und blauer Mütze sitzen, welcher, als ihm die Pferde nahe kamen, dieselben schlug, lustig in die Hände klatschte und laut auflachte, so daß sie eingeschüchtert hierhin und dorthin auseinander stoben. Das wiederholte sich mehrmals, und der Junge ging deshalb nach Hause und sagte seinem Herrn, er möge einen andern schicken, denn er könne die Pferde nicht heimtreiben. Da ging denn einer der Knechte hinaus, indem er den Jungen ob seiner Albernheit schalt; der aber sagte ihm, er solle sich's nur versuchen, dann würde er wohl andren Sinnes werden; und es währte



auch gar nicht lange, da kehrte, der sich eben noch so weise gedünkt, ebenfalls zurück; so erging's einem dritten und endlich dem Herrn selber. Der Zauberer hatte das alles mit angehört und ruhig daheim gesessen, bis endlich der Herr zurückkam; nun machte er einige Zeichen, und kaum war das geschehen, so hörte man auch den Kobold schon in der Stube herumhuschen und ihn bald hier, bald da laut auflachen, aber sehen konnte ihn niemand. Der Zauberer hing nun einen Sack an der Türklinke auf, und befahl ihm, da hinein zu kriechen, aber der Kobold wollte nicht gehorchen; nun nahm jener seine große Hetzpeitsche, hieb damit tüchtig in der Stube, namentlich an der Decke, herum, und sogleich vernahm man ein jämmerliches Klagegeschrei, und der Kobold war im Sack gefangen. Da mußte er nun erzählen, woher er stamme, und man erfuhr, daß er einem Bauer in Paplitz diene, von dem er zu diesem Unfug angestiftet sei; auch trage er die Schuld, daß man hier auf dem Hofe schon seit vierzehn Tagen keine Butter bekommen habe, und dergleichen mehr. Da hat ihn denn der Zauberer zur Strafe auf vierzehn Tage in den Backofen jenes Bauern gebannt.

Nun war Siekes Glauben an die Macht des Zauberers wiederhergestellt, und es ging jetzt frisch ans Werk, um den Schatz zu heben. Zu diesem Zwecke war es nötig, daß Sieke drei Tage und drei Nächte ununterbrochen wachte; das tat er denn auch, obgleich es ihm zuweilen schwer ankam, und er hatte am dritten Tage die Freude, daß bereits die Nonnen aus dem Berge erschienen und ihren wunderherrlichen Gesang vor der Tür erklingen ließen. Nun ging's rasch vorwärts, die Geister, welche den Schatz bewachten, kamen in die neben der Stube gelegene Kammer, und alle Anwesenden hörten deutlich, wie sie die weiten, mit Gold gefüllten Mulden in einer großen dort befindlichen Lade ausschütteten. Jetzt bedurfte es nur noch der Bannung des Schatzes, wozu ein Stein nötig war, der am südlichen Abhang des Golm an einer vom Zauberer genau bezeichneten Stelle lag; den sollte Sieke holen, er ging deshalb auch fort, aber unterwegs überwältigte ihn die Müdigkeit, er setzte sich hin und schlief ein. Erst nach langer Zeit erwachte er, und fürchtend, daß der Zauberer, wenn er nun noch den Stein hole, merken möchte, daß er geschlafen, nahm er einen Stein, der grade



bei der Hand lag, und eilte zurück. Allein der Zauberer merkte sogleich den Betrug, und nun war alles vorbei. — So liegt denn der Schatz noch im Golm, denn obgleich Sieke noch einmal nach dieser Zeit die Aufforderung bekam, ihn zu heben, so leistete er derselben doch nicht Folge. Es kam nämlich einmal jemand zu ihm, der ihm sagte, er sei am Golm zwei Männern begegnet, die hätten ihn gefragt, ob er Sieke kenne. Auf seine bejahende Antwort hätten sie ihn beauftragt, er solle zu demselben gehen und ihm berichten, daß zwei schwarze Männchen aus dem Berge gekommen wären, die hätten ihnen gesagt, sie wären nun des Bewachens der Schätze müde, Sieke solle kommen und, soviel er auf einem von vier Pferden gezogenen Wagen fortbringen könne, holen. Er hat es aber nicht getan, da er bereits bei dem ersten Versuche fast zum armen Manne geworden war.

199. Die blaue Blume am Koschenberge.

Vor langen Jahren hütete einmal ein Schäfer beim Koschenberge seine Herde. Die Schafe gingen langsam von Weide zu Weide; der Schäfer folgte. So kam er an den Fuß des Koschenberges. Da sah er eine wunderschöne Blume blühen. Der Schäfer hatte nie eine solche Blume gesehen. Er pflückte sie und steckte sie an seinen Hut. Kaum war dies geschehen, so erscholl ein lautes Krachen. Der Berg tat sich auf, eine Tür wurde sichtbar und öffnete sich. Erst war der Schäfer ganz verwirrt, dann aber faßte er Mut, ging auf die Tür zu und trat in das Innere des Berges. Nun befand er sich in einem weiten, prachtvoll ausgeschmückten Saale. Um einen Tisch saßen viele Männer. Einer von ihnen trat auf den Schäfer zu, winkte ihm und bedeutete ihm, er solle sich Gold aus den Gefäßen nehmen, welche rings an den Wänden des Saales standen. Der Schäfer machte sich sogleich daran und füllte alle Taschen mit dem Golde. Bei diesem Geschäft war ihm sein Hut im Wege, deshalb setzte er ihn ab. Als er genug zu haben glaubte, wollte er gehen, eine laute Stimme aber rief ihm zu: „Vergiß dein Bestes nicht!“ Der Schäfer glaubte, es sei das Gold gemeint, deshalb steckte er noch einmal davon ein, soviel er konnte. Als er gehn wollte, rief ihm wiederum eine Stimme zu: „Vergiß dein Bestes nicht!“ Dieselben Worte wurden ihm zum dritten



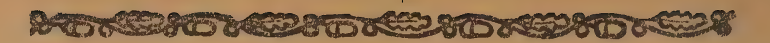
Male laut zugerufen, als er den Berg nun wirklich verließ. Er aber achtete der Worte nicht, weil er nicht verstand, was damit gemeint sei. Kaum aber war er draußen und bei seiner Herde angelangt, so erscholl ein lautes Krachen, die Tür verschwand, und der Berg war geschlossen. Nun wollte der Schäfer noch einmal die schöne Blume besehen, da fiel ihm erst ein, daß er Hut und Blume im Berge gelassen hatte. Das ärgerte ihn, und er verstand nun plötzlich, was jene Mahnung hatte sagen wollen. Aber die blaue Blume blieb ihm verloren, und man sagt, daß nur alle 100 Jahre eine solche blühe.

200. Der Schatz der Zwerge.

Tief im Innern des hohen Berges an der Braunsberger Grenzscheide im Kreise Ruppin liegt ein gewaltiger Schatz verborgen, den die Zwerge eifersüchtig vor der Habgier der Menschen hüten. Und doch kann derselbe gehoben werden. Wenn nämlich um Mitternacht eine unbescholtene Jungfrau stillschweigend mit silberner Laterne und silbernem Schlüssel nach dem hohen Berge geht und dort drei Vaterunser betet, dann erscheint plötzlich vor ihr ein Zwerg, der ihr den Weg zur Schatzkammer zeigt, damit sie die reichen Schätze hebe. Bis jetzt freilich hat sich noch keine gefunden, welche das Wagstück unternommen hätte.

201. Glühende Kohlen.

In Schwiebus hörte einst ein Knecht nachts eine Stimme, die rief: „Nimm Karst und Schaufel und grabe unter dem Lindenbaum in deiner Mutter Garten.“ Der Knecht aber fürchtete sich, allein das Werk zu unternehmen und bat seinen Mitknecht, der ein boshafter Kerl war, mitzugehen zum Schatzgraben; er solle die Hälfte haben. Sie wurden auch einig, über dreimal drei Tage hinzugehen. Der boshafte Knecht aber ging gleich die nächste Nacht allein hin, denn er gedachte dem andern nichts zu lassen. Als er acht Schuh tief gegraben hatte, fand er denn auch richtig einen großen Topf mit fest schließendem Deckel, den trägt er mit Anstrengung in seine Kammer. Dort öffnet er mühsam den Deckel und fährt hinein, blitzschnell aber zieht er die Hand wieder zurück. Im Topf waren nichts als glühende Kohlen



gewesen, die ihn erbärmlich verbrannt hatten. Ergrimmt nimmt er nun den Topf, eilt in die Schlafkammer des Mitknechtes, zieht ihm die Decke fort und schüttet ihm die glühenden Kohlen über den Leib, dann rennt er eiligst hinaus. Er wundert sich, daß er hinter sich keine Schmerzenslaute hört; jener aber schlief ruhig weiter, und als er des Morgens die Decke fortnimmt, erstaunt er nicht wenig, sich über und über von Goldmünzen bedeckt zu finden.

202. Der Schatz im Kapellenberge zu Blankensee.

Ein armes Mädchen zu Blankensee in der Zauche ging einst auf den Kapellenberg, um Holz zu suchen. Sie war sehr hübsch, doch mochten viele sie nicht, weil sie rote Haare hatte. Als sie nun ihre Kiepe mit dürrem Holz gefüllt hatte und sich auf den Heimweg machte, vergaß sie, ihr Beil mitzunehmen. Zu Haus bemerkte sie ihr Versehen und ging nochmals auf den Berg, um das Beil zu holen; sie nahm aber zugleich auch die leere Kiepe wieder mit, um sie abermals mit Holz und Reisig zu füllen. An die Stelle gelangt, wo sie zuvor ihren Tragkorb aufgenommen, fand sie gleichwohl das Beil nicht wieder, statt dessen aber eine Menge Gold. Hurtig tat sie es in die Kiepe, kam vorsichtig, um kein Aufsehen zu erregen, in das Dorf zurück und klopfte, bei ihrer Wohnung angelangt, leise ans Fenster, damit ihre Mutter herauskäme. Der erzählte sie nun, was sich Wunderbares ereignet hatte, und beide gingen in den Schweinestall, um den Fund gehörig zu bergen. Nun kam Wohlstand in das Haus der armen Frauen, und da sich das Gerücht von dem Schatze doch allmählich herumsprach, so begehrten nun auf einmal viele junge Burschen die Rothaarige zur Frau. Sie aber wies diese Freier alle ab und heiratete schließlich einen vornehmen fremden Herrn, dem sie den Schatz zubrachte. So ist er aus Blankensee fortgekommen, und alles Nachgraben anderer in der Gegend, wo das Mädchen das Beil verloren hatte, hat nichts genützt.

203. Der brennende Schatz.

Ein Bauer aus Gülpe im Westhavellande fischte einst bei naßkaltem Wetter in der Nähe des Pilâtsch, als er auf demselben ein Feuer gewahrte. Schon zu verschiedenen Malen war



ihm seine kurze Pfeife bei der Arbeit ausgegangen, und nur mit Mühe hatte er wieder Feuer schlagen können, um sie in Brand zu setzen, da der Schwamm naß war und die Finger vor Frost kaum den Stahl zu halten vermochten. Als daher die Pfeife wieder ausgegangen war, stieß er seinen Kahn ans Land, um sie beim Feuer, das auf dem Berge brannte, wieder anzuzünden und sich dabei zugleich die erstarrten Hände zu erwärmen. Zu seiner Verwunderung gewahrte er niemand in der Nähe, der das Feuer angezündet haben könnte, doch machte er sich hierüber keine Gedanken weiter, nahm eine glühende Kohle, legte sie auf die frisch gestopfte Pfeife und tat einige kräftige Züge. Aber die Kohle erlosch, ohne den Tabak angezündet zu haben. Der Bauer warf sie auf die Erde und nahm eine andere, doch auch diese erlosch, als er sie kaum auf den Tabak gelegt hatte; wieder warf er sie auf die Erde und nahm verdrießlich eine dritte, doch schon in der Hand erlosch sie ihm, und nicht mehr verdrießlich, sondern furchtsam warf er sie auch zur Erde und lief eilig nach seinem Kahn, während er sich scheu umblickte, aber nichts gewahrte.

Am anderen Tage wurde er teils durch den glücklichen Fang, den er da beim Fischen gemacht hatte, teils durch die Neugierde, die alle Furcht überwand, wieder in die Nähe des Pilätsch getrieben, und da er nirgends etwas Verdächtiges sah, so entschloß er sich, die Stelle zu besuchen, wo gestern das Feuer gebrannt hatte.

Den Ort hatte er sich genau gemerkt, und doch konnte er nirgends Asche noch sonstige Spuren vom Feuer entdecken, aber im Grase, da, wohin er am vorigen Tage die Kohlen geworfen hatte, entdeckte er drei blanke Goldstücke. Erfreut nahm er sie auf, steckte sie in die Tasche und bedauerte nur, daß er nicht mehr Kohlen aus dem Feuer genommen und auf die Erde geworfen hatte. Wie oft er auch späterhin wieder in die Nähe des Berges kam, so entdeckte er doch das Feuer nicht wieder.

204. Teufel und Husar.

Auf dem Schanzberge in Lahmo im Landkreise Guben „hat es oft Geld gespielt“ (ist oft Geld, von Flämmchen umspielt, gesehen worden). Aber niemand getraute sich,



dasselbe zu holen. Da kamen einmal Husaren nach Lahmo, und unter ihnen war ein beherzter Kerl, der in der Obermühle am Boracksee einquartiert wurde. Als dieser von dem Geldbrennen auf dem Schanzberge hörte, ritt er in der Nacht dorthin, um den Schatz zu heben. Er wickelte sich aber vollständig in ein Fischnetz ein; denn so konnte ihm der Böse, der das Geld bewachte, nichts tun. Da der Husar auf den Schanzberg kam, sah er richtig das Geld spielen. Er hatte aber auch Stahl mitgenommen, den warf er ins Feuer. Sofort hörte es auf zu brennen, und er bekam das Geld. Dann sprang er auf sein Pferd und ritt davon, so schnell das Tier nur laufen konnte. Der Teufel war schnell hinter ihm drein, doch jedesmal, wenn er den Flüchtling ziemlich erreicht hatte, warf dieser ein Stück vom Fischnetz zur Erde. Der Teufel griff begierig danach; denn er mußte erst alle Knoten aufknüpfen, eher hatte er keine Macht über den Reiter. Das ging bei dem Teufel aber so schnell, daß er den Fliehenden immer bald wieder einholte. Schließlich besaß der Husar nur noch ein kleines Stück von dem Fischnetz und doch hatte er noch ein schönes Ende bis zur Obermühle. Da ihm der Teufel schon wieder dicht auf den Hacken war, warf er sein letztes Rettungsmittel zur Erde, gab seinem Rosse die Sporen und erreichte auch glücklich die Scheune. Kaum befand sich aber das Pferd mit seinem Vorderteil unter der Traufe, so fuhr der Teufel mit einem Krach hernieder und riß die hintere Hälfte des Tieres fort. Der Husar aber, der mit dem Vorderteil des Pferdes in die Scheune fiel, war gerettet.

205. Segers Wische.

Auf dem Wege vom Dorfe Dreetz im Kreise Ruppin zu dem in der Heide an der Hamburger Chaussee gelegenen Kruge, den die Fuhrleute unter dem Namen der lahmen Ente kennen, liegt in dem Fichtenwalde mitten in dünenartigen Sandbergen eine ziemlich große Wiese, die den Namen „Segers Wische“ führt. Hier hat vor uralter Zeit ein Riese, namens Seger, gewohnt, dem die Wiese gehörte; diese hat er, wenn die Zeit der Heumahd kam, mit neun Schwad abgemäht, aber er hat auch zwischen jedem Schwad eine Tonne Bier ausgetrunken, denn es mag keine ganz leichte Arbeit gewesen sein. Vor mehreren Jahren war nicht weit von



diesem Orte noch sein Grab sichtbar, aber jetzt weiß es keiner mehr zu finden; zu erzählen weiß jedoch noch mancher von Segers Wische und Segers Grab; denn es soll dort auch ein Schatz verborgen liegen, den ein paar Dreetzer Tagelöhner einst heben wollten. Es war Mitternacht, und sie legten an der Stelle, wo sie graben wollten, einen großen Kreis von neunerlei Kräutern, worauf sie ihre Arbeit begannen; aber noch nicht lange waren sie dabei, so kam eine ganz schwarze Kutsche dahergefahren, vor die feuerspeiende Rosse gespannt waren. Aus derselben stiegen drei schwarze Gestalten, die in den Wald gingen und bald darauf mit gewaltigen Bäumen zurückkamen, aus denen sie einen hohen Galgen zimmerten. Als der fertig war, stiegen sie herunter und kamen gerade auf die Schatzgräber los, sagend: „Nun wollen wir sie nur gleich aufhängen!“ Aber kaum hatten die beiden das gehört, als sie eilig die Flucht ergriffen und ihren Schatz im Stich ließen.

206. Gespenstige Schatzgräber.

Zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges war Matthias Lüssow Inspektor und Prediger in Rathenow; sein Bild hängt noch an der Westwand der Kirche unter dem Soldatenchor. Eines Abends in der Dämmerung steht Lüssow am Fenster seines Hauses und wird gewahr, daß gegenüber zwei Menschengestalten an einer gewissen Stelle, die er sich genau merkt, emsig graben und sorgfältig etwas aufsuchen. Das eine von diesen Gespenstern hat aber die Gestalt und das Aussehen seines noch lebenden Kirchenvorstehers, den er sehr gut kennt. Er ruft sie also in der Meinung, daß es lebendige Menschen wären, beide zu sich heran und fragt sie, was sie denn da suchten. Der eine antwortet: In der Schwedenzeit hätten sie aus Furcht, geplündert zu werden, die kostbarsten Kirchengefäße zu größerer Sicherheit da herum vergraben und hätten hernach die eigentliche Stelle nicht wieder entdecken können; die Gefäße müßten also noch daselbst versteckt liegen. Nun war dem Prediger die Sache nicht mehr geheuer; wer war nur der zweite der Männer? Sogleich den folgenden Morgen läßt Herr Lüssow den noch lebenden alten Kirchenvorsteher zu sich fordern und befragt ihn, ob er sich nicht zu erinnern wisse, daß in vorigen Kriegszeiten einiges



Kirchengeräte abhanden gekommen. Wie ein Mensch, der aus einem Traume erwacht, besinnt sich endlich dieser Mann und antwortet: „Ja, Herr Inspektor, ich und mein seliger damaliger Mitvorsteher haben die und die Gefäße irgendwo vergraben. Wir haben solche zwar hernach einige Male aufzusuchen uns bemüht, aber die rechte Stelle und folglich auch die Sachen selbst nicht wieder finden können, und da hernach jener darüber weggestorben ist, so habe ich es ganz vergessen gehabt und alles für verloren gehalten." Lüssow führt ihn darauf hin zu der von ihm den Abend vorher genau gemerkten Stelle und fragt, ob es wohl um diese Gegend gewesen sein möchte. Nachdem jener solches bejaht, wird Anstalt zum Aufgraben gemacht. Die Gefäße werden glücklich gefunden und der Kirche wieder zugestellt.

XX. Landesgeschichtliche Sagen.

207. Die Schlacht am Koschenberge.

Von der letzten Schlacht der heidnischen Wenden gegen Kaiser Heinrich I., der die christliche Lehre mit der Gewalt des Schwertes ihnen aufzwingen wollte, erzählt die Sage das Folgende.

Am Koschenberge hatten sich die Wenden unter ihren Anführern gelagert. Einer der tapfersten war Radbot. Im Norden dehnten sich die Sümpfe der Elster und gegen Süden die große Lausitzer Heide. König Heinrich kam von Pulsnitz her, von den Bergen, wo später Kamenz erbaut wurde; von der anderen Seite erwartete er den Markgrafen Gero, der auch bald mit seinen Scharen eintraf. Die Wenden brannten darauf, frühere Niederlagen zu rächen, und rückten im Sturmschritt vor, als sie die Deutschen kommen sahen. Ihre Pfeile klirrten auf den Panzern der Ritter, ihre Speere suchten die Fugen der Rüstungen, durch die sie die Todeswunde geben konnten. Aber lange blieb der erbitterte Kampf unentschieden.

Da verbreitete sich unter den Wenden das Gerücht, das Weib eines Wendenhäuptlings, Chitawa, sei mit ihrem Vater Uleslaw zu den Christen übergetreten. Diese Kunde brach den Mut der schwer Kämpfenden. Selbst Radbots Beispiel



weckte nicht ein zweites Mal das Feuer des ersten Angriffs. Wütend drang er auf den Markgrafen Gero ein, mußte aber unter dessen Schwertstreich seine Helmzier, einen züngelnden Drachen, lassen und empfing von ihm, als er erneut den Arm mit dem Schwerte hob, unversehens die tödliche Brustwunde. Verzweifelnd sahen ihn die Mannen sinken und flohen. Als der Abend sank, waren zwei kleine Bächlein, die das Schlachtfeld durchrieseln, vom Blute gerötet und von Leichen gehemmt. Eine Mühle, die später an einem der Bächlein erbaut wurde, erhielt den Namen Blutmühle. An dem anderen Bächlein fand man später ein Goldgeschmeide, eine Art Stirnband, und überall raunte man sich zu, daß es der Kopfschmuck des tapferen Radbot sei.

208. Die Prinzeß mit dem Schleier.

Eine Stunde ostwärts von Königsberg, am Lerchenspring, nahe den Wedellschen Gründen, sitzt eine verzauberte Prinzessin und webt in Vollmondnächten an einem weißen Schleier.

Sie war eines heidnischen Königs Tochter und liebte einen Jüngling des Nachbarstammes, der schon den neuen Glauben der Christen angenommen hatte. Einst entstand Krieg zwischen den Nachbarn. Die Prinzeß sollte ihrem Vater für den Kampf ein Hemde weben; da sie aber statt heidnischer Zauberformeln, die die Mädchen ihres Stammes sonst bei solcher Arbeit murmelten, heimlich erlernte christliche Psalmen betete, ward das Gewebe viel zu feinfädig für ein Kriegerhemde. Der Vater schalt sie darob, so daß sie traurig und fast ohne zu wissen, was sie tat, in ihre Kammer zurückging und wie träumend immer weiter und weiter webte.

Die Christen wurden geschlagen, der Vater der Prinzeß kehrte siegreich aus dem Kampfe heim. Er fand seine Tochter bei einem Quell im Garten, wo sie das endlich zu Ende gewebte Nesseltuch wusch und nach ihrer Gewohnheit wieder christliche Weisen vor sich hinsang. In blindem Zorn riß der König sein Schwert aus der Scheide und ließ es auf das Haupt des eigenen Kindes niederfallen. Da dröhnte ein gewaltiger Donnerschlag, und Schloß und Garten und alle seine Bewohner sanken in die Erde. Einzig jener Quell, an



dem die Prinzessin gewaschen hatte, sprudelte weiter an der alten Stelle: der heutige Lerchenspring. An ihm erscheint in den Vollmondnächten die Prinzeß. Vom Schleiertuch Schultern und Arme umflattert, wimmert sie eine eintönige Weise und versucht vergebens, den Schleier um ihr Haupt zu schlingen.

209. Die alten Steinkreuze vor den Dörfern.

Vor einigen alten Ortschaften der Lausitz findet man noch hier und da alte verwitterte und bemooste Steinkreuze. Über deren Entstehung erzählt die Sage folgendes:

Als Kaiser Otto der Große in hiesiger Gegend mit Hilfe seines getreuen Gero das Christentum einzuführen versuchte, fielen nach dem Wegzuge der Missionare die Wenden immer wieder vom Christentume ab und hielten aufs neue zu den alten Göttern. Da gab der Kaiser Befehl, daß vor die Ortschaften, in welchen das Christentum eingeführt war, ein Kreuz gesetzt würde, und wenn er oder sein Stellvertreter bei einer Reise durch das Land das Zeichen des Kreuzes nicht mehr fände, so werde er die Einwohner an Leib und Leben strafen. Nach und nach verwitterten aber die hölzernen Kreuze. Da wurden auf Befehl des Kaisers Steinkreuze gesetzt, die noch heute, wenn auch arg verfallen, vielerorts stehen.

210. Froschpalais.

Vor einem Menschenalter und wohl schon länger nannte man in Potsdam das Hofbauersche Haus im Volksmunde schlechthin das „Froschpalais". Der Name gründet sich auf die folgende Sage.

Als Albrecht der Bär den Fürsten Jaczo von Köpenick besiegt und zum Christen gemacht hatte, da war mit vielen anderen wendischen Edlen auch der Sohn des Hevellerkrolen über die Insel Potsdam im Kampfe gefallen. Dessen greiser Vater aber unterwarf sich nur äußerlich; von einem Glaubenswechsel wollte er nichts hören. „Auf meiner Väter Grunde mag ich lieber Frösche und Unken hören als fremder Mönche Plärren!" rief er. Der neue Landesherr entschied: „Dein Wille soll dir werden!" Dem Greise verblieb am Havelrande unfern der Burg des neuen Fürsten ein aus-



gedehnter Bruchlandrest, auf dem er sich nach Fischerart häuslich einrichtete.

In lauen Mainächten soll noch heute durch das Froschgequak jener Gegend leises Menschenstöhnen klingen.

211. Jazco von Köpenick.

Das Dorf Pichelsdorf bei Spandau, bei welchem die Havel einen großen See bildet, ist eins der ältesten in der ganzen Gegend, denn die Einwohner erzählen, daß es bereits zu jenen Zeiten vorhanden gewesen sei, als die Leute noch in der Erde wohnten. Dicht am Einfluß in den genannten See ragt in die Havel eine sich ziemlich weithin erstreckende Landzunge, die an ihrem äußersten Ende steil zum Wasser abfällt. Bis zu diesem Punkte soll in alten Kriegszeiten ein Ritter, von seinen Feinden verfolgt, gekommen sein; bei seiner eiligen Flucht hatte er aber nicht bemerkt, daß sich ihm hier kein Ausweg biete, und die Feinde riefen daher bereits triumphierend: „Nun haben wir ihn im Sack", woher auch dies Stück Landes den Namen „der Sack" erhalten hat. Aber der Ritter ließ den Mut nicht sinken und versuchte noch das letzte Mittel der Rettung; er gab seinem Rosse die Sporen und stürzte sich mit ihm in den See; das kräftige Tier strengte alle Kraft an und brachte seinen Herrn glücklich an eine drüben in den See hineinragende Spitze. Da hing der Ritter zum Andenken an den gefahrvollen Ritt Schild und Speer an einer Eiche auf und darum heißt die Landzunge bis auf den heutigen Tag das Schildhorn.

Einige sagen, der Vorfall habe sich im Dreißigjährigen Kriege zugetragen, andere erzählen, es sei der alte Fritz gewesen, der sich so gerettet. Die Gelehrten aber meinen: das sei der Fürst Jacze oder Jazco von Köpenick gewesen. Als nämlich der letzte Wendenfürst zu Brandenburg, Pribislaw (sein christlicher Name war Heinrich), im Jahre 1141 gestorben war und Markgraf Albrecht der Bär die Stadt und das dazu gehörige Land, vermöge des mit Pribislaw geschlossenen Erbvertrages, in Besitz nahm, blieb er in diesem ungestört bis zum Jahre 1156, wo der genannte Jacze, der Oheim Pribislaws, mit einem starken Heere sich plötzlich Brandenburgs bemächtigte, und von hier aus den Christen vielen Schaden zufügte. Da ließ sich Albrecht die Branden-



burgische Erbschaft von neuem durch Kaiser Friedrich Barbarossa bestätigen, sammelte schnell ein Heer, bot seine nächsten Nachbarn, besonders den Erzbischof Wieger von Magdeburg zur Hilfe auf, und rückte nun eiligst vor Brandenburg, das er auf drei Seiten, namentlich auch zu Schiffe angriff. Da wurde zwar sein Schwestersohn, der junge Werner von Veltheim (oder von Osterburg), von den Wenden erschlagen, und viele biedere Leute, aber er gewann doch endlich im Jahre 1157 die Stadt wieder. Jazco soll geflohen, bei Spandau noch einmal geschlagen und in Folge seiner glücklichen Flucht über die Havel Christ geworden sein.

212. Markgraf Waldemars Entrückung.

Markgraf Waldemar, der letzte Anhaltiner, wollte sich von seiner ersten Gemahlin scheiden, die er in früher Jugend geheiratet hatte, und eine andere Ehe schließen, die besser seinen hohen Plänen diente: denn er träumte von großer Macht im deutschen Lande und selbst von der Kaiserkrone. Da aber Scheidung unmöglich war, rieten ihm die zauberkundigen Tempelritter, mit ihrer Hilfe für zwei Jahre nach Palästina zu verschwinden; inzwischen wolle man das Gerücht von seinem Tode ausstreuen und einen anderen für ihn begraben. Bei der Rückkehr würde er seine junge Gattin gewiß neu vermählt finden und so frei sein. Der Plan gefiel dem Markgrafen. Er fand sich auf dem Sparrberge bei Bärwalde ein; von dort wollten ihn die Tempelritter auf heimlichem, unterirdischem Gange nach dem heiligen Land bringen. Man durfte aber das heilige Land nur im Büßergewande betreten; eindringlich mahnten darum die Tempelritter den Markgrafen, all und jedes eigene Kleid und Geschmeide abzulegen, ehe er hinabstiege, und allein das rauhe, härene Gewand zu tragen, das sie ihm gaben. Der Markgraf wechselte auch das Gewand, behielt aber verstohlen seinen Wappenring bei sich. Zur Strafe verfiel er in einen zauberhaften Schlaf und mußte so lange der Mark fern bleiben, als er beim Abstieg in die Tiefe Lebensjahre zählte. Inzwischen verkam die Mark; Raub und Gewalttat herrschten in ihr. Endlich kam Waldemar auf dem gleichen zauberhaften Wege zurück; in der Hand trug er die Rose von Jericho, von der es hieß, daß sie dem Träger stetes Glück verbürge.



Aber schon auf seinen ersten Wegen in der Heimat sah er, wie traurig alles stand, und warf verzweifelnd die Blume fort. Sie trieb sogleich an der Stelle, wo sie lag, neue Wurzeln; aber im fremden Erdreich gedieh sie nicht zu ihrer früheren Schönheit, sondern schrumpfte ein und ward die rote Immortelle mit den silberhaarigen Blättern, die seither in unserer Mark gedeiht.

Der Markgraf aber hat so wenig das Glück als seine Blume jemals wiedergefunden.

215. Der Tankower See fordert sein Opfer.

Die Ordensritter hatten am Tankower See in der Neumark die Wenden geschlagen, viele getötet und noch mehr in das Wasser gejagt, wo sie in den Wellen umkamen. So wurde viel Vieh und anderes Gut den Siegern eine willkommene Beute. Aber was sollte mit den Weibern und Kindern geschehen? Die Templer sprachen für Schonung der Wehrlosen, die Johanniter jedoch fürchteten, die Heidenweiber könnten in den Kindern Trotz und Haß rege halten und neues Unheil stiften. Da gab der Legat des Papstes den Ausschlag: „Ihr sollt sie vernichten, sonst werden sie euch zum Strick und ihre Götter zum Netz werden!“ Als nun die Ritter auf das Heidenlager zuschritten, die Frauen und Kinder zu töten, kam ihnen ein langer Zug festlich geschmückter Jungfrauen in weißen Kleidern entgegen, und die liebliche Königstochter bat den Herrenmeister Friedrich von Alvensleben, er möchte nun Friede und Freude walten lassen nach so vielem Leid und zum Zeichen der Gnade die jungen Krieger mit den Jungfrauen tanzen lassen. Der Herrenmeister neigte zur Gnade, aber der finstere Legat fuhr ihn an: „Für Ordensritter gibt es keinen Tanz als den der Schwerter. Wehe dir, lässest du diese Teufelin nicht eiligst zur Tiefe fahren!“ Ein furchtbarer Weheschrei der Mädchen erfüllte die Luft. Die Königstochter aber rief hochaufgerichtet mit gellender Stimme:

„Du winkst. Jawohl, ich gehe.
Doch wo ich stehe,
Soll immer in Mannesjahren
Der Beste zur Tiefe fahren!“



Plötzlich wirbelten die Wasser des Sees empor und verschlangen die Jungfrauen und das ganze Heidenlager mit allem, was darinnen war.

Seitdem erscheinen in der Johannisnacht am Ufer Geisterscharen und führen einen Reigen auf. Von Zeit zu Zeit fängt im Sommer einer der besten Männer, die am See zu Tankow ein freies Eigentum haben, an, unablässig nach dem Wasser hinzustarren. Er wähnt, eine weißgekleidete Jungfrau auf den Wellen zu sehen, die ihm winkt. Dann hilft kein Sorgen, kein Wachen. Der Unglückliche ist verloren. Eines Abends hört man bis Büssow hin ein Rauschen wie von wildwogendem Wasser:

Es ist wieder in Mannesjahren
Der Beste zur Tiefe gefahren.

214. Die auferstehenden Tempelritter.

Ein wenig nordöstlich von Zellin a. d. Oder, zwischen den Landstraßen nach Bärwalde und nach Clossow, erhebt sich unweit des „Galgenberges" ein kleiner spitzer Sandhügel, der zahllose Königskerzen auf sich trägt. In seinem Innern ruhen nach der Sage Scharen entschlafener Tempelritter, die dort alle im weißen, mit rotem Kreuz geschmückten Ordenskleide bestattet sind. Aus jedem Einzelgrabe wuchs eine Königskerze empor, deren gelbweiße Blüten feine rote Kreuze auf sich tragen.

Dort ist auch der letzte Tempel-Ordensmeister, Friedrich von Alvensleben, begraben. Dieser entsteigt in der Johannisnacht dem Hügel und läßt seinen Blick gebietend über die Königskerzen hingehen. Auf einmal stehen um ihn statt der Blumen eine Menge weißgekleideter Ritter, mit rotem Kreuze geschmückt. Sie halten leise Beratung. Da dröhnt vom Zelliner Kirchturm der Glockenschlag Eins, und heran sprengt vom Galgenberge her eine Schar weißer Rosse. Im Nu sitzen die weißen Gestalten im Sattel, der Führer schwingt ein flammendes Schwert nach Osten zu, und fort geht der stürmische Zug über Küstrin hinweg ostwärts, immer ostwärts, bis hin nach Jerusalem.

Wer zwischen 1 Uhr und Sonnenaufgang den Spitzberg besucht, findet ihn von Königskerzen leer. Doch vor dem



ersten Sonnenstrahl sind die Reiter aus Jerusalem zurück, und der kühle Morgenwind schaukelt wieder die gelbweißen Blüten der Königskerzen.

215. Die verwandelten Jungfrauen.

Auf dem Weinberge bei Groß-Beuthen im Kreise Teltow — nach anderen auf dem Gottesberge bei Voigtsdorf — lebten in alter Zeit in einem Kloster viele fromme Jungfrauen, die Töchter der Edlen und Herren im Lande. Da fielen die Polen in die Mark. Die Jungfrauen wollten nach Brandenburg zum Bischof fliehen. Doch die Polen holten die Flüchtigen ein und trieben sie in eine Flußschlinge, wo sie nur durch einen Sprung ins Wasser vor den Verfolgern sich hätten retten können.

Da erbarmte sich die heilige Jungfrau der Geängstigten. Sie stieg eilend vom Himmel herab, und ein freundlicher Wink ihrer Hand verwandelte die zitternden Jungfrauen in samtweiche, grüngelbe Pflanzen, die Sumpfbalsaminen. Die Verfolger aber wurden im gleichen Augenblicke zu einem widrigen Geschlinge von Schierling.

216. Dietrich von Quitzow und der Junker von Stechow.

Einst hatte Dietrich von Quitzow einen alten Ritter gefangen und barfuß in den Gefängnisturm gesetzt, damit er ihm bei dem strengen Winter um so weniger entlaufen könne. Da war aber auch ein Junker von Stechow, dessen Vater der Gefangene sehr viel Gutes erwiesen hatte. Dieser beschloß, seines Vaters Wohltäter aus Dankbarkeit zu befreien. Da aber alle Versuche fehlschlagen, greift er endlich zum äußersten. — Eines Tages meldet sich ein junger Mensch, der kaum dem Knabenalter entwachsen ist, auf der Burg des alten Quitzow und bittet, doch als Bedienter angestellt zu werden. Da der wohlgestaltete Jüngling sich recht anständig zu benehmen weiß, willigt der Burgherr ein, ihn zu behalten.

Bald ist der Junker der Liebling aller Burgbewohner, und selbst der alte, grimme Gefängniswärter hat den frischen, immer frohen und dienstbereiten Jungen so sehr in sein Herz geschlossen, daß, als er einst notwendig verreisen muß, er



keinem andern die Sorge für den Gefangenen anvertrauen mag, als unserem Junker. Auf eine solche Gelegenheit aber hat dieser eben nur gewartet, um die Befreiung des Gefangenen sogleich ins Werk zu setzen. Als des Abends alles in der Burg in ruhigem Schlafe liegt, schleicht sich der Jüngling leise nach dem Gefängnisse, öffnet das Schloß und winkt dem Ritter, ihm zu folgen. Glücklich entkommt der Junker mit dem Ritter durch ein Seitenpförtchen, zu dem er sich den Schlüssel zu verschaffen gewußt hat, aus der Burg ins Freie. Doch o weh! die Pferde, die er mit einigen Dienern in die Nähe der Burg bestellt hat, sind ausgeblieben oder halten an falscher Stelle. Rüstig wandern beide weiter über Schnee und Eis. Schon graut der Morgen, nur noch ein Fluß, er ist mit einer festen Eisdecke versehen, trennt sie von den längst erwarteten Pferden; da beginnt der Alte, der bis jetzt trotz mangels an Schuhen und Strümpfen wacker ausgehalten, zu ermatten, und ehe sie das ersehnte Ziel erreicht haben, sind die Quitzower, die bald die Flucht bemerkt haben, mit ihren flinken Pferden zur Stelle, und der Ritter muß aufs neue in seinen Turm wandern. Nur dem Junker gelingt es, mit knapper Mühe und Not zu entrinnen.

Nach diesem mißlungenen Rettungsversuche kehrt der Junker auf die Schule, die er vor dem Dienste bei Dietrich von Quitzow besuchte, zurück, immer auf neue Pläne zur Befreiung des Gefangenen sinnend. — Eines Tages mußten die Schüler bei einem Begräbnisse auf dem Gottesacker singen, wie das regelmäßig in solchen Fällen geschah. Auch der Junker von Stechow ist unter ihnen; andächtig kniet er am Grabe, das Haupt tief gesenkt; denn er hat unter den Leidtragenden seinen ehemaligen Herrn erkannt und weiß, daß dieser keinen Spaß versteht. Aber seine Vorsicht ist vergeblich gewesen. Nach beendeter Feier schwingt sich Dietrich schnell mit seinen Knappen zu Roß, drängt sich an die Schüler heran und zieht den Junker, ehe er sich's versieht, aus ihrer Reihe zu sich auf sein Pferd.

Während alles noch über den seltsamen Auftritt staunt, eilt der alte Quitzow mit seiner Beute unbehindert seiner Burg zu. Hier herrscht er den Junker an: „Warum hast du den Alten da oben retten wollen?“ Der Junker erwidert:



„Aus Dankbarkeit; denn der alte Ritter, dem du die Freiheit geraubt, hat meinem Vater einst sehr viel Gutes erwiesen. Wären die Pferde auf der rechten Stelle gewesen, so hätten uns die Deinen sicher nicht eingeholt. Und wäre ich ein Mann, dann würde ich dem Ritter von Quitzow mit dem Schwerte in der Faust gegenübertreten.“ Der Ritter runzelt seine Stirn und ruft: „Du redest da ziemlich dreist, mein Bürschchen! — aber bei alledem gefällst du mir,“ fügt er besänftigt hinzu, indem er den Jüngling von Kopf bis zu Fuß mustert; „willst du nicht mein Knappe werden?“ Der Junker willigt nach kurzem Bedenken ein, erklärt aber zugleich, daß, wenn es ihm möglich sei, er den Gefangenen doch befreien werde. Da gab Quitzow, gerührt von der Liebe und Treue des Junkers, den Ritter frei. Der Junker aber blieb bei ihm, bis er, zum Ritter herangewachsen, seine eigene Burg übernehmen konnte; aber auch noch später hat er manchmal tapfer an der Seite des alten Quitzow gekämpft.

217. Die Hussitenschlacht bei Bernau.

Als im Jahre 1432 die Hussiten die Mark verwüsteten, sind sie auch vor die damals sehr feste Stadt Bernau gekommen, die sie stürmen wollten, sind aber von den Weibern, als sie die Mauern erstiegen, durch heißen Brei und heißes Wasser, welches man auf sie herabschüttete, zurückgetrieben worden. Indessen hatte sich der Kurprinz Friedrich mit sechstausend Mann von dem Berliner Tor bis zum Mühlentor und von da weiter bis halb an das Steintor gelagert und daselbst die Reichshilfstruppen erwartet, und nachdem diese angelangt, geht er den Belagerern in den Rücken und fällt sie von hinten an. Die in der Stadt samt den dahin Geflüchteten, worunter allein neunhundert Knechte gewesen, fallen gleichfalls aus und greifen die Feinde von vorn an, so daß sie auf diese Weise in die Mitte gebracht und aufs Haupt geschlagen wurden. Das ist aber geschehen auf dem Felde, wo die Panke entspringt, und in so gewaltigen Strömen ist das Blut der Feinde geflossen, daß der Boden hier bis auf den heutigen Tag davon rot gefärbt worden, weshalb er den Namen das Blutfeld oder das rote Land erhalten. Der Tag der Schlacht ist aber der des heiligen Georg gewesen, welcher noch alljährlich in Bernau mit einem feierlichen



Dankfest begangen wird. In der Mark aber kam der Spruch auf: „Der Bernausche heiße Brei macht die Mark hussitenfrei.“

218. Der Kornregen.

Als im Jahre 1580 die Teuerung im ganzen Lande so groß war, daß viele Leute vor Hunger verschmachteten, viele in den Feldern und Wäldern Wurzeln suchten und diese roh und gekocht aßen, um nur den Hunger zu stillen, da fiel um Palmarum in der Gegend von Havelberg, Plänitz, Kyritz, Wusterhausen, Perleberg Korn von oben herab, so dick, daß die hungrigen Leute es aufraffen konnten. Es sah aber dieses Korn aus wie gedörrtes Malz, hatte blaue und gelbe, auch rote Streifen und gab ein schönes, wohlschmeckendes Brot für Menschen; merkwürdigerweise aber mochte es kein Tier, kein Huhn, keine Taube, kein anderer Vogel weder anriechen noch davon fressen.

219. Die weiße Frau im Schlosse zu Berlin.

Auf dem Schlosse zu Berlin erscheint jedesmal, wenn ein Mitglied der Königlichen Familie stirbt, vorher die weiße Frau und verkündet den Tod desselben. Sie tut niemandem etwas zu Leide, neigt ihr Haupt vor jedem, dem sie begegnet und spricht nichts; ihre Kleidung ist ein langes, weißes Gewand und eine gleiche Haube mit hinten zurückgeschlagenem, langem Witwenschleier. So erschien sie zuerst im Jahre 1598, als der Kurfürst Johann George starb, und hat sich seitdem bei jedem Todesfalle wieder gezeigt. So still und harmlos sie nun auch gewöhnlich ist, so zornig kann sie doch werden, wenn sie beleidigt wird, was zur Zeit des Großen Kurfürsten einmal geschah: sie erschien nämlich in den Jahren 1659 und 1660, kurz vorher, ehe die Mutter des Kurfürsten starb, mehrmals, und der damalige Oberstallmeister von Burgsdorf äußerte unterschiedliche Male, daß ihn wohl verlange, sie zu sehen, denn er war ein beherzter und kühner Mann. Da währte es denn auch nicht lange, so zeigte sie sich ihm, als er abends eben den Kurfürsten verlassen, und die Stiege nach dem Garten, wohin er sein Pferd beschieden hatte, hinunterging. Er fuhr sie darauf zornig an, indem er sie fragte, ob sie noch nicht Fürstenblut genug gesoffen und noch mehr haben wolle, worauf sie ihn statt aller Antwort mit solcher Gewalt



die Treppe hinunter warf, daß ihm die Rippen krachten; jedoch erlitt er dadurch keinen weiteren Schaden.

Die Erzählung darüber, wer diese weiße Frau eigentlich sei, lautet verschieden. Es wird nämlich berichtet, daß der Kurfürst Johann George, obgleich er seinem Vater, Joachim II., noch auf dem Todbette versprochen hatte, die Geliebte desselben, die schöne Gießerin Anna Sydow, auf keine Weise zu kränken noch zu verunehren, dieselbe dennoch nach dem Tode Joachims nach Spandau bringen ließ, wo sie im Gefängnis starb. Seit dieser Zeit erschien sie nun im Hohenzollernschen Hause als Tod verkündender Geist.

Andere sagen, die weiße Frau sei früher eine Gräfin von Orlamünde, namens Agnes, und die Gemahlin des Grafen Otto, der im 13. oder 14. Jahrhundert lebte, gewesen. Als ihr Gemahl starb und ihr zwei Kinder hinterließ, saß sie auf der Plassenburg und dachte daran, sich wieder zu vermählen. Einstens wurde ihr die Rede Albrechts des Schönen, Burggrafen zu Nürnberg, hinterbracht, der gesagt hatte: „Gern wollt' ich dem schönen Weib meinen Leib zuwenden, wo nicht vier Augen wären!" Die Gräfin glaubte, er meinte damit ihre zwei Kinder, sie ständen der neuen Ehe im Weg; da trug sie, blind von ihrer Leidenschaft, einem Dienstmanne, Hayder oder Hager genannt, auf, und gewann ihn mit reichen Gaben, daß er die beiden Kindlein umbringen möchte. Er ging auch hin, die Tat zu vollführen; da sollen die Kinder ihm geschmeichelt und ängstlich gebeten haben: „Lieber Hayder, laß mich leben, ich will dir Orlamünden geben, auch Plassenburg des neuen, es soll dich nicht gereuen," sprach das Knäblein; das Töchterlein aber: „Lieber Hayder, laß mich leben, ich will dir alle meine Docken geben!" Aber der Mörder wurde hierdurch nicht gerührt. Später, als er noch andere Bubenstücke ausgerichtet hatte und gefangen auf der Folter lag, bekannte er: so sehr ihn der Mord des jungen Herrn reue, der in seinem Anbieten doch schon gewußt habe, daß er Herrschaften auszuteilen gehabt, so gereue ihn noch hundertmal mehr, wenn er der unschuldigen Kinderworte des Mägdleins gedenke. — Nach anderer Sage hat die Gräfin die Kinder selbst getötet, und zwar hätte sie Nadeln in ihre zarten Hirnschalen gedrückt. Der Burggraf hatte aber unter den „vier Augen" die seiner Eltern gemeint und heiratete her=



nach die Gräfin dennoch nicht. Diese soll nachher fürchterliche Buße getan haben und ihr Geist seit ihrem Tode umgehen, so den Rest ihrer Schuld abzubüßen. Bis das geschehen, erscheint sie den Hohenzollern, ihnen ihre Seligkeit neidend.

Endlich wird erzählt: Perchta oder Berta, eine geborene Hohenzollern (oder nach anderen eine von Rosenberg) war an Johann von Lichtenstein (oder an Mathes von Rosenberg) auf Schloß Neuhaus in Böhmen verheiratet. Er war ein störrischer, wüster Gesell, und oftmals bat sie ihn, seinen Lebenswandel zu ändern, aber es fruchtete immer nur kurze Zeit, und er verfiel bald wieder in die alte Schwelgerei, bis er sich endlich eine schwere Krankheit zuzog und erst auf dem Totenbette erkannte, wieviel besser er getan, wenn er den Lehren seines treuen Weibes gefolgt wäre. Auch sie starb bald danach, aber ihr Geist erscheint noch im Rosenbergschen Hause und in allen, die mit demselben durch Heirat verwandt geworden sind.

220. Oberst Mörners Totenfeier.

Oberst von Mörner auf Zellin im Kreise Königsberg hatte zu seiner großen Freude eines Tages entdeckt, daß er von einem sehr großen Feldstein am Bärwalder Wege aus sein ganzes Besitztum überblicken konnte. Seitdem ging er niemals an diesem Stein vorbei, ohne hinaufzusteigen und seine Augen weithin über die Felder schweifen zu lassen.

Als er im besten Mannesalter bei Fehrbellin den Heldentod erlitten hatte, ließ ihn der Große Kurfürst nach Berlin bringen und veranstaltete ihm ein prachtvolles Ehrenbegräbnis. Das Volk von Zellin aber zog aus eigenem Antriebe zum großen Stein und hielt dort Totenfeier für seinen Herrn.

In den nächsten Jahren ward am Fehrbellinstage dieser Zug des Volkes zum großen Stein wiederholt. Und so wurde der Tag erst für die Orte Zellin und Clossow, dann für die ganze Neumark ein Freudenfest.

Sonntagskinder wollen bei diesem Feste den alten Herrn auf dem Steine stehend gesehen haben, wie er ihnen freundlich zunickte.

221. Der schwedische Oberst Rosenberg.

Hinter Feldberg führt von Fehrbellin her ein Fußsteig, welcher hinter den Scheunen in den Lenzker Weg einmündet.



Hier begann ehedem ein langgestreckter Hügel, der den Namen Rosenberg führte. Nach einigen war es eine Schwedenschanze, nach anderen der Grabhügel eines schwedischen Oberst, mit Namen Rosenberg. Diesen hatte, wie man erzählt, der schwedische General nach der Schlacht bei Fehrbellin zurückgelassen, damit er mit seiner Schwadron den Rückzug decke. Der aber hatte vor den Brandenburgern solche Angst bekommen, daß er für die Nacht einen Überfall fürchtete. Wie nun die Nacht hereinbrach, ließ er plötzlich satteln und floh in das Luch hinein — und seine Schwadron mit ihm. Doch der General wurde seiner wieder habhaft, ließ ihn niederschießen und verfluchte ihn mit den Worten: „Ewig sollst du, Hund, fliehen, bis dich die Hölle kriegt."

Seit jener Zeit erhob sich plötzlich, wenn des Nachts der Wind heulte, aus dem Hügel ein großer, bärtiger Schwedenoffizier auf einem Schecken mit feuersprühenden Nüstern. Die Gestalt wendete sich zum Rhin, das Roß begann mit den Hufen Funken zu schlagen, und sausend stürzten Roß und Reiter in den Fluß. Wenn sie auf dem anderen Ufer wieder zum Vorschein kamen, folgte ihnen unter lautem Lärm eine ganze Schwadron Reiter. Der Ritt ging weit in das Luch hinein, wo die ganze Schar plötzlich in einem großen, mit vielen Türmen geschmückten Gebäude verschwand. Aus dem Innern desselben heraus aber vernahm man Ächzen und Stöhnen und dazwischen den Ruf: „Hilfe, Hilfe! ich verbrenne!" Mit dem Glockenschlage Eins war alles verschwunden, und nur auf dem Hügel konnte man am andern Morgen noch die übermäßig großen Hufabdrücke eines Pferdes sehen.

Seitdem der Hügel eingeebnet ist, scheint der Oberst Ruhe gefunden zu haben.

222. Der Trümmelmann.

Der alte Fritz hatte einen Trümmelmann (Trommler), den er sehr liebte, denn solange der die Trommel rührte, ging im Felde alles gut. Zuletzt freilich nützten dem Fritz auch seine Siege nichts mehr, denn das Geld ging ihm aus; er trug schon löcherige Stiefel, in die das Wasser hineinlief, und stieg deshalb lieber gar nicht mehr vom Pferde. Da rief er den Trümmelmann heran und sprach zu ihm: „Trümmelmann, du mußt my eenige Schäpel Geld anschaffen, kieke



mal, wo du ditt herkryjst!“ Der Trümmelmann machte ein trauriges Gesicht; dann aber fiel ihm ein, daß man von dem alten Amtmann von Chorin, einem argen Geizhals und Zauberer, erzähle, er habe ungezählte Fässer Goldes in heimlichen Kellern stehen. Da mußte er hin.

Er macht sich auf, und wie er in Chorin ankommt, sieht er die Arbeitsleute sich keuchend abmühen bei der Ernte, denn dem harten Amtmanne ging alles nicht schnell genug. Trümmelmann stellt sich hin und beginnt seine Trommel zu rühren. Gleich bei den ersten Wirbeln beleben sich die Mienen und die Glieder der Arbeiter, und bald geht die Arbeit, als hülfen hundert unsichtbare Hände. Das gefiel dem Amtmann, und er sann schon darauf, die wunderbare Trommel an sich zu bringen.

In der Nacht schlief der Trümmelmann nach schlechtem Abendessen in der Bräustube. An diese stieß eine kleine Kammer, durch eine schmale offene Spalte mit ihr verbunden, in die einzutreten der Amtmann ihm streng verboten hatte. Gegen Mitternacht erwacht der Trümmelmann von dem Geräusch schlürfender Schritte in dieser Kammer. Dann hört er eine schwere Tür gehen, und dumpfe Kellerluft dringt bis zu ihm hin. Nach einiger Zeit scheint die schwere Tür sich wieder zu schließen, und die Schritte entfernen sich.

Das muß der Trümmelmann untersuchen. Er betritt die Kammer, macht Licht mit seinem Zunder und trommelt leise mit seinen Trommelstöcken an den Wänden hin. Auf einmal weicht ein Teil der Wand zurück, eine steile Treppe zeigt sich, und in dem Keller, zu dem sie führt, stehen mehrere Reihen Fässer übereinander. Da also war der Schatz. Der Trümmelmann steigt hinab, aber heben kann er keines der Fässer, so schwer sind sie.

Am nächsten Morgen geht alles wie Tags zuvor; der Amtmann ist noch ungeduldiger, und Trümmelmann muß trommeln, bis ihm die Hände lahm werden. Endlich, als schon der Vollmond heraufsteigt, ist die letzte Fuhre, ein Fuder Erbsen, herein.

Der geizige Amtmann aber kümmert sich nicht mehr um seinen treuen Helfer und bietet ihm nicht einmal ein Abendbrot. Da sucht Trümmelmann in Hunger und Ärger



die Erbsen auf, die beim Einfahren der letzten Fuhre zur Erde gefallen sind, um sich daraus selbst ein Gericht zu kochen.

Als er aber die Bräustube betritt, wo er die vorige Nacht geschlafen hat, fällt ihm etwas ein. Er geht in die Nebenkammer, läßt die Wand zurückweichen und streut auf die Treppe, die zum Keller führt, einen Teil der Ebsen vorsichtig aus. Dann kocht er sich die übrigen Erbsen und legt sich nieder.

Alles kommt, wie in der vorigen Nacht. Aber auf die schlürfenden Schritte und das Ächzen der Tür folgt diesmal ein dumpfer Fall und ein furchtbarer Schrei. Dann ist alles still. Als Trümmelmann nachsieht, liegt der Geizhals am Fuße der Treppe tot da, mit verdrehtem Gesicht.

Nun war der König Erbe des einsamen, erbenlosen Geizkragens. Trümmelmann will gleich am Morgen fort, es ihm zu melden. Wie er aber heraustritt, hört er Pferdegetrappel, und bald steht der Fritz mit wenigen Getreuen selbst vor ihm und ruft: „Trümmelmann, es steht schlecht, vielleicht kannst du noch helfen mit dem Geld und deiner Trommel!" Da berichtet Trümmelmann, was er erlebt hat. Neun volle Wagen Goldes läßt der König abfahren, und nun nahm der Krieg bald eine bessere Wendung und kam zu gutem Ende.

225. Reckins Grab im Krämer bei Felefanz.

In dem zwischen Spandau und Kremmen gelegenen Walde, der den Namen „der Krämer" führt, steht an einem Kreuzwege eine uralte, jetzt hohle Eiche. Die eigene Krone ist längst dahin; doch hat der morsche Stumpf noch einen frischen Ast getrieben, welcher sich wieder baumartig verzweigt. Der Baum war bereits vor hundert Jahren hohl, und die Volkssage berichtet, daß sich im Jahre 1806 oder 1807 der Förster Reckin vom nahen Forsthaus Krämerpfuhl häufig darin versteckt habe, um einzelnen oder in kleinen Trupps vorüberziehenden Franzosen aufzulauern. Er erschoß die verhaßten Feinde von seinem Versteck aus, und entkam einmal ein Franzose, so wußte er doch niemals zu sagen, wer geschossen habe. So trieb Reckin längere Zeit sein Wesen, und mancher Franzose mußte sein Leben lassen. Schließlich aber, als er wieder einmal einen Feind niederknallte, bemerkten nach-



folgende Kameraden des Erschossenen den aufsteigenden Pulverdampf und erkannten daran, woher der Schuß gekommen war. Sie umstellten den Baum und erschossen den Förster. Begraben wurde Reckin am Börnicker Wege, etwa dreihundert Schritte westlich von der Eiche. Ein flacher Hügel von einigen Metern Länge wird als „Reckins Grab" bezeichnet. Vorübergehende Waldarbeiter und beerensuchende Weiber werfen Kiefernzweige auf das Grab, „um dem Reckin eine Ehre zu erweisen".

XXI. Familien- und Wappensagen.

224. Die von Arnim.

Das Arnimsche Wappen sind zwei silberne Balken im roten Felde. Wie die Familie zu diesem Wappen gekommen sein soll, darüber erzählt man sich in der Uckermark folgendes:

Es soll im Kampfe gegen die Friesen gewesen sein, als sich das Heer vor der feindlichen Übermacht zurückziehen mußte. Über eine hölzerne Brücke hatten sich die Flüchtigen soeben aufs sichere Ufer gerettet, als die Verfolger heranstürmten. In der Eile konnte noch der Brückenbelag abgerissen werden bis auf zwei Balken, auf denen die Friesen nachzudrängen suchten. Ein Junker von Arnim soll mit dem Degen in der Hand den Feinden den Übergang versperrt haben. Zur Belohnung wurde er von seinem Fürsten zum Ritter geschlagen und führte von da ab zwei silberne Balken im roten Felde als Wappen. —

Über die Herkunft der Arnims weiß die Sage folgenderweise zu berichten:

Dät is nu all lang' her, dunn is in Suckow 'n Scheper west, de het Arndt heten. De het eens schön'n Dags an'n Uckersee sine Schap högt. As he so hinner sine Schap stunn, un knütt't 'n Por witte Strümp, dunn kümmt da de Markgraf von Brandenburg angeräden. De het grad'n Krieg hat mit de Pommern. He was besiegt word'n un woll sich nu retten. Dabei is he an'n Uckersee kam'n, grad an de Stell', wo de Scheper Arndt högte.



Nu wull he över de Ucker un de Pommern in de Flank' fallen. Wo aber över kam'n?

Da hat em Scheper Arndt 'ne flacke Stell' wist; dörch de is de Markgraf met sine Mannschaft dörchräden. He het de Pommern besiegt, un as he torügg kem, het he den Scheper an deselbe Stell' troffen.

He woll'n belohn'n un bot em Geld an, de Scheper aber woll nischt nähm'n.

Da sä de Markgraf dremal: „Arndt, nimm!" un woll em Geld gäb'n, aber de Scheper het't nich dahn.

Dunn het de Markgraf seggt, denn will he em anners belohn'n; he het'n adlig makt und het em den Nam'n von Arnim gäb'n.

225. Die Herkunft derer von Bredow.

Wie die Bredows ins Land gekommen, erzählt man sich so. Der Teufel hatte einmal Musterung auf der Erde gehalten und alle die Edelleute, die nicht mehr gut tun wollten, in einen großen Sack gesteckt und den auf den Rücken getan und ist lustig damit zur Hölle geflogen. Wie er nun über dem jetzigen Friesack ist, so streift der Sack etwas hart an die Spitze des Kirchturms, so daß ein Loch hineinreißt und eine ganze Gesellschaft von Edelleuten, wohl ein Viertel der Bewohner des Sackes, herausfallen, ohne daß der Teufel es merkt. Das sind aber die Herren von Bredow gewesen, die nun nicht wenig froh waren, den Krallen des Teufels für diesmal entronnen zu sein. Zum Andenken nannten sie nun die Stadt, wo der Sack das Loch bekommen und sie befreit wurden, Frie-Sack, und von hier haben sie sich dann über das ganze Havelland verbreitet, wo sie einst so dicht beieinander saßen, als wären sie ordentlich „gesäet", und wo bekanntlich noch eine große Menge von Rittergütern in ihrem Besitz ist. Sie haben ihnen damals auch die Namen gegeben, und zwar meist nach der Richtung des Weges, den die einzelnen einschlugen.

Der älteste der Brüder nämlich, der in Friesack blieb, sagte zum zweiten: „Ga beß (besser) hin," da nannte dieser den Ort, wo er sich niederließ, „Beßhin", woraus nachher Pessin wurde; ein dritter ging von Friesack, das am Rande des mächtigen havelländischen Luches liegt, landeinwärts;



darum nannte er seine Ansiedlung „Land in“; ein vierter ging denselben Weg entlang wie der zweite und baute „Selbelang“; ein fünfter ging von dort aus rechts zu (rechts too) und baute Reetzow, und der letzte endlich nannte sein Dorf Bredow.

226. Das Wappen der Bredows.

Im Ardennerwalde lag in alter Zeit eine Feste auf so schroffer und unzugänglicher Höhe, daß sie noch jedesmal den feindlichen Stürmen getrotzt hatte. Als einst deutsche Ritter, unter denen ein junger Bredow war, davor lagen, ließ die stolze Unbezwinglichkeit der Burg diesem keine Ruhe; Nacht für Nacht umschlich er den Bau, um herauszufinden, wo etwa doch ein Aufstieg wäre. Da sah er einst, als der Mond hell schien, einen Steinbock auf halber Höhe des Burgfelsens. Der zierliche Schatten tauchte auf und verschwand wieder. Endlich stand das edle Tier deutlich sichtbar gegen den weißlichen Himmel auf einem Felsblock, unmittelbar unter der Mauer der Feste. Bredow war gespannt jeder Bewegung des Tieres gefolgt und hatte sich genau den Weg gemerkt. In der nächsten Nacht untersuchte er selbst den Pfad. In der dritten kletterten die Mannen eng hintereinander und vorsichtig in der Stille herauf, setzten oben eine Leiter an die Mauer und überwältigten die überraschte Besatzung. Zum Andenken an das kühne Kletterwagnis führen die Bredows den Steighaken im Wappen.

227. Das Wappen derer von Kroecher.

Das silberne Kamel, das auf blauem Grunde im Wappen der Familie von Kroecher einherschreitet, erinnert an eine Begebenheit, die auf einem Kreuzzuge im fernen Morgenlande sich abspielte. Zwei Ritter von Kroecher machten einst mit wenigen Mannen eine Streife durch die Wüste. Da sahen sie eine Heidenschar auftauchen, in deren Mitte ein hoch beladenes Kamel schritt. Als sie näher kamen, entdeckten sie, daß oben auf dem Kamel eine Christenfrau saß, die mit Stricken gefesselt war. Sogleich legten sie die Lanzen ein und griffen die Heiden an, die nach hartem Kampfe auch in die Flucht geschlagen wurden. Nun befreiten sie die Christin und gaben ihr das Geleit bis zur ersten christlichen



Stadt des Morgenlandes. Des zum Andenken führen die von Kroecher seither das Kamel im Wappen.

228. Das stolze Fräulein von Lochow.

Viele Jahrhunderte lang zählten die von Lochow auf Nennhausen im Westhavellande zu den reichsten Geschlechtern der Mark. Aber ihr Reichtum machte sie übermütig. Als einst ein Fräulein von Lochow mit einem schwedischen Kriegsmann sich vermählte, ging es hoch her auf Schloß Nennhausen. Die Braut rühmte sich ihres Glückes und Reichtumes, und als der Hochzeitszug am Gröninger See entlang führte, warf das stolze Fräulein im Übermute einen kostbaren Ring, der wohl den Wert eines Rittergutes besaß, in die Flut. Die Gäste erschraken, und ihr Entsetzen wuchs, als drei Tage später — denn die Hochzeitsfeier währte 8 Tage — die Braut den Ring in dem Magen eines Fisches wiederfand, der auf silberner Schüssel ihr vorgesetzt wurde. Die meisten reisten ab. Von Stund an schwand auch das Glück aus dem Hause Lochow; der Feind kam ins Land und zerstörte den Besitz, bis der letzte Lochow verarmt die Heimat verließ.

229. Von Loeben.

Ein Ritter von Loeben kämpfte einst gegen die Mauren in Afrika und geriet in ihre Gefangenschaft. Es galt bei den Mauren nicht als unritterlich, Gefangene zu töten; aber die maurische Königin ließ ein Schachbrett bringen und sprach zu dem Ritter: „Spiele um dein Leben.“ Da saßen sie am Schachbrett vom Morgen bis zum Abend, und es war ein heißer Streit des Scharfsinns zwischen ihnen; aber als die Sonne sank, hatte der Ritter die Königin matt gesetzt. Er behielt das Leben, stieg zu hohen Würden im Maurenreiche auf und kehrte endlich mit Schätzen beladen in die Heimat zurück. Seither steht der Mohr im Schilde der Loeben.

230. Von der Marwitz.

Das Wappen des märkischen Geschlechts von der Marwitz zeigt im blauen Felde einen goldenen ausgerodeten Stamm, dem oben zwei einzelne Äste entsprießen, und am Schildesrande das Wort „revirescit“: „er schlägt wieder aus“. Mit diesem Abzeichen hat es nach der Sage folgende Bewandtnis:



Das Geschlecht der Marwitz war einst bis auf eine Jungfrau ausgestorben; der nahte sich ein junger Ritter, den sie lieb gewann und dem sie gern ihre Hand gereicht hätte. Aber es bekümmerte sie tief, daß nach ihrer Vermählung der Name Marwitz verschwinden solle. Da reiste sie mit Zustimmung ihres Bräutigams zum kaiserlichen Hofe und bat den Kaiser zu gestatten, daß ihre künftigen Kinder den Namen der Mutter führen dürften. Der Kaiser gewährte es und von der Marwitz nannten sich seitdem die Sprossen des Geschlechts. Der alte Stamm hatte neues Leben gewonnen.

251. Von Münchow.

Eines alten Helden Bernhard Manchow sehnlichster Wunsch war, in die Tafelrunde des großen Königs Karl aufgenommen zu werden, die die Blüte der christlichen Ritterschaft vereinigte. Aber lange sind seine Verdienste dazu nicht ausreichend befunden worden. Da war er eines Tages verschollen. Sechs Jahre vergingen, ohne daß man von ihm hörte. Wieder saß König Karl mit seinen Auserwählten an der Tafel, da tat sich die Tür auf, und der lange Vermißte trat ein, hinter sich drei gekrönte Mohren; die fielen vor König Karl nieder und huldigten ihm als ihrem Herrn. Ritter Manchow war im fernen Orient gewesen, hatte die Reiche dieser Mohren unterworfen und führte die Könige nun Karl, als dem Herrn der Christenheit zu. Da ward ihm ein Ehrenplatz an der Tafel, und der Ritter führte fortan in seinem Wappen drei Mohrenköpfe auf silbernem Grunde; die Münchows sind seine Nachfahren.

252. Der Ahnherr derer von Wedell.

Der Wendenkönig von Brandenburg jagte einst in den märkischen Wäldern, und an seiner Seite ritt Schön Bertha, seine Tochter. Der Tag war warm, und der scharfe Ritt machte die Jäger durstig. Sie lenkten zu einer Mühle hin und saßen ab. Schön Bertha stand neben dem klappernden Rade, als der Müllersknecht ihr einen Becher kühlen Wassers brachte. Sie trank begierig, ohne des Räderwerks zu achten. Plötzlich ward ihr Kleid von dem Rade erfaßt; sie mußte im nächsten Augenblicke mitgerissen werden. Da griff der Mühlknecht mit seinen Händen in das Rad und hielt es für

einen Augenblick auf, währenddessen die Prinzeß ihr Kleid lösen konnte. Aber seine Hand war gebrochen. Bertha weinte um ihn. Da erteilte der König dem wackeren Burschen den Ritterschlag und gab ihm Bertha zur Gemahlin. „Zwei schöne Hände gebe ich dir für deine gebrochene," sagte er, „im Wappen aber führe du das Mühlrad." — Die von Wedell sind die Enkel des Mannes mit der gebrochenen Hand.

XXII. Ortssagen.

233. Das Steinkreuz an der Marienkirche zu Berlin.

Am Turmeingang der Marienkirche steht ein Steinkreuz; das ist fast 600 Jahre alt. An demselben bemerkt man vorn fünf Löcher; darin waren früher die Eisenstäbe der „ewigen Lampe" eingelassen, die Tag und Nacht brennen mußte.

Über das Kreuz wird mancherlei erzählt.

So soll einst der Baumeister, als die Kirche fast vollendet war, mit dem Teufel sich eingelassen und im Kartenspiel die gesamten Baugelder verloren haben. Der Teufel gab ihm zwar alles zurück; doch mußte der Baumeister dafür versprechen, beim Bau der Gewölbe einen Fehler zu machen, so daß diese am Einweihungstage über den Gläubigen zusammenbrächen. Der Baumeister dachte aber den Teufel zu betrügen und führte die Gewölbe regelrecht auf. Als nun die Einweihungsfeier vorüber war, lauerte der Teufel an der Tür. Zuletzt kam der Baumeister heraus; da griff der Teufel zu und drehte ihm den Hals um. Zum Andenken daran soll das Kreuz errichtet worden sein.

Es wird aber auch gesagt, ein Zinkenbläser sei am ersten Sonntag nach Vollendung der Kirche in der Frühe auf den Turm gestiegen. Dort oben blies er ein Lied zu Gottes Ehre. Das ärgerte den Teufel; darum warf er den Mann vom Turme herab. Doch blähte ein Windstoß den Mantel des Zinkenbläsers auf, der nun sanft herniederglitt. Zur Erinnerung an die glückliche Errettung errichtete man später das Kreuz.

Die meisten aber halten das Kreuz für ein Wahrzeichen aus der Zeit der Markgrafen und sagen, die Berliner hätten es zur Strafe oder Sühne setzen müssen, weil das Volk den Propst von Bernau erschlagen hatte. Propst Nikolaus von

Bernau soll ein Anhänger des Herzogs Rudolf von Sachsen gewesen sein, der nach Markgraf Waldemars Tode Ansprüche auf die Mark machte, während die Berliner zu ihrem Landesherrn, dem Markgrafen Ludwig dem Älteren, hielten. Da erschien Propst Nikolaus in Berlin, ging in die Marienkirche und hielt eine heftige Rede gegen die Berliner, weil sie den Herzog Rudolf nicht anerkennen wollten. Dabei nannte er sie „Verblendete“ und „Schurken“. Es war aber an dem Tage gerade Markt in Berlin, und viele Menschen hatten sich auf dem Platze bei der Marienkirche eingefunden. Bald pflanzte sich die Rede des Propstes von Mund zu Munde fort bis zu der Menge draußen auf dem Neuen Markte. Die Leute drangen in die Kirche, holten den Propst von der Kanzel, zerrten ihn bis zur Tür und erschlugen ihn. Dann errichteten sie auf dem Neuen Markte einen Scheiterhaufen und verbrannten die Leiche. Das geschah wahrscheinlich am 16. August 1325. Es wird auch gesagt, der Propst habe zwar noch Zeit gehabt, in die Propstei zu flüchten, sei aber von dem wütenden Volkshaufen herausgeholt und auf dem Neuen Markte lebendig verbrannt worden.

Nun wurde der Bann über Berlin ausgesprochen; es durften keine Glocken geläutet, Brautpaare nicht getraut, Kinder nicht getauft werden, und kein Priester folgte dem Sarge. Erst 10 Jahre nach dem Morde wurde festgesetzt, daß die Berliner zur Sühne eine hohe Summe Goldes zahlen, in der Marienkirche einen neuen Altar bauen und an der Stelle des Mordes ein 2 Faden (3 bis 4 Meter) hohes Steinkreuz mit einer ewigen Lampe errichten sollten.

234. Der versteinerte Kalbsbraten in der Petrikirche.

Bei einer wohlhabenden Bürgerin zu Cölln an der Spree sprach einst ein armes, krankes Weib vor und bat um Gottes Barmherzigkeit willen um ein kleines Stück von dem Kalbsbraten, der auf dem Mittagstische der Familie stand. Aber die hartherzige Hausfrau wies sie schroff ab. Da ward unter ihren Augen der Kalbsbraten zum Steine. Tief erschreckt im Gewissen beichtete die Frau ihre Unbarmherzigkeit und ließ zur Buße den versteinten Kalbsbraten in der Cöllnischen Kirche (der heutigen Petrikirche in Berlin) an einer Kette



aufhängen. Dort hing er, bis nach Einführung der Reformation das Volk auf solche alten Bußzeichen weniger achtete und ein Bürger ihn entfernte und in seine Behausung brachte.

235. Die beiden Seiltänzer auf dem Gensdarmenmarkte zu Berlin.

Zur Zeit Friedrichs des Großen lebte in Berlin ein Seiltänzer, der die Leute durch seine Künste oft ergötzte. Da kam eines Tages ein Franzose angereist, der jenem den Ruhm streitig machen wollte und öffentlich ausrufen ließ, er verstehe seine Sache besser als jeder andere. Das hörte auch der alte Fritz, und da gerade die Türme der beiden Kirchen auf dem Gensdarmenmarkte fertig geworden waren, ließ er von der Spitze des einen bis zu der des andern ein Seil spannen und befahl, daß die Künstler nun zeigen sollten, wer der geschicktere sei. Beide stiegen gleichzeitig auf das Seil, der Franzose an dem einen Ende, der Berliner am andern. Dann schritten sie aufeinander zu. Als sie aber in der Mitte zusammentrafen, wußte anfangs keiner, wie er am andern vorbeikommen sollte. Endlich sagte der Berliner: „Duck dich, Franzose!" schwang sich hurtig über den Gegner fort und erreichte glücklich den andern Turm. War nun das Seil zu sehr ins Schwanken geraten oder hatte der Franzose bei dem Jubel des Volkes die Geistesgegenwart verloren — genug, er verlor das Gleichgewicht, stürzte ab und brach den Hals. Seitdem nannten die Leute die Kirche, bei welcher der Franzose seinen Marsch begonnen hatte, den „französischen" und die andere den „deutschen Dom". Und das war ganz richtig; denn im französischen Dom war schon vordem für die in Berlin lebenden Franzosen Gottesdienst abgehalten worden.

236. Die schwarzen Brüder.

An einem Hause in der Brüderstraße zu Berlin nahe beim Schloßplatze soll früher ein Bild zu sehen gewesen sein; darauf bemerkte man vier Männer, die auf einem Pferde ritten. Das waren vier Brüder; die wohnten zusammen, aßen aus einer Schüssel, tranken aus einem Becher und waren einander in herzlicher Liebe zugetan. Darüber ärgerte sich der Teufel, und er beschloß, die Eintracht zu stören.



Er nahm die Gestalt eines schönen Mädchens an und wandelte vor dem Tore, wo die vier Brüder abends spazieren gingen, auf und ab. Allen gefiel das Mädchen, und einer stahl sich nach dem andern fort, um mit der Unbekannten allein zu sprechen. Da trafen sie denn plötzlich alle vier zusammen und merkten nun erst, daß der Teufel sie genarrt hatte. Der hatte sich jedoch arg verrechnet. Die Brüder sahen nämlich ihr Unrecht ein und gelobten, nie wieder voneinander zu lassen. Sie lebten einträchtig miteinander wie zuvor, gingen nie einzeln aus dem Hause, und wenn sie ausritten, saßen sie alle auf einem Roß. So stellte man sie auf dem Bilde dar. Allen Freuden der Welt entsagten sie, um sich nicht wieder zu entzweien; daher trugen sie einen schwarzen Mantel, weshalb man sie die schwarzen Brüder genannt hat. Ihre Reichtümer benutzten sie dazu, zwischen der Brüderstraße und der Breiten Straße ein Kloster zu bauen, dessen Gebäude noch 200 Jahre gestanden haben, nachdem Kurfürst Joachim II. das Kloster um 1540 aufgehoben hatte.

257. Der Scharfrichter als Heilkünstler.

Die Scharfrichter haben allezeit den Ärzten ins Handwerk gepfuscht; aber zur Zeit Joachims I. hat einmal der Scharfrichter von Berlin eine ganz absonderliche Kur angewandt. Da lagen einst am grünen Donnerstag drei Bettler vor der Klosterkirche der schwarzen Brüder gegenüber dem Schloß, taten gar jämmerlich, als hätten sie die Krämpfe, und lahm stellten sie sich auch. Meister Hans, der Scharfrichter, hatte aber die Leute genau angesehen und bemerkt, daß der Schaum vor ihrem Munde eitel Seifenschaum war. Da fragte er den Kurfürsten, ob er die drei wohl gesund machen dürfe. Als der's nun erlaubte, zog er eine Knotenpeitsche unter dem Wams hervor und schlug so unbarmherzig auf die Krüppel los, daß eine Staubwolke aus ihren Kitteln aufstieg. Da haben dann die Krüppel schnell ihre Messer gezogen, aber nicht, um sich zu wehren, sondern um die Stricke zu zerschneiden, mit denen sie die Beine unter dem Leibe zusammengebunden, sind aufgesprungen und schnell über die lange Brücke bis ans Georgentor gelaufen. Meister Hans aber hat ihnen bis dahin das Geleit gegeben und seine Knotenpeitsche die Musik dazu gepfiffen. Der Kurfürst



war ein gar ernster Mann; aber diesmal hat er denn doch gelacht und den Meister Hans gelobt, der sich seitdem seines besonderen Wohlwollens zu erfreuen hatte.

238. Der Schweinskopf.

Nahe dem Johannisstift in Plötzensee bei Berlin liegt ein altersgraues Häuschen; das ist der „Schweinskopf". Da soll vor einigen hundert Jahren über der Tür der Kopf eines Wildschweines zu sehen gewesen sein, und der Wirt der kleinen Schenke einen Mauerstein mit der Jahreszahl 1534 besessen haben. Heute erinnert an jene Zeit nur noch ein Bild des Kurfürsten Joachims I. an der Wand des Gastzimmers.

Beim „Schweinskopf" soll einst ein wütender Eber diesen Kurfürsten niedergerannt haben. Joachim wäre verloren gewesen, hätte nicht ein Köhler, der in der Nähe den Meiler bediente, seinen Hilferuf gehört. Mit der Schürstange eilte der Brave herbei und erschlug den Eber. Zum Dank erbaute ihm der Kurfürst das Haus und erlaubte ihm, einen kleinen Ausschank einzurichten. Der Köhler aber nagelte zur Erinnerung den Kopf des Ebers als Wirtshausschild über der Tür fest, wie die Jäger tun, die an ihrem Hause das Geweih eines Hirsches anbringen. Das geschah genau ein Jahr vor dem Tode des Kurfürsten.

239. Der Schimmel von Mollwitz.

In der Nähe des Schlosses in Niederschönhausen bei Berlin, in dem die Gemahlin des großen Königs wohnte, bemerkt man zwischen zwei großen Kastanien einen Hügel dicht neben der Straße. Das ist, wie die Leute sagen, das Grab des Schimmels von Mollwitz, der durch seine Schnelligkeit dem Könige in der Schlacht das Leben rettete. Das Tier erhielt später das Gnadenbrot, und als es schließlich starb, ließ es die Königin dicht neben dem Schlosse begraben.

240. Das Gutstor von Klein-Machnow.

Das ansehnliche Einfahrtstor zum Gute von Klein-Machnow im Kreise Teltow, das der alten Kirche gegenüber liegt, zeigt oberhalb des Torbogens das schlangenhaarige Haupt einer Gorgo. Das Volk, ohne Kenntnis jener grie-



chischen Sagengestalt, erzählt von der Bedeutung des unheimlichen Kopfes die folgende Geschichte.

Im Dorfe lebte einst eine Jungfrau, die war schön und stark, aber nicht minder hochmütig. Ihre spitze Zunge hielt sich vor niemandem zurück. Eines Sonntagmorgens, als die Dorfleute schon auf dem Kirchgange waren, sah man sie noch mit schweren Wassereimern herum hantieren und den Weg zum See nehmen. Die Kirchengänger riefen ihr zu: „Noch am Werke? Laßt endlich gut sein, die Glocken läuten schon!“ Sie aber gab übermütige und schnippische Antworten. Zuletzt, als sie die Mahnung immer wieder hören mußte, sagte sie etwas, das war eine arge Lästerung Gottes. So kam sie zum See hinab und bückte sich tief hernieder, um das Wasser zu schöpfen. Da rauschte auf einmal der See gewaltig auf, und Schlangen und Ungeheuer schossen ihr aus dem Wasser und Schilf entgegen. Ehe sie sich noch aufrichten konnte, hatte eine Schlange sie an der Schläfe gestochen, daß sie sterben mußte. Da hat man denn zur mahnenden Erinnerung am Gutstor den Mädchenkopf angebracht, um den sich Schlangen ringeln.

241. Die Totenkronen in der Kirche von Klein-Machnow.

In der Mark war es bis vor einem Menschenalter Sitte, einem Verstorbenen aus künstlichen Blumen eine „Totenkrone“ zu flechten, die man auch mit seidenen, oft kostbar gewirkten Bändern durchzog. Beim Leichenzug lag diese Krone auf dem Sarge, bisweilen wurde sie auch dem Toten auf das Haupt gesetzt. Nach der Bestattung aber wurde sie in der Kirche aufgehangen zur dauernden Erinnerung für die Lebenden. In der Kirche von Klein-Machnow sind noch zwei solche Kronen. Die eine hat nach der Sage ein Fräulein aus der Familie von Hake, der Klein-Machnow gehört, im Wahnsinn geflochten, als unvermutet die Nachricht vom Tode ihres Bräutigams sie getroffen hatte; die andere sollen junge Burschen geflochten haben, als bei einer Rauferei einer der ihrigen zu Tode gekommen war.

242. Die Gründung von Nowawes.

Der alte Fritz befahl einst, in der Nähe von Potsdam ein Dorf anzulegen. Der Baumeister sollte mit dem Markt-



platz beginnen und eine Kirche daraufsetzen. Als nun der Baumeister fragte, wie der Platz denn aussehen sollte, nahm der König seinen Dreimaster vom Kopf, warf ihn auf den Tisch und sagte: „So soll er aussehen!“ Darum ist der Marktplatz in Nowawes dreieckig geworden.

Die Bauleute hatten längst angefangen, in Nowawes Straßen anzulegen und Häuser zu errichten; aber noch immer hatte der Ort keinen Namen. Da kam einst der Alte Fritz vorüber und fragte die Maurer: „Wie soll denn das neue Dorf heißen?“ Die wußten's natürlich auch nicht, und einer von ihnen antwortete dem Könige: „No, wer weeß?“ „Gut,“ sagte der König, „so soll es heißen;“ und nannte den Ort „Nowawes“.

243. Die Verwünschte in Sanssouci.

In Potsdam, im Königlichen Park Sanssouci liegt ein schlafendes Mädchen hinter einem hohen Grottentore. Auf dem Torbogen sitzt ein Adler, der in seinem Schnabel eine große vergoldete Schlange hält. Das Mädchen ist einst verwünscht worden, niemand weiß heute mehr warum. Wenn aber ein kühner Reiter es wagen wird, mit seinem Pferde dort über den 30 Fuß hohen Torbogen zu springen, dann wird er die schlafende Jungfrau erlösen.

244. Das Straßenpflaster von Potsdam.

Um 1540 war das Pflaster in den Straßen Potsdams in einen unleidlichen Zustand geraten: kein Wagen, kein Reiter kam mehr glatt hindurch, die Fußgänger kollerten gegeneinander und bedachten sich dann ausgiebig mit freien Titeln, die sie vorzugsweise aus dem Reich der Vierfüßler wählten. So war Potsdam berühmt geworden durch sein schlechtes Pflaster und sein vieles Schimpfen. Da fand der Magistrat ein Mittel, um ohne Kosten beiden übeln gleich zu steuern: er erließ eine Verordnung, nach welcher jeder, der einen Mitbürger einen Schafskopf nannte, zwei Ruten ins Geviert zu pflastern hatte. Der „Ochse“ ward mit drei Ruten neuem Pflaster gesühnt, der „Esel“ mit vier, und so hatte jedes Tierlein seine Taxe. Die Stadtknechte paßten brav auf, und hatten bald so viele übertreter gefaßt, daß die Plätze bei der Kirche und beim Rathaus ihr neues Pflaster bekamen, und



mit der Zeit konnten auch die anderen Straßen alle herankommen. Zugleich ward der Ton des Verkehrs um vieles freundlicher und zuletzt fast anmutig.

245. Der hungrige Wolf.

Ohngefähr fünfhundert Schritt vom Dorfe Lietzen an dem alten Wege nach Nauen liegt seit undenklichen Zeiten ein aus einem Feldsteine roh gearbeitetes Kreuz, von dem aber jetzt schon ein Arm ab ist. Die Leute erzählen darüber:

Es kam einmal eine Frau mit Semmeln aus Nauen. Da wurde sie von einem Wolfe verfolgt. In ihrer Angst warf sie demselben eine Semmel hin; als aber der Wolf diese verzehrt hatte, kam er der Frau wieder nach, und diese warf ihm nach und nach all ihre Semmeln hin und glaubte, sie würde unterdessen das Dorf erreichen. Noch fünfhundert Schritte davon entfernt, hatte sie jedoch keine Semmeln mehr, und der Wolf fiel sie an und fraß sie. Zum Andenken richtete man an dieser Stelle jenes Steinkreuz auf.

246. Der Rabe mit dem Ringe am Rathenower Tor zu Brandenburg.

Auf der Spitze des Rathenower Tors zu Brandenburg sieht man einen Raben, in dessen Schnabel ein Ring mit daran befindlicher Kette sichtbar ist. Das Wahrzeichen hat folgende Bedeutung:

Als das Land noch katholisch war, kam einem der Brandenburger Bischöfe einst ein Ring weg, und da, so viel er auch hin und her sann, wer ihn genommen haben könnte, doch sein Verdacht sich immer wieder auf einen Diener lenkte, der allein in seinem Zimmer gewesen war, so befahl er, daß dieser wegen des Diebstahls mit dem Tode bestraft werde, und der Befehl wurde auch sogleich vollzogen. Darauf vergingen einige Jahre. Da wurde an dem Dache eines der Kirchtürme etwas gebessert, und man fand viele Rabennester und wunderbarerweise in einem derselben den Ring, um dessentwillen der arme Diener hingerichtet worden war.

Da hat der Bischof jenes Wahrzeichen machen lassen, daß es für ewige Zeiten zur Warnung diene.



247. Das Finkennest.

Zwischen den Städten Brück, Belzig und Brandenburg dehnt sich ein großer Kiefernwald aus, der nach seinem Besitzer die Brandtsche Heide heißt. Ein großer Teil derselben, nach Brandenburg zu, wird aber im Volke das „Finkennest" genannt. Der Name soll alt sein und der Besitzer des Waldes es diesem Namen verdanken, daß er sehr billig zu dem Forste kam.

Ein Herr von Brandt bot nämlich Friedrich dem Großen an, ihm das „Finkennest" abzukaufen, der König möge den Preis bestimmen. Wie nun Friedrich den Namen Finkennest liest, lacht er und sagt zu seinem Hofnarren: „Soll wohl ein König ein Finkennest verkaufen? Wollen's ihm lieber gleich schenken!" Und er schreibt auch gleich an den Rand: „Das Finkennest kann er geschenkt kriegen." Brandt, darüber hoch erfreut, setzt gleich einen Dankbrief an den König auf. — Später sagt Friedrich einmal zu seinem Narren: „Wollen doch mal hin und uns das Finkennest ansehen!" Er kommt also zum Oberförster, der ihn in der Forst herumführen und ihm das Finkennest zeigen muß. — Als der König nun die Größe des verschenkten Waldes sah, wurde er unwillig über seine rasche Freigebigkeit und sagte: „Das ist einmal gewesen, daß ich ein Finkennest verschenkt habe, aber nie wieder! Nun hat er's aber, und es soll auch sein bleiben!"

248. Der Siebenbrüderweg zwischen Rädel und Beelitz.

Zwischen dem Dorfe Rädel (Zauch-Belzig) und Beelitz befindet sich in den Wäldern des Reviers Möllendorf ein viel gewundener Weg, der sich durch die Heide der früher sächsischen Dörfer Busendorf, Canin und Kleistow fortsetzt und der Siebenbrüderweg genannt wird. An diesem Wege befinden sich in Abständen von etwa drei Kilometern rechts und links Malhügel, Grenzhügeln gleich; an sie knüpft die Sage von den sieben Brüdern an.

Sieben Brüder, die als Leinweber ihr Brot nur kümmerlich verdienten, trugen von Rädel die fertige Leinwand nach Beelitz zum Verkauf. Eines Tages war ihnen nur wenig Erlös dafür geworden, so daß sie nicht einmal ihren Hunger davon stillen konnten; es reichte gerade zu einigen Semmeln,



die sie in Beelitz einkauften und auf dem Rückwege verzehrten. Bei der Teilung der letzten, sechs Helling großen Semmel entstand unter den sieben Brüdern Streit. Sechs schlugen hierbei den Besitzer der letzten Semmel tot. Nun konnte eine gerechte Teilung stattfinden. Sie verscharrten den Erschlagenen und gingen weiter ihres Weges. Der die Semmel an sich gebracht hatte, aß bereits. Als aber die fünf Brüder auf redlicher Teilung bestanden, aß er immer weiter und reizte dadurch die anderen, die ihn nun auch erschlugen. So setzte sich's weiter fort, bis der letzte, als er den Rest der an sich gebrachten Semmel an einem Kreuzwege verzehrt hatte, von großer Reue geplagt, sich das Leben nahm.

Stillschweigend, fast ehrfürchtig legt jeder Wanderer, der an den Hügeln vorbeikommt, ein Reis oder einen Stein darauf und sorgt unbewußt zur Erhaltung der Hügel und der Sage.

249. Kloster Chorin.

Das Kloster Chorin hat nicht immer an der Stelle gestanden, wo man noch jetzt die schönen Ruinen desselben sieht, sondern es hat ehemals in der Nähe des großen Paarsteiner Sees auf dem Rosmarinenberge gelegen; warum es aber von dort fortgebracht ist, weiß man nicht.

Als nun das neue Kloster an dem Mariensee gebaut wurde, da haben sieben Baumeister lange Jahre daran gearbeitet, bis sie endlich das herrliche Werk vollendet sahen. Es war aber auch eine gar schwere Arbeit, indem sie auch noch einen weiten, unterirdischen Gang nach dem Kloster zu Angermünde, sowie einen von da nach Greiffenberg bauten. So hat es denn lange Zeit gestanden in seiner Pracht, bis es endlich mit allen Gebäuden, die darum und daran sind, auf ewige Zeiten verwünscht worden ist.

Von da an sind die Unterirdischen darin eingezogen, die kommen bald hier, bald dort in ihrer grauen Kleidung und mit dreieckigem Hute zum Vorschein; aber nicht jeder kann sie sehen, sondern nur Sonntagskinder und andere Begabte.

Einen Böttcher haben sie einmal zu sich hinuntergeholt, der hat ihnen neue Bänder um ihre Fässer legen müssen. In der Nacht hatte es ihn nämlich mehrere Male gerufen, er solle sich mit seinem Handwerkszeug zu der und der Stunde an der und der Stelle einfinden. Als er dorthin kam, fand



er ein kleines Männchen, das redete ihm freundlich zu, es werde ihm kein Leids geschehen, er solle nur alles tun, was man von ihm verlange. Da hat es ihm denn die Augen verbunden und ihn mit hinuntergenommen; so viel merkte der Böttcher nur, daß er einen langen Gang entlang ging. Als man nun am Ziele war und ihm die Binde abgenommen wurde, befand er sich in einem geräumigen Keller, in welchem eine Menge solcher kleinen Leute mit den verschiedensten Dingen beschäftigt waren, jedoch kein Wort sprachen. An den Wänden herum standen aber zwölf große Fässer, an die mußte er nun neue Bänder legen. Dabei erhielt er die Erlaubnis, von jedem der zwölf Goldhaufen, die bei den Fässern lagen, einen Teil als Bezahlung mitzunehmen. Darauf wurde er so zurückgeführt, wie er gekommen, und fand sich bald wieder an der Stelle, wohin ihn die Stimme gerufen, und daß alles Wirklichkeit gewesen, sah er an dem Schatze, den er bei sich hatte.

Wie das Kloster verwünscht worden ist, da sind übrigens auch die Frösche in dem daneben gelegenen kleinen Mariensee verwünscht worden. Daher kommt es, daß, so viele es deren auch dort gibt, man doch nie ein Gequak derselben vernimmt. Andere behaupten freilich, das sei schon zur Zeit der alten Mönche geschehen. Da hätten die Frösche oft durch ihr Gequak die Andacht im Kloster gestört, so daß die frommen Brüder Gott gebeten hätten, sie verstummen zu machen. Das sei denn auch geschehen. Wie dem aber auch sei, man hört in der Runde keinen Frosch, so viel es deren auch dort gibt.

250. Die weiße Frau zu Chorin.

In den Ruinen des Klosters Chorin läßt sich öfters, besonders des Nachts, eine weiße Frau sehen, die nennt man auch wohl, da sie immer ein großes Bund Schlüssel trägt, die Uutgeberſche (Ausgeberin); einige sagen jedoch, sie sei jetzt verschwunden, und zwar sei das so gekommen:

Ein Mann, der in der Brauerei des im ehemaligen Kloster gelegenen Amts während der Nacht auf dem Darrboden wachte, sah die weiße Frau dort plötzlich hereintreten, und erschrak nicht wenig. Anderen Morgens erzählte er nun den übrigen Knechten, was ihm begegnet, und da fragte ihn einer, ob er ihr denn nach den Füßen gesehen hätte. Jener ver-



neinte es, darauf sagte dieser: „Nun dann wollen wir heut nacht noch einmal hingehen und nachsehen!“ Sie setzten sich darauf um Mitternacht auf den Darrboden hin und wachten, und das dauerte auch nicht lange, da kam die weiße Frau langsam hereingeschritten. Jetzt sahen ihr alle sogleich nach den Füßen und bemerkten bei dem Schein der Lampe, daß sie gelbe Pantoffeln anhabe (nach anderen sollen es grüne gewesen sein). Da rief jener, der zuerst darauf aufmerksam gemacht hatte, lachend: „Hahaha! die hat ja gelbe Pantoffeln an!“ Und kaum hatte er's gerufen, so floh sie eiligst davon und ist nie wieder zum Vorschein gekommen.

251. Die Erbauung des Klosters Lehnin.

Der Markgraf Otto I. von Brandenburg jagte einst in Gesellschaft seiner Edelleute in der Gegend, wo jetzt das Kloster Lehnin steht; von der Jagd ermüdet, legte er sich unter eine Eiche, um auszuruhen. Hier schlief er ein, und es träumte ihm, daß ein Hirsch auf ihn eindrang und mit dem Geweih ihn aufspießen wollte; er wehrte sich tapfer mit seinem Jagdspieß, konnte ihm aber nichts anhaben, vielmehr drang der Hirsch immer hitziger gegen ihn an. In dieser Gefahr rief der Markgraf Gott um Beistand an, und kaum war das geschehen, da verschwand der Hirsch, und er erwachte.

Er erzählte hierauf seinen Begleitern diesen Traum. Sie meinten, der Hirsch, der erst bei Anruf des göttlichen Namens von ihm gewichen, sei niemand als der Teufel selber gewesen. Da der Markgraf nun schon längst den Vorsatz gefaßt hatte, aus Dankbarkeit gegen die Vorsehung ein Kloster zu stiften, rief er aus: „An diesem Orte will ich eine Feste bauen, aus welcher die höllischen Feinde durch die Stimmen heiliger Männer vertrieben werden sollen, und in welcher ich den jüngsten Tag ruhig erwarten will.“ Darauf legte er auch sogleich Hand ans Werk, ließ aus dem Kloster Sittchenbach im Mansfeldischen Zisterzienser Mönche kommen und baute das Kloster. Die Eiche aber, unter welcher der Markgraf den Traum gehabt, ließen die Bauleute stehen und wölbten das Dach der Kirche über ihrem Wipfel. Dann fällten sie den Stamm, ließen aber den Wurzelstock in der Erde, ummauerten



ihn und führten die Altarstufen um ihn herum. Noch heut zeigt man in der Klosterkirche diesen in die Altarstufen eingelassenen Stumpf.

252. Die Erschlagung des Abtes Sebald von Lehnin.

Der erste Abt, welcher nach der Stiftung des Klosters zu Lehnin wohnte, hieß Sebald und war eifrig bemüht, unter den noch sehr heidnisch gesinnten Wenden das Evangelium auszubreiten; aber nicht überall fand er williges Gehör, und an vielen Orten lief alles davon, sobald er sich nahte.

Eines Tages wollte der Abt in dem eine halbe Meile von Lehnin gelegenen Dorfe Nahmitz einkehren, um dort auszuruhen. Als er in die Nähe des Dorfes kam und in dem ersten Bauernhause einkehren wollte, wurden ihn die Kinder, die vor der Haustür spielten, gewahr, und liefen mit dem Geschrei: „Der Abt kömmt" davon. Als die Weiber das Geschrei der Kinder hörten, versteckten sie sich alle, wo sie nur irgendeinen Schlupfwinkel fanden. Die Frau aber, die in dem Hause, wo der Abt einkehrte, mit Brotbacken beschäftigt war und nicht mehr entfliehen konnte, kroch in aller Eile unter den Backtrog. Als der Abt nun ins Haus trat, fand er niemand und setzte sich, um auszuruhen, gerade auf diesen Backtrog; wie das die Kinder sahen, liefen sie eilig davon und meldeten es dem Vater, der in der Nähe des Dorfes mit dem Fischfang beschäftigt war. Der Bauer lief sogleich mit noch anderen, die sich mit Heugabeln, Äxten und Rudern bewaffneten, nach dem Dorfe, und als der Abt diese heranziehen sah, ergriff er sogleich die Flucht. Nun war er aber wohlbeleibt, und das Laufen fiel ihm schwer, so daß er, als er seine Verfolger ihm nacheilen hörte, auf eine Eiche kletterte, um sich da zu verstecken. Aber hierbei verlor er ein großes Bund Schlüssel, das er bei sich trug, wodurch seine Verfolger seinen Zufluchtsort entdeckten. Sie hieben, als der Abt gutwillig seinen Zufluchtsort nicht verlassen wollte, den Baum um und erschlugen den Abt, trotz aller Bitten.

In der zum Teil noch erhaltenen, zum Teil in herrlichen Ruinen dastehenden Klosterkirche zu Lehnin befindet sich noch ein altes Gemälde aus Holz, welches darstellt, wie die grim-



migen Wenden daherstürmen und den Abt Sebald erschlagen. Es trägt die Inschrift:

> Hic jacet occisus prior abbas, cui paradisus
> Jure patet, slavica quem stravit gens inimica.

253. Der frevlerische Müller in Nahmitz.

Der Stamm der von den Wenden gefällten Eiche, auf welcher Abt Sebald von Lehnin vergeblich eine Zuflucht gesucht hatte, war noch Jahrhunderte lang zu sehen. Er verweste nicht, und niemand mochte ihn berühren, weder der Förster noch die ärmsten Dorfleute, die Reisig suchten. Der Baum lag da wie herrenloses Gut. Erst im vorigen Jahrhundert kam ein Müller, der lud den Stamm auf und sagte zu den Umstehenden: „Wind und Teufel malen gut." Aus dem Stamm ließ er eine neue Mühlenwelle machen und setzte die vier Flügel daran. Es schien auch alles nach Wunsch gehen zu sollen, und die Mühle drehte sich lustig im Winde; aber der Wind wurde immer stärker, und in der Nacht, als der Müller fest schlief, schlugen plötzlich die hellen Flammen auf. Die Mühlenwelle hatte in immer rascherem Umlauf Feuer gefangen, und alles brannte nieder. „Wind und Teufel malen gut," raunten sich anderen Tags die Leute zu.

254. Die Krone auf dem Kirchturm von Blankenburg.

König Friedrich Wilhelm II. hat sich im Jahre nach dem Tode Friedrichs des Großen mit Julie von Voß, die er zur Gräfin von Ingenheim erhob, trauen lassen. Als die Gräfin einst nach Buch (bei Bernau) fahren wollte, gebar sie unterwegs in Blankenburg einen Sohn. Die Blankenburger nahmen sie freundlich auf und verpflegten sie und den kleinen Prinzen aufs beste. Darüber war der König hoch erfreut. Er schenkte den Blankenburgern eine goldene Krone. Darauf waren die Leute nicht wenig stolz. Damit nun auch die Bewohner der Nachbardörfer das Geschenk bewundern könnten, brachte man die Krone so hoch an, wie es nur eben ging, nämlich auf der Spitze des Kirchturms. Das Haus, in welchem die Gemahlin des Königs Aufnahme gefunden hatte, stand schrägüber von der Kirche neben dem Gasthause.



255. Die Jungferngräber und das Liesenkrüz.

Unweit Biesenthal (bei Bernau) zieht sich durch tiefe Waldeinsamkeit das Nonnenfließ hin, das diesen Namen nach einem von Chorin aus gegründeten Kloster an seinen Ufern erhalten haben soll. Mancherlei Sagen erinnern noch an die Zeit, als das Kloster stand. So heißen drei Sanddünen am Wege von Schönholz zum Nonnenfließ im Volke nur „die Jungferngräber". Die drei letzten Schwestern des Klosters sollen am gleichen Tage verstorben und hier bestattet sein. Es war ein trauriger Zug, der an jenem Tage unter den Kronen der gewaltigen Buchen und Kiefern am Nonnenfließ entlang ging. Ein schlichter Leiterwagen trug die drei Särge; wo er hindurch kam, verdorrten die Kräuter und Büsche. Dicht nebeneinander bettete man dann, als man den lockeren Sandboden des Schönholzer Weges erreicht hatte, die drei Schwestern zur Ruhe.

Es ist aber auch eine Stelle im Walde, da umschließt das Nonnenfließ in starker Krümmung eine Art Halbinsel, die nennt man das Liesenkrüz. Ein Holzkreuz soll früher hier gestanden haben, das auch noch an die Zeit der frommen Klosterschwestern erinnerte. Eine jener drei letzten Schwestern des Klosters nämlich, namens Liese, betete nirgends lieber als in der Einsamkeit jener Halbinsel und ließ dort ein Kreuz errichten mit einer Kniebank davor. Als sie längst unter den Sandhügeln lag, erneuerte das Volk noch lange jenes Kreuz, doch ist heut nichts mehr davon zu finden.

Es hat sich auch neuere Sage an die Stelle der alten gesetzt. Nach dieser habe ein Schäfer seine Braut, die Liese hieß, mit beständiger Eifersucht gequält, und als er sie einst fröhlich lachend am Arme anderer auf dem Tanzboden fand, sie in den Wald gelockt und erschlagen. An der Stelle der Untat habe man das Kreuz errichtet.

256. Der „arme Mann" in der Bernauer Vorheide.

Als noch in der Umgegend von Prenden viel Hopfen und Obst gebaut wurde, fuhr einst ein Bauer von dort auf dem alten Wege nach Schönow mit seinem offenen Wagen, den er hoch mit Äpfeln und Hopfen beladen hatte. Es war ein heißer, schwüler Tag; fast konnten die Ochsen, denen die



Zunge lang aus dem Maule hing, die schwere Last nicht ziehen; tief mahlten die Räder im Sande, und schweißtriefend ging der Bauer neben dem Wagen einher. Als das Gefährt nun in die Nähe eines Teiches kam, witterten die Ochsen schon von weitem das Wasser, hoben die Schwänze hoch, fingen an zu laufen und stürzten sich endlich in den Teich. Der Bauer vermochte sie nicht zu halten, er wurde mit in den Teich gezogen. Die Körbe fielen um, und all die guten Äpfel schwammen auf dem Wasser. Der Bauer hatte sich unterwegs schon einen schönen Gewinn herausgerechnet; als er nun aber sein Gut so auf dem Teich schwimmen sah und das Wasser ihm bereits bis an den Hals ging, reckte er beide Hände gen Himmel und rief: „Ich armer Mann, ich armer Mann!" Noch einmal versuchte er die Ochsen zurückzureißen, doch dabei verlor er den Grund, kam zu Falle und ertrank. Darum hat man den Teich den „armen Mann" genannt. Weil aber der Bauer vorher so geschwitzt hatte, ist das Wasser salzig geworden, und so ist es geblieben bis auf den heutigen Tag.

257. Verlorenort.

Zwischen Oranienburg und Kremmen im Havellande liegt einsam am Waldrande zwischen Bruch und Heide eine kleine Ansiedelung, die heißt Verlorenort. Kein Kirchlein reicht mit seinem Turm gen Himmel, und kein Gottesacker harrt der Toten. Das ist auch kaum nötig; denn so verloren liegt der Ort, daß selbst der Sensenmann ihn oft lange Zeit vergißt. Aber nicht davon hat der Ort seinen Namen erhalten; die Leute erzählen es viel lustiger. Da soll einst der Alte Fritz vorüber gekommen sein, als es noch weit und breit weder Wege noch Stege gab. Er war in Holland gewesen und hatte einen ganzen Wagen voll Ansiedler geholt, die sich hinter Oranienburg niederlassen sollten, wo es heut noch einen Ort „Neuholland" gibt. Er saß selbst, den Dreispitz auf dem Kopfe, auf dem Kutscherbocke und führte Zügel und Peitsche. Hinter Kremmen konnte jedoch der Wagen auf dem schlechten Boden nicht mehr weiterkommen, und als der Alte Fritz die Pferde antrieb, stuckerte er so, daß zwei Leute herunter=fielen und liegen blieben. Sie beschlossen nun frischweg, sich da anzusiedeln, wo der König sie verloren hatte, bauten sich



zwei Hütten und nannten den Ort, der so entstand, „Verlorenort“.

258. Die gerettete Prinzessin.

Die Tür der Kirche in Thomsdorf im Kreise Templin trägt die Jahreszahl 1580. In der Mitte sieht man tiefe Einschnitte, die auf der Innenseite durch ein darüber genageltes Holzkreuz zum Teil bedeckt sind. Von dieser Tür wird folgende Sage erzählt.

Im Dreißigjährigen Kriege flüchtete sich eine mecklenburgische Prinzessin vor den Schweden in die Thomsdorfer Kirche. Als die Verfolger ihr nach in das Gotteshaus eindringen wollten, fanden sie die Tür durch einen schweren Balken von innen verschlossen. Durch Axthiebe suchten sie die Tür zu zertrümmern, wurden aber dabei von feindlichen Truppen gestört und mußten fliehen. So war die Prinzessin gerettet. Aus Dank schenkte sie der Kirche ein Stück Land.

259. Der Grimmer Kirchturm und die Kahlköpfe.

Im Dorfe Grimme bei Brüssow im Kreise Prenzlau steht merkwürdigerweise der Kirchturm nicht, wie sonst üblich, dicht an der Kirche, sondern eine Strecke abseits. Der Volksmund sagt, daß einst eine Anzahl Männer mit den Köpfen den Turm von der Kirche hinweggeschoben und sich bei dieser Arbeit Glatzen geholt haben. Wo man nun in der Umgegend einen Kahlkopf sieht, da heißt es gleich: „De hett an'n Grimm'schen Toarm schoaben.“

260. Die Marienkirche in Treuenbrietzen.

Auf dem kleinen Hügel hart an der Ostseite von Treuenbrietzen, der noch heut Burgwall heißt, soll einst eine Burg gestanden haben, in der zwei Schwestern wohnten; die eine hieß Marie, die andere Helene. Beide waren unermeßlich reich an Gelde. Marie ließ davon eine Kirche erbauen, die nach ihrem Namen Marienkirche genannt wurde. Als die Kirche ziemlich fertig war, zeigte sich, daß ihr Geld, so viel sie auch gehabt hatte, für einen solchen Bau nicht ausreichte. Da bat sie ihre Schwester Helene, sie möge ihr einen Eimer voll Geld borgen. Diese aber erwiderte: „Ehe ich mein Geld zu einer Kirche verwende, will ich lieber mit ihm in die Erde



versinken und zu einer Schlange werden.“ Kaum hatte sie das gesagt, so war es auch schon geschehen: Burg, Burgherrin und Geld waren von der Erde verschwunden. Noch sehr oft haben Leute, die nahe dem Burgplatze nachts auf der Bleiche ihre Leinwand bewachten, eine Schlange gesehen, die zu ihnen herankroch und gesagt hat: „Schwetsch'le jehn, Schwetsch'le jehn!“, das sollte heißen „zur Schwester gehen“, denn das stolze Burgfräulein hat nun als Schlange nicht besser sprechen können.

Und wenn man auf dem Acker gepflügt hat, so ist das Vieh nicht eher über die Stelle der versunkenen Burg hinüber gegangen, als bis man es mit Rufen und Hieben antrieb; wenn man dann zurückgekommen ist, hat man nicht selten Gold gefunden. Der Schatz aber liegt noch ungehoben, und viele haben es nachts über der Stelle brennen sehen.

Da Marie kein Geld mehr gehabt, Helene auch nichts hat borgen wollen, so mußte sie den Turm zumauern lassen, wie er eben war, und daher hat er keine Spitze; sonst wäre er viel höher geworden.

261. Die Lutherlinde zu Treuenbrietzen.

Nahe der Marienkirche, etwa fünfzehn Schritte vom Turme derselben entfernt, steht eine alte Linde. Der Sage nach soll Luther unter dieser Linde gepredigt haben, weil ihm die katholischen Priester den Eintritt in die Kirche verwehrten.

Andere wieder erzählen, der letzte katholische Priester habe bei seiner Flucht aus der Kirche unter dieser Linde und von ihr gedeckt seinen Weg über die Kirchhofsmauer genommen.

Auch meinen viele, daß unter dieser Linde die „Muttergottes von Treuenbrietzen“, ein sehr altes auf Holz gemaltes Marienbild, gestanden habe.

262. Die Entstehung der Friedeberger Seen.

Einst kam ein Gaukler nach Friedeberg in der Neumark und wettete mit den Bürgern, er wolle auf einem Seil über den See gehen und dabei einen Brei kochen. Der Hintersee, der Postmeister- und Obersee bildeten aber damals noch ein einziges langes und gleichmäßig breites Gewässer. Es wurde nun hoch über die ganze Fläche ein langes Seil gespannt,



und der Gaukler ging in der Tat droben entlang und bereitete unterwegs seinen Brei. Aber beim Kochen lief der schöne Brei rechts und links über, fiel hinunter und verwandelte sich dort in festes Land. So wurde die Wasserfläche an einigen Stellen verengert und bildet seitdem drei Seen.

263. Friedrich Wilhelm IV. und die „Peitzer Stadtforst".

Wahrzeichen der Stadt Peitz im Landkreise Kottbus ist eine Kiefer, die hoch oben auf dem Turm der ehemaligen Befestigungsanlagen wurzelt und im Volksmund den Namen der „Peitzer Stadtforst" führt. Einst wollte der König Friedrich Wilhelm IV., von einer größeren Reise heimkehrend, der getreuen Stadt Peitz seinen Besuch abstatten. Alle Bewohner waren voller Freude, den Landesherren von Angesicht zu Angesicht sehen zu können; sie schmückten Häuser und Straßen mit Blumen und Fahnen, und Bürgermeister und Ratsherrn versammelten sich bereits am Vormittage im Rathause, um ja rechtzeitig zur Stelle zu sein. Doch die Ankunft des Königs verzögerte sich. Ein Rad des königlichen Wagens war auf dem schlechten Wege gebrochen, und die Ausbesserung erforderte längere Zeit. Stunde um Stunde verrann; die Herren vom Rat tranken einen Schoppen nach dem andern auf das Wohl des Landesherrn, und gegen Abend stand mancher auf seinen Füßen weniger fest als die alte Kiefer auf dem Turm. Plötzlich rollte der Wagen des Königs daher. Lächelnd begrüßte der Monarch die Vertreter der Stadt, hörte geduldig die Rede des Bürgermeisters mit an, erklärte aber dann, er habe sich leider so verspätet, daß er sogleich weiterfahren müsse. Auf die Frage, ob sie noch einen Wunsch hätten, erwiderte der Bürgermeister nach längerem Besinnen: „Majestät möchten uns den alten Turm schenken!" „Den sollt Ihr haben!" sagte der König und gab das Zeichen zur Weiterfahrt. Nun erst wurde den Umstehenden klar, daß die Bitte eigentlich recht töricht war; denn den Turm hatten sie ja, und er brachte ihnen keinen Nutzen. Flugs setzte man den Bürgermeister auf ein Pferd und beauftragte ihn, dem Könige nachzureiten und ihn um ein Stück Wald als Stadtheide zu bitten. Der Bürgermeister holte auch den königlichen Wagen ein und sagte, als ihn der König nach seinem Begehr



fragte: „Majestät, wir haben uns die Sache anders überlegt, wir möchten statt des Turmes lieber eine Stadtforst haben!“ Da wies der König mit dem Daumen rückwärts über die linke Schulter und sagte: „Es bleibt dabei, Ihr bekommt den Turm und die Stadtforst, die oben darauf steht.“ Seitdem führt die Kiefer diesen Namen.

264. Gubens Stammutter.

Die Hussiten kamen mit großer Heeresmacht vor die Stadt Guben, und die Bürger wollten ihnen widerstehen; aber sie vermochten es nicht. Die wilden Böhmen erstiegen die Mauern, drangen in die Stadt und machten alles tot, Männer, Weiber und Kinder. Von Haus zu Haus wüteten sie in ihrer Mordlust, und es war nur noch eine einzige kleine Wohnung übrig. Darin saß eine Mutter vor einer Wiege und wiegte ihr Kind, und das war eine sehr fromme Mutter. Da wollten sie auch über diese herfallen. Aber Gott verblendete ihre Augen, daß das Kind ihnen als ein Kalb mit feurigen Augen erschien. Und sie hielten das für den Teufel, und es kam sie eine große Furcht an, also daß sie aus dem Hause flohen und den anderen sagten und schrien: „Hier hat der Satan Junge gekriegt, und seine Großmutter sitzt dabei und wiegt sie,“ und alle zogen fort aus der Stadt, nachdem sie diese angezündet hatten.

Ein fremder Handwerksbursche aber war dem Blutbade in einem Versteck entronnen; der gesellte sich zu dem Weibe, und sie zeugten Söhne und Töchter und bevölkerten wieder die öde Stadt. Also ward eine einzige Frau die Stammmutter von Guben.

265. Ritter Wormlitz zu Wormlage.

An einer Mauer der Kirche zu Wormlage im Kreise Kalau steht ein alter verwitterter Leichenstein mit dem Bildnis des ehemals dort angesessenen Ritters Wormlitz. Dem Bilde fehlt die Nase. Der Sage nach soll dieser Ritter, der ein gottloser Mensch war, an einem Festtage mit seinem Knappen auf die Jagd geritten sein. Da zog ein Gewitter am Himmel auf. Der Knappe mahnte den Ritter, daß es wohl ein gotteslästerliches Tun und Treiben sei, an einem Festtage des Herrn der Jagd zu pflegen. Gottes Stimme



spräche aus dem Gewitter. Der Ritter aber lachte und sprach lästerliche Worte. Wenn Gott denn soviel Macht habe, meinte er, so solle er ihm einmal mit seinem Donnerkeile auf die Nase zielen. Kaum war dies Lästerwort gesprochen, so schlug der Blitz den Ritter zu Boden. Auch an dem steinernen Bild des Ritters hat der Blitz wiederholt die Nase abgeschlagen, obwohl man sie oft neu ansetzte.

XXIII. Volkserzählungen.

266. Der Schmied zu Jüterbog.

Zu Jüterbog lebte einmal ein Schmied, der war ein gar frommer Mann. Zu dem kam eines Abends noch ganz spät ein Mann, der gar heilig aussah, und bat ihn um eine Herberge. Der Schmied war zu jedermann immer freundlich und liebreich, er nahm den Fremden gern auf und bewirtete ihn nach Kräften. Anderen Morgens, als der Gast von dannen ziehen wollte, dankte er seinem Wirte herzlich und sagte ihm, er solle drei Bitten tun, die wolle er ihm gewähren. Da bat der Schmied erstlich, daß sein Stuhl hinter dem Ofen, auf dem er abends nach der Arbeit auszuruhen pflege, die Kraft bekäme, jeden ungebetenen Gast so lange auf sich festzuhalten, bis ihn der Schmied selbst loslasse; zweitens, daß sein Apfelbaum im Garten die Hinaufsteigenden gleicherweise nicht herablasse; drittens, daß aus seinem Kohlensacke keiner herauskäme, den er nicht selbst befreie.

Diese drei Bitten gewährte auch der Fremde und ging darauf von dannen.

Nicht lange währte es nun, so kam der Tod und wollte den Schmied holen. Der aber bat ihn, er möge doch, da er sicher von der Reise zu ihm ermüdet sei, sich noch ein wenig auf seinem Stuhle erholen. Da setzte sich denn der Tod auch nieder, und als er nachher wieder aufstehen wollte, saß er fest. Nun bat er den Schmied gar sehr, er möge ihn doch wieder befreien, allein der wollte es zuerst nicht; endlich verstand er sich dazu unter der Bedingung, daß er ihm noch zehn Jahre schenke. Damit war der Tod zufrieden, der Schmied löste ihn, und nun ging jener davon.



Als die zehn Jahre um waren, kam der Tod wieder. Da sagte ihm der Schmied, er sei bereit mitzugehen, er solle doch aber erst noch auf den Apfelbaum im Garten steigen und sich einige Äpfel herunterholen, sie würden ihnen wohl auf der weiten Reise schmecken. Das tat der Tod und saß wieder fest. Jetzt rief der Schmied seine Gesellen herbei, die mußten mit schweren, eisernen Stangen gewaltig auf den Tod losschlagen, daß er Ach! und Weh! schrie und den Schmied flehentlich bat, er möge ihn doch nur freilassen, er wolle ja gern nie wieder zu ihm kommen. Wie nun der Schmied hörte, daß der Tod ihn ewig leben lassen wollte, hieß er die Gesellen einhalten und entließ jenen von dem Baum. Der zog glieder- und lendenlahm davon und konnte nur mit Mühe vorwärts. Da begegnete ihm unterwegs der Teufel, dem er sogleich sein Herzeleid klagte; aber der lachte ihn aus, daß er so dumm gewesen, sich von dem Schmied täuschen zu lassen, und meinte, er wolle schon bald mit ihm fertig werden. Darauf ging er in die Stadt und klopfte bei dem Schmied an, er solle ihm Herberge für die Nacht geben. Nun war's aber schon spät in der Nacht, und der Schmied verweigerte es ihm, sagte wenigstens, er könne die Haustür nicht mehr öffnen; wenn er jedoch zum Schlüsselloch hineinfahren wolle, so möge er nur kommen. Das war nun dem Teufel ein Leichtes, und sogleich huschte er hindurch. Der Schmied war aber klüger als er gewesen, er hatte innen seinen Kohlensack vorgehalten, und wie nun der Teufel darin saß, band er den Sack schnell zu, warf ihn auf den Amboß und ließ seine Gesellen wacker drauf los hämmern. Da flehte der Teufel gar jämmerlich, sie möchten doch aufhören; aber sie ließen nicht eher nach, als bis ihnen die Arme von dem Hämmern müde waren und der Schmied ihnen endlich befahl aufzuhören. Der Schmied ließ ihn nun frei; doch mußte er zu demselben Loche wieder hinaus, wo er hineingeschlüpft war, und wird wohl kein Verlangen nach einem zweiten Besuche beim Schmied getragen haben.

267. Hans Kohlhase.

In der Nähe von Potsdam, auf der Straße nach Berlin, führt eine Brücke über die Bäke oder Telte, einen kleinen Nebenfluß der Nuthe; die Brücke heißt Kohlhasenbrück und



hat von Hans Kohlhase, einem Berliner Roßkamm, der zur Zeit der Kurfürsten Joachim I. und II. einst viel von sich reden gemacht hat, den Namen bekommen.

Hans Kohlhase war ein angesehener Bürger zu Cölln an der Spree, der einen nicht unbedeutenden Pferdehandel betrieb. Einmal kam er nun mit einigen Pferden von Leipzig zurück, da wurde er in der Nähe von Düben durch die Leute des Junker von Zaschwitz angehalten; er sollte sich ausweisen über die Pferde, sie wären sicherlich gestohlen. Vergeblich, daß er seine Unschuld beteuerte, die Pferde wurden zurückbehalten. Da klagte er den Unfall seinem Kurfürsten Joachim I., und der erwirkte den Befehl vom Kurfürsten von Sachsen, daß ihm die Pferde vom Junker zurückgegeben werden sollten. Inzwischen waren diese aber hinter dem Ackerpflug abgetrieben und schlecht im Futter gehalten worden, so daß Kohlhase sich weigerte, sie zurückzunehmen, und Schadenersatz forderte. Als alle seine Bemühungen vergeblich waren und er nicht zu seinem Recht kommen konnte, da sandte er nach damaliger Sitte als freier Mann, dem sein Recht verweigert wurde, einen Absagebrief an den Landvogt von Sachsen, daß er des Junkers von Zaschwitz und des ganzen Landes Sachsen abgesagter Feind fortan sein wolle, bis er zu vollem Recht und zu vollem Schadenersatz für alles, was er erlitten, gelange. Mit einer Schar verwegener Gesellen begann er nun das sächsische Land auf jede Weise zu schädigen und trieb bald die Sache so weit, daß die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg selbige beizulegen beschlossen und beiderseitig einige ihrer Räte nach Jüterbog schickten, wohin auch Kohlhase kommen sollte, um seine Forderungen geltend zu machen. Der kam auch mit einem Gefolge von 40 Pferden; aber man ging unverrichteter Sache auseinander, da der Junker von Zaschwitz inzwischen gestorben war und seine Erben sich zu keiner Entschädigung bereit erklären wollten. Von neuem begann Kohlhase das sächsische Land heimzusuchen, ja er brannte sogar die Vorstadt von Wittenberg nieder. Da schrieb Dr. Martin Luther an den gefährlichen Mann, wie unchristlich es sei, sich selbst zu rächen. Das machte auf Kohlhase Eindruck, und heimlich kam er, als Pilger verkleidet, nach Wittenberg, um mit Luther über die Sache zu verhandeln. Luther versprach, sich der Sache anzunehmen;



aber es war vergeblich, und die Geschichte spielte in der früheren Weise weiter, nur daß der Kurfürst von Sachsen es bei dem Kurfürsten von Brandenburg schließlich durchsetzte, daß er Kohlhase auch auf märkischem Grund und Boden verfolgen und fangen lassen könne. Aber die sächsischen Späher und Landsknechte griffen ihn doch nicht. So kam das Jahr 1540 heran.

Da fiel Kohlhase, auf den Rat eines seiner Spießgesellen, Georg Nagelschmidt mit Namen, auf den Gedanken, sich an seinen Kurfürsten selbst zu machen und ihn so zu veranlassen, sich wirksamer seiner anzunehmen, um dem Wesen ein Ende zu machen. Er überfiel den kurfürstlichen Faktor Drezscher, der mit Silberkuchen aus dem Mansfeldschen unterwegs war, in der Gegend, wo eben jetzt Kohlhasenbrück liegt, nahm ihm die Silberkuchen fort und versenkte sie unter der Brücke in die Telte. Das bekam ihm aber übel. Denn nun wurde überall auf ihn und Nagelschmidt gefahndet und bei Leibesstrafe allen verboten, sie zu beherbergen, als sich das Gerücht verbreitete, sie seien in Berlin.

Wirklich fing man auch Kohlhase, als man Haussuchung hielt. Er hatte sich beim Küster zu St. Nikolai in einer Kiste versteckt. Ebenso wurde Nagelschmidt im Hause eines armen Bürgers am Georgentore aufgefunden. Beiden wurde der Prozeß gemacht. Kohlhase wollte man insofern begnadigen, als er nicht mit dem Rade, sondern mit dem Schwerte hingerichtet werden sollte, was für minder schmachvoll galt. Schon war Kohlhase bereit, dies anzunehmen. Da rief ihm Georg Nagelschmidt zu: „Gleiche Brüder, gleiche Kappen!" „Ich will die Begnadigung nicht, ich will mein Recht," sagte Kohlhase, und so wurde er wie Nagelschmidt am Sonntage nach Palmarum im Jahre 1540 mit dem Rade gerichtet, obwohl es dem Kurfürsten leid getan haben soll, daß eine so tüchtige Natur ein solches Ende genommen. Ob man die Silberkuchen gefunden, berichtet keine Chronik. Die Brücke aber und der Ort, der später da entstand, bekam den Namen Kohlhasenbrück.

268. Die Ahnfrau als Schutzengel.

In der St. Katharinenkirche zu Brandenburg liegen viele der alten Ratsherren mit ihren Ehefrauen begraben. Ihre



Geister aber wachen noch schützend über den Häusern, deren Besitzer sie vor vielleicht 200 Jahren waren. Das hat zu Anfang dieses Jahrhunderts eine junge Bürgerfrau, die Eigentümerin eines Hauses in der St. Annenstraße, erfahren. Sie saß an einem stürmischen Abend in ihrem Wohnzimmer; in der Kammer daneben schlief ihr halbjähriges Kind. Plötzlich hörte sie die Kleine schreien, sie eilte herbei und sah die Gardinen am Bettchen in Flammen stehen. Der Sturm hatte das Fenster aufgerissen und das brennende Licht in den Vorhang geweht. Neben dem Bettchen aber stand eine hohe, weiße Frauengestalt in altertümlicher Tracht, die mit der Hand in das Feuer griff und es ausdrückte. Das Feuer zischte, als ob Wasser hineingegossen würde, und erlosch. Dann wandte die Gestalt der erschrockenen Frau ihr totenbleiches Antlitz zu, schien aber freundlich zu lächeln. Sie winkte mit der Hand und schritt leise zur Türe hinaus. Die Frau folgte, von Neugier ergriffen, der Erscheinung, die die Straße verfolgte, ohne von den Leuten gesehen zu werden. In der Kirchgasse bog sie ein und verschwand endlich bei der Katharinenkirche. In der Kirche aber steht das Grabmal eines Ratsherrn und seiner Gattin, die ehemals das Haus in der St. Annenstraße besaßen.

269. Der Waldkrug am Störitz.

Vor mehr als 100 Jahren kaufte eines Tages die Köchin eines Berliner Bürgers, der an der Fischerbrücke wohnte, auf dem Markte einen großen Hecht und fand, als sie ihn schlachtete, in seinem Magen einen goldenen Fingerring. Darin stand ein Name, der in der letzten Zeit in Berlin viel genannt worden war; denn ein Kaufmann, der so hieß, war von seiner Reise nach Frankfurt a. d. Oder nicht wieder heimgekehrt; Pferd und Wagen hatte man dagegen im Walde nicht weit vom Störitzkruge bei Erkner herrenlos angetroffen.

Man erkundigte sich nun beim Fischer, wo er den Hecht gefangen habe, und als man erfuhr, der Fisch stamme aus dem Störitzsee, schöpfte man Verdacht, durchsuchte den einsamen Waldkrug am Störitz und fand endlich im Fremdenzimmer eine richtige Menschenfalle. Das war eine Klappe im Fußboden. Trat jemand darauf, so öffnete sie sich, und der Unglückliche stürzte hinab ins Wasser; denn der listige



Wirt hatte vom See aus einen Kanal bis dahin gegraben. Mann und Frau hatten so schon manchen Gast heimlich um die Ecke gebracht und sich an fremdem Gute bereichert. Nun waren sie überführt und büßten ihre Freveltaten mit dem Tode. Der Krug aber ging ein; denn niemand wollte seitdem dort rasten.

270. Der große Schäfer von Braunsberg.

Unter den langen Grenadieren Friedrich Wilhelms I. befand sich auch ein Schäfer aus Braunsberg, ein riesiger Gesell, der bei seinem mäßigen Solde ein Leben führte, wie es kaum einem Major möglich war. Jeden Abend sah er eine kleine Gesellschaft Kameraden bei sich, welche er mit Kuchen, Wein, Bier und Tabak bewirtete. Niemand wußte, woher ihm die Mittel zu diesem außergewöhnlichen Aufwande kamen. Der König, der gern dahinter gekommen wäre, verfiel auf eine List. Er verkleidete sich als gemeinen Soldaten und versuchte, sich auf vertrauten Fuß mit dem Grenadier zu stellen. Der neue Kamerad gewann bald des Schäfers Herz und wurde wiederholt zu den Abendgesellschaften geladen. Als der König die Tonpfeife ablehnte und sich als Schnupfer auswies, wurde ihm die feinste Sorte Schnupftabak gereicht. Einmal blieb der König zurück, als die übrigen Kameraden sich entfernt hatten. Er drückte seine Verwunderung über den nie gesehenen Luxus eines gemeinen Soldaten aus und forschte nach der Quelle seiner Geldmittel. Der Schäfer erwiderte: „Wenn du mir Verschwiegenheit gelobst, so magst du mich morgen in der Mitternachtsstunde begleiten.“ Der König sagte zu, und zur bestimmten Zeit wanderten beide durch Potsdams stille Straßen. Vor dem Hause eines Kaufmanns stand der Schäfer still, blies in das Schloß, welches sofort aufsprang, und beide traten ein. Auf dieselbe Weise öffnete sich die Tür zum Laden und auch die Ladenkasse. Diese entleerte der Schäfer, teilte das Geld in drei Haufen und sagte: „Der eine Haufen gehört dem Kaufmann, denn er ist sein Betriebskapital; der zweite ist sein rechtmäßiger Gewinn; den dritten hat er durch Betrug, und darum nehme ich ihn an mich.“

Weitere Besuche zu machen, zeigte des Schäfers Begleiter keine Neigung; wohl aber wünschte er des Königs Schatz-



kammer zu sehen. Dazu wollte der Schäfer sich nicht verstehen und konnte schließlich nur durch das feierliche Versprechen, nichts anrühren zu wollen, zur Öffnung derselben vermocht werden. Beide traten auf dieselbe geheimnisvolle Weise in die wohlverwahrten Räume ein. Ungeheure Schätze waren hier aufgehäuft. Als Friedrich einige Goldstücke in die Hand nahm, erhielt er einen derben Stoß und wurde schleunigst mit dem Bedeuten hinausgeschoben, er solle nie wieder das gastliche Haus seines Führers betreten.

Am nächsten Morgen erschien ein königlicher Diener, welcher dem Schäfergrenadier den Befehl überbrachte, sofort zum Könige zu kommen. Wie erschrak der aber, als er in dem Könige seinen nächtlichen Begleiter erkannte! Dieser redete ihn freundlich an und sagte, daß er ihm für den Stoß aufrichtig danke, aber die Beraubung der Kaufleute ernstlich untersage; da er aber gewohnt sei, auf großem Fuße zu leben, so wolle er ihm von jetzt ab den Sold eines Offiziers bewilligen.

271. Bernauer Bier.

Zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges hatte ein Schuhmacher in Berlin einen Lehrling angenommen, der aus Bernau gebürtig war. Gleich den anderen Tag bekommt der Meister Besuch und befiehlt dem Jungen, er solle gehen und Bernauer Bier holen; gibt ihm auch etliche Groschen und eine kupferne Flasche, in welche 5 bis 6 Kannen Berlinischen Maßes hineingehen. Nun hätte der Junge nach dem Berlinischen Ratskeller gehen und dort das Bernauer Bier holen sollen. Da er aber noch nicht Bescheid wußte, machte er sich in seiner Einfalt mit Flasche und Geld auf den Weg zum Tore hinaus, immer nach Bernau zu. Hatten ihm doch seine Eltern oft aufgegeben, daß er ohne alle Widerrede tun solle, was sein Meister ihm befehle.

Gegen Sonnenuntergang langte er in Bernau an und setzt seine Mutter in große Verwunderung, die ihn eben, da sie mit einer Nachbarin in emsiger Zwiesprache unter dem Torweg steht, die Königstraße heraufkommen sieht. Da sie nun hört, weshalb er da sei, stemmt sie beide Hände in die Hüften und ruft: „Schickt man mir das arme Kind meilenweit in die Welt, um für ein paar Groschen Bier zu holen!"



Dann ruft sie nun ihren Mann, der sich gleich ihr verwundert und entrüstet; der Junge muß in die Stube und kriegt gut zu essen und zu trinken. Dann wird ihm seine kupferne Flasche mit dem besten Bernauer Bier gefüllt und ihm bedeutet, anderen Tags bei Sonnenaufgang sich damit wieder auf den Weg zu seinem Meister zu machen. Der Junge aber schläft eine schöne Nacht in seiner alten Kammer.

Frühmorgens macht er sich auf den Weg und läuft gut zu, so daß er schon bald vor dem Schlagbaum von Berlin anlangt. Da begegnet ihm ein anderer Junge aus der Nachbarschaft seines Meisters, der schon von seinem Ausbleiben gehört hatte. „Ei," ruft er ihm zu, „du wirst redlich mit dem Knieriemen empfangen werden, wenn du nach Hause kommst, wo bist du denn gewesen?" Und als er hört, was sich zugetragen, erklärt er ihm gutmütig, wo man in Berlin Bernauer Bier holt. „Dein Meister denkt nun, du bist mit Geld und Flasche auf und davon gegangen, geh nur vollends nach Haus, du wirst es schon erfahren." So endet er seine Belehrung und trollt sich weiter. Dem mit der Flasche aber wird bang und leidig zu Mute, als er an den Meister denkt. Zuletzt entschließt er sich, vergräbt die Flasche samt dem Bier unter einem Baum, den er sich wohl merkt, und geht davon in die weite Welt.

Was bleibt ihm übrig, da er nichts gelernt hat, als unter die Soldaten zu gehen. Da er aber gut bei Kraft und wacker ist, steigt er empor zum Unteroffizier und Offizier und wird endlich nach 16 Jahren Rittmeister. Als er schon in mehreren Schlachten wider die Türken gefochten und seinen Leib mit Narben bedeckt hat, kehrt er endlich in die Heimat zurück, fragt gleich am Tor von Berlin nach seinem Meister und geht, da er hört, jener wohne noch im alten Hause, gleich hin und läßt sich ein paar Stiefel anmessen. Unterm Reden fragt er, ob der Meister nicht einmal einen Jungen aus Bernau gehabt? Und wo der wohl müsse hingekommen sein? Der Meister erzählt die ganze Geschichte, fügt aber hinzu, daß er nichts weiter von dem Jungen gehört habe. Da gibt sich der Rittmeister zu erkennen und schlägt dem Schuhmacher vor, mit ihm an den Baum zu gehen, wo er einstens die Flasche vergraben habe. Sie gehen hin, finden



den Baum, graben nach und bringen die Flasche glücklich zum Vorschein.

Von dem Bier hat sich etwas verzehrt gehabt, der Rest aber ist mit einer dicken Haut bewachsen gewesen und dermaßen gut befunden worden, als jemals ein Bier in der Welt; ja, man hätte Kranke damit laben und gesund machen können. Sie haben es dann auch sogleich mit frohem Mute ausgetrunken.

272. Hacke auf, so eß' ich dich, Hacke auf, so meß' ich dich.

Ein Bauer hatte einen Knecht, den hat die gute Zeit übermütig und wählig gemacht. Nun gab es bei dem Bauern mittags oft dicke Erbsen, und die wollte der Knecht zuletzt nicht mehr essen; er nahm nur immer den Löffel und stippte von oben her grad so hinein, daß nichts aufhacken konnte, und dabei sagte er immer vor sich hin: „Hacke auf, so eß' ich dich!“ — Den Bauern ärgerte das, er sagte aber nichts, dachte sich nur sein Teil. Der Knecht verheiratete sich dann, und da hatte er es bald auch nicht allzu dick zu sitzen. Eines Tages kam er zu dem Bauern und bat ihn, er möchte ihm doch für Geld und gute Worte von seinen Erbsen welche ablassen, er hätte ja immer so gute gehabt. Der Bauer ist auch gleich willig, geht mit ihm auf den Vorratsboden und nimmt die Schippe zum Einschippen; der andere hält seinen Sack auf. Der Bauer nimmt aber die Schippe umgekehrt; natürlich fallen nun alle Erbsen herunter, und da sagt er immer so vor sich hin: „Hacke auf, so meß' ich dich!“ Es sind aber keine Erbsen aufgehackt, und der andere hat auch keine bekommen. Jetzt hätte er sie sehr gern gegessen.

273. Der stumme Ochse.

Ein Gutsbesitzer und ein Tuchmacher lagen miteinander in Klage. „Se sind all holl in'n Liew,“ dachte der Landwirt und schenkte dem Richter einen fetten Ochsen. Im ersten Termin zeigte es sich nun, daß der Gutsbesitzer bedeutend im Recht war; doch wurde die Sache noch nicht endgültig entschieden. Der Tuchmacher aber hatte Lunte gerochen und schenkte dem Richter ein großes Stück feinen Tuches, das an Wert viel höher stand, als der fette Ochse. Während des



zweiten Termins gestaltete sich die Sache denn auch ganz anders. Der Richter gestand, daß er sich zuerst geirrt habe, und der Gutsbesitzer merkte, daß es um seine Sache schief stehe. Da bekam er Angst und rief mit lauter Stimme: „Oß, bröll! Oß, bröll!“ Der Tuchmacher aber drehte sich um und entgegnete mit spöttischem Lächeln: „He kann nich, he hett'n Stück Dook in'n Hals.“

274. Der tolle Markgraf und der Schönermarker Bauer.

Der tolle Markgraf von Schwedt wurde oftmals vom alten Fritzen zur Tafel geladen. So fuhr er denn auch einstmals nach Berlin und kam durch Schönermark bei Angermünde. Nah am Dorfe sah er zwei Bauern, die eine Last Mist trugen. Sie hatten kurze blaue Hosen und weiße Strümpfe von selbstgesponnener Wolle an, mit Stroh darum gewickelt, damit sie von dem Miste nicht dreckig würden; dazu grobe Holzschuhe. Jeder rauchte eine kurze Pfeife mit großem hölzernen Pfeifenkopf. Die Bauern durften aber damals noch nicht rauchen wegen der Gefahr für die Strohdächer. Die beiden steckten auch schleunigst ihre Pfeifen weg. Der Markgraf hatte aber alles recht wohl gesehen; er ließ seinen Kutscher halten und sagte zu einem von den beiden: „Mein Sohn, du hast doch geraucht!“ Der Bauer aber sagt: Nein; sie hätten nicht geraucht. Der tolle Markgraf bleibt dabei: „Du hast doch geraucht!“ Endlich gab's der Bauer zu und holte auf Verlangen auch seine Pfeife hervor. „Hast du auch Tabak?“ fragte der Markgraf. Tabak hatte er nun nicht bei sich, holte ihn aber auf des Markgrafen Gebot von seinem Hause herbei. Als er wieder zurückkam, mußte er, wie er ging und stand, zu dem Markgrafen in den Wagen steigen. Und nun ging die Reise nach Berlin. Sie fuhren und fuhren, und endlich kamen sie vor dem Schlosse an.

Da wurde angehalten, und die Diener kamen heraus und machten den Wagen auf. Da saß nun zuerst der Bauer. Die Diener wunderten sich, der Markgraf aber sagte: „Der zuerst!“ Und der Bauer stieg aus.

Es hatte aber der Markgraf dem Bauer vorher genau Bescheid gesagt, was er tun solle. Er solle mit dem Diener ins Schloß gehen, da würden sie in ein rotes Zimmer kommen,



das wäre das Rauchzimmer. Da kriege jeder eine Pfeife. Er solle sich aber keine geben lassen, sondern die eigene aus der Tasche nehmen und tüchtig rauchen.

Der Bauer ging auch mit dem Diener ins Schloß und fand alles so, wie es der Markgraf gesagt hatte. Er mußte sich im Rauchzimmer mit an den Tisch setzen, und als die andern ihre Pfeifen gereicht bekamen, nahm er die seine aus der Tasche und fing an zu rauchen, bis zuletzt kein Mensch mehr zu sehen war. — Als alles vorbei war, stieg er wieder in den Wagen und fuhr nach Hause.

Der Markgraf ist beim alten Fritzen nicht wieder eingeladen worden. Der Bauer aber hat sich gefreut, daß er hat zeigen können, wie ein Schönermarker Bauer rauchen kann.

275. Der fortgelaufene Eierkuchen.

Zwei Frauen in Jetzschko im Landkreise Guben buken einen Eierkuchen, und als er ziemlich gar war, bekamen sie Streit um denselben, weil ihn jede ganz haben wollte. Die eine sagte: „Den Eierkuchen nehm ich mir!“ Die andere: „Nein, den will ich ganz haben!“ Ehe sie sich's versahen, sprang der Eierkuchen zum Tiegel heraus und lief fort. Da begegnete er dem Fuchse. Dieser sagte zu ihm: „Eierkuchen, Eierkuchen, wozu? wozu?“ Der Eierkuchen erwiderte: „Ich bin zwei alten Weibern fortgerannt, dir werde ich auch fortrennen!“ Darauf begegnete er einem Häschen, das rief auch: „Eierkuchen, Eierkuchen, wozu? wozu?“ Dieser antwortete: „Ich bin zwei alten Weibern fortgerannt, dem Fuchse-Kanell, und dir werde ich auch fortrennen!“ Der Eierkuchen lief weiter und kam an ein Wasser. Auf dem kam ein Schiff mit Leuten geschwommen. Diese schrien auch: „Eierkuchen, Eierkuchen, wozu? wozu?“ Er sagte wieder: „Ich bin zwei alten Weibern fortgerannt,

Fuchse-Kanell,
Hasen gar schnell

und Euch werde ich auch fortrennen.“ Jetzt begegnete ihm ein großes Schwein, das rief ihn auch an: „Eierkuchen, Eierkuchen, wozu? wozu?“ Ach, sprach er, ich bin zwei alten Weibern fortgerannt,



Fuchse-Kanell,
Hasen gar schnell
Schiffe mit Leiten
Dir werde ich auch noch entschreiten!

Das Schwein sagte: „Eierkuchen, ich höre nicht gut, du mußt mir's ins Ohr sagen!" Da ging der Eierkuchen nahe heran und wapps, wapps! hatte das Schwein ihn weg und fraß ihn auf.

276. Die Ferbitzer Krebsstecher.

Dorf Ferbitz unweit Lenzen litt im Sommer immer an Wassermangel, und zwar so sehr, daß die Bauern alle Brunnen anschlossen, wenn sie aufs Feld gingen, denn kein Fremder sollte daraus trinken. Eines Abends nun, als die Ferbitzer vom Feld heimkamen, da krabbelt am Brunnen des Schulzen ein kleines schwarzes und gleichsam wie gepanzertes Tier herum. Die Ferbitzer schließen einen Kreis darum und betrachten es neugierig und halb ängstlich. „Das ist gewiß der Teufel, der unsere Brunnen austrocknet," ruft endlich einer aus der Schar. Das leuchtet allen ein, und flugs ist auch ein Plan gemacht, des Satans ledig zu werden. „Wir machen's ihm heiß," sagte der Schulze," wir kochen ihn, bis er um Gnade bittet und uns alles verspricht, was wir wünschen." Sie machen sich gleich ans Werk, schleppen einen großen Kessel herbei und Holz zur Feuerung. Da aber jeder nachher vom Teufel etwas fordern will, meint auch jeder, Wasser in den Kessel tun zu müssen, so daß der bald randvoll ist und bei jeder Berührung überläuft. Sie achtens nicht weiter, tun das schwarze Geschöpf in den Kessel, zünden das Feuer an und schwatzen unterdes eifrig. Das Wasser wallt auf und kocht heftig; aber kein Jammergeschrei eines Teufels ertönt und da sie nachsehen, ist nichts im Kessel als Wasser. „Er ist ganz zergangen," meint einer, „das Wasser muß eine höllische Kraft haben" — und er tunkt ein Stück Brot ein und beginnt es zu essen. Die andern wollen desgleichen tun, da entschlüpft einem von ihnen ein lautes „Oho!": Er hat zufällig in die Höhe geblickt, da sitzt der Krebs auf dem Hahnenbalken. Er ist mit dem überlaufenden Wasser zur Erde geglitten und dann langsam an dem Balken hochgekrochen.



„Da sieht man, daß es der Teufel ist,“ meint einer, „er ist auf dem Dampf in die Höhe gefahren.“ „Mit Hitze zwingen wir ihn nicht, die ist er von der Hölle her gewohnt,“ ruft ein anderer, „laßt uns ihn in den See werfen.“ Gesagt, getan; sie klopfen an den Balken, bis der Krebs herabfällt; dann sticht einer mit der Mistgabel in den Sand unter das Tier und bekommt es so auf die Zinken. Eilenden Laufes geht es dann zum Rudower See. Dorthinein wird der Krebs geschleudert und, ein sicherer Beweis seines bösen Wesens, er fährt nicht vorwärts mit dem Kopf, sondern mit dem Schwanze schlagend, rückwärts zur Tiefe.

XXIV. Legenden.

277. Von dem uralten Christentum der Gubener.

Die Bürger von Guben liebten es, die Frömmigkeit ihrer Vorfahren, selbst die der heidnischen Semnonen, zu rühmen und zu preisen. Vorzüglich stolz aber waren sie darauf, daß sie schon zu den ersten Christen gehört hatten.

Denn als der Apostel Johannes in der Verbannung auf der Insel Patmos weilte, hatte er eine Erleuchtung von oben, ein himmlisches Gesicht. Er sah nämlich im fernen Norden das fromme Volk der Semnonen, welches nach der Erlösung aus den Finsternissen des Heidentums schmachtete. Deshalb bewog er seinen Schüler Polykarpus, zu den Semnonen zu wandeln und ihnen die christliche Heilslehre zu verkündigen. Polykarpus erfüllte gehorsam den Auftrag seines Meisters, gelangte unter mancherlei wunderbaren Abenteuern in den heiligen Hain bei Guben und ward von den gottesfürchtigen und lernbegierigen Semnonen freundlichst aufgenommen. Ein Jahr lang blieb er allhier, predigte Christum und taufte viele Heiden. Noch zeigt man die Stelle am Ufer der Neisse, wo er die Semnonen taufte. Später wurde an derselben Stelle das Jungfrauenkloster erbaut.

278. Der Lubiather Pilz.

Als Wolf, Fuchs und Bär noch in der Umgegend von Lubiath im Kreise Friedeberg hausten, ritt ein polnischer Edelmann in seinen Wäldern zur Jagd. Gegen Sonnen=



untergang stieß er auf einen gewaltigen Bären, den er so eifrig über Berg und Tal, durch Sumpf und Sand verfolgte, daß es darüber dunkel wurde und der Jäger die Richtung verlor. Drei Tage lang irrte er ohne Nahrung umher. Immer grimmiger plagte ihn der Hunger. Er betete zu allen seinen Göttern, aber keiner half ihm. Da entsann er sich des Christengottes, von dem ihm ein fahrender Händler erzählt hatte. In seiner Not betete er zu diesem Gott, und siehe, kaum war das Gebet verklungen, so sah er vor sich einen riesigen Pilz, dessen Stiel wohl 25 Fuß dick war. Er brach ein Stück los, aß es und fühlte sich wunderbar gestärkt. Nun ritt er vier Tage lang, bis er wieder zu den Seinen kam, und erzählte ihnen von dem wunderbaren Erlebnis. — Da wanderten viele Leute zu jenem Pilz und sättigten sich ebenfalls reichlich von seinem Fleische, und weil er so groß war, beschlossen sie, an jenem gesegneten Orte zu bleiben und nannten ihn Lubiath, d. h. Pilz. Sie bauten Häuser und wurden aus Dankbarkeit Christen, denn den ganzen Sommer hindurch bot ihnen das Gewächs Nahrung. Als der Winter kam, wollten sie sich mit Vorrat versorgen, hieben den Pilz ab und verteilten ihn unter sich. Drei Tage arbeitete man daran, ihn zu bergen. Die Geschichte von dem großen Pilz hatte sich in der ganzen Umgegend verbreitet und als man nun hörte, daß er gefällt werden sollte, da eilten viele Umwohner hin, auch ein Stück zu erhaschen. Der Schmidt von Gottschimm, der Hammerlinger, soll vierzehn Fuhren Späne weggefahren und jahrelang mit Weib und Kind davon gelebt haben. Der abgehauene Pilz aber wuchs nicht wieder.

279. Die Kapelle der heiligen Hidda bei Niemitzsch.

Hidda war die Gemahlin des Markgrafen Christian, der zu den Zeiten des Kaisers Otto I. lebte. Ihr Sohn Gero wurde später Erzbischof von Köln. Nach dem Tode ihres Ehegemahls beschloß sie Witwe zu bleiben, weihte sich Gott und pilgerten in ihrem frommen Eifer hin zu den Stätten, wo der Herr gelitten hatte, nach Jerusalem. Und da sie sehr schön war, gewann sie der König von Jerusalem lieb und begehrte sie zur Ehe. Sie aber weigerte sich dessen standhaft, und da der König nicht abließ, in sie zu dringen, so scheute sie sich nicht, ihr schönes Antlitz, weswegen sie so bedrängt



wurde, selbst zu entstellen. Sie schnitt sich nämlich, um ihren Verehrer durch Häßlichkeit abzuschrecken, die Nase ab, wohl wissend, daß bei ihrem himmlischen Geliebten sie dadurch an innerer Schöne nichts verlieren würde. In Jerusalem starb sie auch und wurde begraben. Zu ihrem Gedächtnisse erbauten ihre Söhne eine Kapelle auf dem Hügel bei Niemitzsch im Landkreise Guben, der wegen der Verehrung, die man ihr dort als einer Heiligen zollte, noch heute der heilige Hügel heißt. Sie selbst hatte kurz vor ihrem Tode zu ihren Dienern gesagt: „Wenn ich gestorben bin, so übergebt meinen Leib schnell der Mutter Erde und geht dann bald und verkündet solches meinem Sohne Gero, daß er seiner in der Fremde vollendeten Mutter die Ehre, welche Gott im Himmel ihr verliehen hat, auf Erden nicht versage und mir in der Kirche der heiligen Cäcilie einen Altar errichte."

Der Hügel, auf dem die Kapelle gestanden hat, war vordem ein heidnischer Opferplatz. Man fand daselbst zwei glatte Steine von runder Form, welche in der Mitte eine Öffnung hatten, so daß man annahm, sie hätten als Opfertische gedient.

280. Die Waldkapelle bei Nordhausen.

Nahe dem Dorfe Nordhausen im Kreise Königsberg, am Ostufer des Belgener Sees, liegen auf der Lehne des Berges Trümmer einer kleinen Waldkapelle. Dort soll ein Klausner gehaust haben, der früher ein Tempelherr gewesen war. Als aber Markgraf Waldemar den verfolgten Tempelherrn in der Mark eine Freistätte gewährte, war er zum Kriegsdienst schon untüchtig geworden und wählte nun das schlichte Leben eines Einsiedlers. Er hatte bei sich keine andere Gesellschaft als ein weißes Reh mit roten Augen und eine weiße Taube mit roten Füßen. Diese beiden Tiere waren seine Gehilfen, wenn er ausging, Heilkräuter zu sammeln. Das Reh führte ihn zu Stellen, wo löcheriges Johanniskraut stand, das fließendes Blut stillt. Die Taube ließ sich auf den feuchten Gründen nieder, auf welchen die Johannishand wuchs, deren Wurzeln den Kopfschmerz heilen. Viele Kranken suchten und fanden bei dem alten Klausner Heilung.

Auch als er gestorben war, pilgerten die Kranken noch zu der Waldkapelle, an welche seine Klausnerhütte angebaut



war, ja sie kamen noch, als Hütte und Kapelle längst in Trümmern lagen. Wer dann beim Anschlagen der Mittagsglocken in den Dörfern umher das Vaterunser und Ave Maria gesprochen hatte, der sah, zum See niedersteigend, den Klausner im weißen Ordenskleid der Tempelherren mit dem roten Kreuze und auch das Reh und die Taube. Der Klausner deutete mit der Hand auf eines der Tiere, und wo es stand, da fand der Kranke das heilende Kraut für sein Leiden.

Johanniskraut und Johannishand aber gedeihen noch heut nirgends so reichlich, als bei den Seen von Belgen und von Nordhausen.

281. Pater Wichmann in Neuruppin.

In der Klosterkirche zu Neuruppin steht noch die Bildsäule vom Pater Wichmann, einem der alten Grafen von Lindow, der das Kloster hier gegründet haben soll und sein erster Prior gewesen ist. Er soll die Gabe gehabt haben, Wunderwerke zu tun, wovon in alten Schriften namentlich eine Begebenheit erzählt wird. „Einstmals," heißt es, „hatte er jenseit der Ruppinschen See, welche dicht vor dem Kloster vorbeigehet, im Namen seines Konvents etwas zu verrichten. Wie ihn nun sehr hungert, und er bei gegebenem Zeichen der Eßglocke vor großer Mattigkeit den weiten Weg um den See herum nach der Stadt nicht wieder gehen kann, so spricht er zu seinem Gefährten: „Mein Sohn, folge mir getrost," macht darauf ein Kreuz vor sich, und geht grades Weges über das Wasser in den Konvent. Sein Gefährte aber getraute sich nicht in seine Fußstapfen zu treten, ging um den See herum und kam erst eine gute Stunde nach dem Pater nach Hause.

Eine andere Legende von Pater Wichmann knüpft sich an ein Bild, das noch im vorigen Jahrhundert im Dominikanerkloster in Köln am Rhein zu sehen gewesen ist. Es stellte einen Koch des Klosters zu Neuruppin dar, welcher in der Hand einen großen Wels hielt und hatte die Unterschrift: Frater Nicolaus de Ruppin. Eines Abends nämlich kamen, so erzählt die Legende, viele fremde Klosterbrüder nach Ruppin, für die es ein Abendessen herzurichten galt. Da kam der Koch ganz aufgeregt zum Pater Wichmann gelaufen und klagte, der Speisevorrat reiche nicht aus. Jener aber



befahl ihm, er solle nur durch das Pförtchen, so von dem Klostergange nach dem See hinausführe, gehen und im Namen des Priors den Fischen befehlen, daß einer von ihnen herkäme, um sogleich den angekommenen Gästen zur Sättigung zu dienen. Der Koch habe getan, wie ihm geheißen, und sogleich kam ein großer Wels zu ihm ans Ufer geschwommen, welchen er mit den Händen ergriff und nach der Küche trug, wo derselbe dann zubereitet wurde.

Von Pater Wichmann erzählte eine alte Frau noch folgende Geschichte:

„Zur Franzosenzeit, ich war damals noch ein kleines Kind, habe es aber oft von Vater und Mutter gehört, wurde die Klosterkirche als Magazin benutzt, das der Reihe nach ein Mann aus der Stadt Tag und Nacht bewachen mußte; dafür bekam er einen Taler. Dabei ist es einem Wächter mal ganz merkwürdig ergangen. Wie er so in Gedanken versunken da steht, es war gerade um Mitternacht, hört er auf einmal leise die Orgel gehen. Die Kirche ist plötzlich ganz hell, und vor dem Altare steht Pater Wichmann und reicht gerade zwölf Jungfrauen das heilige Abendmahl. Wie das vorüber war, schwieg die Orgel, und Licht und Jungfrauen und Pater waren plötzlich wieder verschwunden. Eine Stimme aber bedrohte den Mann, er solle von dem, was er gesehen, ja nichts erzählen, sonst würde es ihm böse ergehen; der aber konnte nicht seinen Mund halten, und hat es ihm denn Tag und Nacht keine Ruhe gelassen, bis er vor Angst und Aufregung kurze Zeit darauf starb."

282. Der Ring der heiligen Hedwig.

Die fromme und mildtätige Herzogin Hedwig von Schlesien, die viel in Crossen lebte und manche Erinnerung hier zurückgelassen hat, besaß einen kostbaren goldenen Ring mit einem Muttergottesbilde. Als einst die Fluten der Oder so hoch gingen, daß sie die ganze Stadt zu vernichten drohten, warf die Herzogin, die gerade wieder in Crossen weilte, den Ring in die empörten Fluten. Sofort fiel das Wasser, und die Herzogin prophezeite, der Stadt werde nichts geschehen, ehe der Ring zum dritten Male wieder an die Oberfläche gekommen sei; wenn das aber geschehe, werde die ganze



Stadt jämmerlich im Wasser untergehen. Zweimal, so erzählt man, sei der Ring schon wieder aufgetaucht, und alle beten, daß es nicht zum dritten Male geschehe.

285. Der ewige Jude.

Eine 81jährige Frau in Fünfeichen im Landkreise Guben war an einem Nachmittage allein zu Hause, als ein noch jugendlicher jüdischer Mann in ihre Stube kam. Er verlangte nichts zu kaufen, bot auch nichts an, sondern bat in seiner jüdischen Sprechweise um einen Bissen Brot, auf einmal in den Mund zu stecken. Die alte Frau sagte zu ihm: „Unser grobes Bauernbrot wird Ihnen nicht schmecken!“ Worauf er erwiderte: „Wird schmecken, gebe Se mir nur!“ Sie fragte ihn dann: „Sie sind wohl schon weit gereist?“ Er antwortete: „Mein Weg ist weit! Muß ich immer reisen durch die Welt!“ Darauf ging er fort, kam aber nach kurzer Zeit zurück und bat noch um einen Bissen Brot. — Die Frau sagte sich sofort: „Heute hast du den ewigen Juden gesehen!“ Denn der muß nach altem Volksglauben ewig wandern, weil er den Heiland von seiner Schwelle wies, als er mit dem Kreuze darauf ausruhen wollte.

Bald darauf stellte sich bei der alten Frau die Schenkersfrau eines Nachbardorfes ein, bei welcher der Jude übernachtet hatte. Sie berichtete, daß er bei ihr nichts gegessen, auch nicht geschlafen hätte. Sie habe ihm zwar Streu zurechtgemacht, aber er sei während der ganzen Nacht in der Stube hin und her gegangen.



Quellen, literarische Nachweise und Anmerkungen.

1. Kunzendorf, Sagen der Prov. Brandenburg, 1912, Nr. 16.
2. Zs. „Hie guet Brandenburg allewege“ III, 3; mitget. von W. Specht (nach Graesse).
3. Brandenburgia 17, S. 239; aus Lögow bei Wildberg mitget. von Wienecke.
4. und 5. v. Schulenburg, Wendische Volkssagen, 1880, S. 238; aus Burg.
6. P. Müller in „Schriften des Ver. f. d. Gesch. d. Neumark“, Heft 23, S. 24; nach mündl. Mitteilung aus Friedeberg.
7. v. Schulenburg, Wendisches Volkstum, 1882, S. 49; aus Groß-Schulzendorf bei Zossen. Vgl. Tiek's Märchennovelle „Die Seele“.
8. K. Gander, Niederlausitzer Volkssagen, 1894, Nr. 240; aus Seitwann.
9. P. Müller (oben Nr. 6) S. 26; aus Friedeberg.
10. Brandenburgia 19, S. 42 (v. Schulenburg).
11. Der Bär 5, S. 48 (F. Brunold).
12. Wie oben Nr. 4 und 5.
13. K. Gander (oben Nr. 8), Nr. 203; aus Caaso.
14. v. Schulenburg, Wendische Volkssagen 1880, S. 138; aus Burg.
15. K. Gander (oben Nr. 8) Nr. 254; aus Jetzschko.
16. Zs. des hist. Ver. f. Niedersachsen, 1885, S. 282 (Dr. Braun).
17. Handtmann, Neue Sagen aus der Mark Br. 1883, S. 132.
18. P. Müller (oben Nr. 6) S. 3; aus Lichtenow.
19. Engelien-Lahn, „Der Volksmund in der Mark Br.“ 1868, Nr. 19 (gekürzt). Die Örtlichkeit der Sage gehört schon zur Provinz Sachsen, man erzählt die Sage aber auch in benachbarten brandenburgischen Orten, z. B. in Prietzen; vgl. „Hie guet Brandenburg allewege“ 2, S. 118.
20. und 21. Brandenburgia 5, S. 258 f. (F. Brunold).
22. Otto Fehr im „Anzeiger für das Havelland“ Spandau 1914; danach R. Schmidt, Zs. f. Volkskunde 27, S. 163 (1917).
23. Engelien-Lahn (oben Nr. 19), S. 13; aus Treuenbrietzen.
24. Haase, Sagen der Grafschaft Ruppin 1887, S. 58; aus Neu-Roofen.
25. 29. und 30. Jahresbericht des hist. Ver. zu Brandenburg a. H. S. 75; nach mündlicher Mitt. aus Borne.
26. Gleiche Quelle wie Nr. 22.

27. Schwartz, Sagen und alte Geschichten der Mark Brandenburg, 6. Aufl. 1914, Nr. 12. Anna Sydow ist in Wahrheit nach mehrjähriger Haft in Spandau gestorben.
28. Brieflich mitgeteilt von Dr. Fr. Dobe in Buckow, Kr. Lebus.
29. Hie guet Br. allewege, 4, S. 76; aus Fohrde im Westhavellande (G. Albrecht).
30. Der Uckermärker (Beiblatt der „Prenzlauer Zeitung") 2. Jgg., S. 317 (K. Nagel).
31. W. Lahn's Materialien im Märkischen Museum in Berlin. Mundart. — Straß: vgl. engl. strath, Talgrund.
32. v. Schulenburg, Wendische Volkssagen 1880, S. 125; aus Burg.
33. und 34. Arbeiten des uckermärkischen Museums- und Geschichtsvereins, Heft 2, S. 9 f. (R. Sendke).
35. Der Bär 2, S. 7 (Rabenau).
36. O. Monke, Berliner Sagen und Erinnerungen 1911, Nr. 57. Monke schreibt mir dazu: „Selbst gehört unmittelbar nach dem Bau der Kirche von meinen Schülern (damals 88. Gem.-Schule in der Bergstr.)."
37. Paulitz, Heimatkunde des Kreises Calau, S. 72.
38. Haase (s. oben Nr. 24) S. 53; aus Dierberg.
39. A. Kuhn, Märkische Sagen 1843, S. 78.
40. Haase (oben Nr. 24) S. 43; aus Neu-Roofen.
41. K. Gander (oben Nr. 8) S. 329, 2; aus Streichwitz. Ganders Anmerkung verzeichnet zahlreiche Seitenstücke. — J. Grimm, Mythologie S. 1231: „Das Kegelschieben im Berge gleicht dem schallenden Donner."
42. und 43. v. Schulenburg, Wendische Volkssagen 1880, S. 151 ff.; aus Burg.
44. K. Gander (oben Nr. 8) Nr. 78, 2; aus Ögeln.
45. P. Müller (oben Nr. 6) S. 12; aus Friedeberg.
46. Kunzendorf (oben Nr. 1) Nr. 74; Schwartz (oben Nr. 27) Nr. 62.
47. Der Bär 12, S. 105 (Sundelin).
48. Kunzendorf (oben Nr. 1) Nr. 149.
49. v. Schulenburg, Wendische Volkssagen 1880, S. 113; aus Burg.
50. und 51. Gander (oben Nr. 8) S. 51; aus Lahmo und Niemaschkleba.
52. v. Schulenburg, Wendische Volkssagen 1880, S. 109 und 111; aus Burg.
53. Ebenda S. 113; aus Burg.
54. P. Müller (oben Nr. 6) S. 15; „mündlich".
55. Eberswalder Heimatblätter, 4. Februar 1916 (Anna Neumann-Werner).
56. Haase (oben Nr. 24) S. 66; aus Klosterheide.
57. Engelien-Lahn (oben Nr. 19) S. 21, in Mundart; aus Treuenbrietzen.
58. v. Schulenburg, Wendisches Volkstum 1882, S. 75; aus Groß-Schulzendorf bei Zossen.

59. Brandenburgia 17, S. 241; aus Lögow bei Wildberg (Fr. Wienecke).
60. Der Bär 2, S. 6 (Rabenau).
61. Brandenburgia 9, S. 77 (Ed. Krause).
62. Gander (oben Nr. 8) Nr. 120.
63. Mitt. d. Ver. f. Heimatkunde zu Eberswalde 2, S. 121 (K. Wilke).
64. A. Kuhn, Märkische Sagen 1843, S. 204; „mündlich".
65. Gander (oben Nr. 8) Nr. 121; aus Guben. — Vgl. Grimm, Deutsche Sagen, Berlin 1816, I, 39—40: Die Quelle von Goethes „Hochzeitslied".
66. Haase (oben Nr. 24) S. 38; „mündlich".
67. Ebenda S. 98; aus Brunne bei Fehrbellin.
68. P. Müller (oben Nr. 6) S. 13; aus Friedeberg und Schüttenburg.
69. Gander (oben Nr. 8) Nr. 118, aus Lahmo.
70. Haase (oben Nr. 24) S. 35; „schriftlich von befreundeter Hand".
71. Mitgeteilt von Lehrer Gustav Krüger in Senftenberg; der Weissagk betreffende Abschnitt aus dem „Bär" 2, S. 9 (Rabenau).
72. Paulitz, Heimatkunde des Kreises Calau, S. 70. — Über die Lutchen v. Schulenburg, Brandenburgia 2, 48. Die Lutchen sind freundliche, teilnehmende, erkenntliche Erdgeister, mit roten Jacken und roten Mützen. Sie verkehren mit den Menschen, aber immer nur mit einer Familie in jedem Dorfe.
73. Fürstenwalder Zeitung, 4. Januar 1905.
74. v. Schulenburg, Wendische Volkssagen 1880, S. 118; aus Burg.
75. Wie Nr. 73.
76. A. Kuhn, Märkische Sagen 1843, S. 117.
77. Wie Nr. 73 und 75.
78. A. Kuhn (s. Nr. 76) S. 82; „mündlich".
79. Gander (oben Nr. 8) Nr. 137, 2, nach H. Jentsch, Niederlausitzer Mitteilungen I, 146. Reiche Anmerkung Ganders.
80. Lahn's Material im Märkischen Museum zu Berlin, mitgeteilt von W. Brösigk in Treuenbrietzen. Die Sage ist in Wittenberg lokalisiert, aber auch in der nahen Mark im Umlauf.
81. v. Schulenburg, Wendisches Volkstum 1882, S. 44; aus Heiligensee bei Tegel.
82. Lahn's Material im Märk. Mus. zu Berlin. Von Lehrer Frenzel zu Treuenbrietzen. — Vgl. Agnes Miegel's prachtvolle Ballade: Die schöne Agnete.
83. Ebenda; mitgeteilt von W. Brösigk aus Treuenbrietzen.
84. v. Schulenburg, Wendische Volkssagen 1880, S. 130; aus Burg.
85. Handtmann, Neue Sagen aus der Mark Br., 1. Aufl. 1883, S. 130.

86. P. Müller (oben Nr. 6) S. 15.
87. Handtmann (oben Nr. 85) S. 120. „Gule“ heißen gewöhnlich die Kirchhofsgeister, nicht die Wasserdämonen.
88. Engelien-Lahn (oben Nr. 19) S. 79; aus Alt-Reetz.
89. P. Müller (oben Nr. 6) S. 21; aus Friedeberg.
90. Haase (oben Nr. 24) S. 81 f.; aus Neustadt und Umgebung.
91. Lahn's Material im Märk. Mus. zu Berlin; in Mundart aus Neuendorf.
92. Ebenda, in Mundart ohne nähere Angabe der Herkunft.
93. Engelien-Lahn (oben Nr. 19) S. 94.
94. A. Kuhn, Märkische Sagen 1843, S. 162.
95. Engelien-Lahn (oben Nr. 19) S. 71; aus Röpersdorf.
96. Der Bär 2, S. 147 (Sello).
97. Kuhn, Märkische Sagen 1843, S. 165.
98. Haase (oben Nr. 24) S. 46 und 48, aus Neu-Globsow und Neu-Roofen.
99. Kuhn, Märkische Sagen 1843, S. 246.
100. Mitteilungen d. Ver. f. Heimatkunde zu Eberswalde 2, S. 122 (K. Wilke).
101. Kunzendorf (oben Nr. 1), Nr. 80.
102. Haase (oben Nr. 24) S. 112 aus dem „Anzeiger für das Havelland“. Schwartz Nr. 28.
103. Von O. Monke 1908 in Müncheberg aufgezeichnet.
104. Engelien-Lahn (oben Nr. 19) S. 63.
105. Ebenda S. 89.
106. bis 109. Handtmann, Was auf märkischer Heide sprießt 1890, S. 19, 10, 43, 66. — Bocksdorn: Lycium barbarum. Petristrauch: Lonicera tartarica.
110. Gander (oben Nr. 8) Nr. 29, aus Niemaschkleba.
111. v. Schulenburg, Wendische Volkssagen 1880, S. 134; aus Burg.
112. P. Müller (oben Nr. 6) S. 7; „mündlich“.
113. Der Uckermärker (Sonntagsbeilage zur „Prenzlauer Zeitung“) 2. Jgg. Nr. 21.
114. v. Schulenburg, Wendisches Volkstum 1882, S. 64; aus Heiligensee bei Tegel.
115. Kuhn, Märkische Sagen 1843, S. 70. „Mündlich“.
116. Prignitzer Volksbücher 28, S. 8 (Handtmann).
117. Schwartz (oben Nr. 27) Nr. 118. Vgl. Kuhn, Märk. Sagen S. 73. Grimm, Mythologie 2. Aufl., S. 253.
118. Kuhn, Märkische Sagen 1843, S. 114.
119. Sonntagsblatt der preuß. Lehrerzeitung 1882, S. 468 (J. Kurth). Danach Gander Nr. 5.
120. Mündlich aus Kleinow bei Prenzlau.
121. Lahn's Material im Märk. Mus. zu Berlin; in Mundart.
122. Kunzendorf (oben Nr. 1) Nr. 223.
123. Mündlich aus Alt-Lietzegöricke.
124. 29.—30. Jahresbericht des hist. Ver. zu Brandenburg a. H. S. 74, nach mündl. Mitteilungen aus Brandenburg und Borne.

125. Kuhn, Märk. Sagen 1843, S. 110; „mündlich“.
126. R. Schmidt, Märkisches Sagenbuch 1909, S. 130.
127. Prignitzer Volksbücher, Heft 26, S. 4 (H. Klare). — Über das Königsgrab von Seddin s. Landeskunde der Provinz Brandenburg, hgg. von E. Friedel und R. Mielke, Bd. III, 1912, S. 380 (mit Abbildungen).
128. Der Bär 3, S. 156 (G. Stimming).
129. Engelien-Lahn (oben Nr. 19) Nr. 23.
130. Kuhn und Schwartz, Norddeutsche Sagen 1848, Nr. 107. Vgl. Chamisso's „Riesenspielzeug“.
131. Mündlich aus Schwiebus.
132. Die erste Sage mitgeteilt von E. Kolbe in den Monatsblättern des Touristenklubs für die Mark Br. Jgg. 25 (1916) S. 37; die zweite von R. Schmidt, Zs. f. Volkskunde 27, S. 163 (nach mündl. Überlieferung).
133. Brandenburgia 14, S. 140 (O. Monke).
134. Haase (oben Nr. 24) S. 54; aus Groß-Woltersdorf.
135. Ebenda S. 81, aus Kampehl.
136. P. Müller (oben Nr. 6) S. 8; aus Regenthin.
137. Haase (oben Nr. 24) S. 99; aus Brunne bei Fehrbellin.
138. v. Schulenburg, Wendisches Volkstum 1882, S. 85; aus Burg.
139. Hie guet Brandenburg allewege I, S. 35.
140. Der Bär 5, S. 71 (O. Leichhardt).
141. Der Bär 4, S. 186. — Dieselbe Sage aus Guben: Gander Nr. 50, mit weiteren Nachweisen über ihre Verbreitung.
142. P. Müller (oben Nr. 6) S. 20; aus Schüttenburg.
143. N. Laus. Magazin 1863, S. 107. — Gander Nr. 44.
144. Kuhn, Märkische Sagen 1843, S. 257.
145. Mündlich aus Börnicke.
146. und 147. P. Müller (oben Nr. 6) S. 22 f.; aus Schüttenburg.
148. Der Bär 2, S. 156, aus mündl. Überlieferung mitget. von Sello.
149. Archiv der Brandenburgia 12, S. 124; aus Herzsprung in der Ostprignitz (Mielke). — Weit verbreitet.
150. Handtmann, Neue Sagen aus der Mark Br. 1883, S. 82.
151. Engelien-Lahn (oben Nr. 19) S. 97; aus Alt-Reetz im Oderbruch.
152. R. Mätzke, Heimatkunde der Uckermark, Prenzlau 1906, S. 75.
153. Aufzeichnung R. Wilke's aus mündl. Überlieferung der Uckermark; Märkisches Museum.
154. Handtmann (oben Nr. 150) S. 98.
155. Haase (oben Nr. 24) S. 33; aus Dierberg.
156. Mitgeteilt von Dr. Fr. Dobe aus Buckow, Kr. Lebus.
157. Brandenburgia 5, S. 247; aus mündl. Überl. mitget. durch v. Schulenburg.
158. Schwartz (oben Nr. 27) Nr. 126. — Kunzendorf (oben Nr. 1) Nr. 229.

159. v. Schulenburg, Wendische Volkssagen 1880, S. 45; aus Burg.
160. Arbeiten des uckermärkischen Museums- und Geschichtsvereins, Heft 2, S. 8 (R. Sendke).
161. Lahn's Material im Märkischen Museum in Berlin. In Mundart. Mitgeteilt von Pracht aus Röpersdorf.
162. Sonntagsblatt der preuß. Lehrerzeitung 1882, S. 456 (Nr. 29). Danach Gander Nr. 68.
163. Mitt. d. Ver. f. Heimatkunde zu Eberswalde 2, S. 122 (K. Wilke).
164. Kuhn, Märkische Sagen 1843, S. 206; „mündlich".
165. Brandenburgia 17, S. 240 (Fr. Wienecke).
166. v. Schulenburg, Wendische Volkssagen 1880, S. 240; aus Burg.
167. Brandenburgia 17, S. 492 (O. Monke).
168. Hs. O. Monke's im Märkischen Museum. Die Sage wurde für M. von einer früheren Schülerin der 70. Gem.-Schule in Berlin aufgezeichnet.
169. und 170. O. Monke, Berliner Sagen und Erinnerungen 1911, Nr. 35 und 29. Die erstere Sage schon bei Alberts, die zweite bei Cosmar Bd. II (über deren Bücher s. unser Vorwort).
171. Eingesandt von Lehrer Mingau aus Senftenberg, nach mündl. Mitteilung eines Landmannes.
172. Schwartz (oben Nr. 27) S. 157.
173. Lahn's Material im Märkischen Museum; mundartlich in Schäpe, Kr. Zauch-Belzig; eingesandt durch Lehrer Frenzel aus Treuenbrietzen.
174. Ebendort. In Blankenfelde gehört von demselben Lehrer Frenzel.
175. Der Uckermärker (Beilage zur „Prenzlauer Ztg.") Jgg. 2, S. 21.
176. Engelien-Lahn (oben Nr. 19) Nr. 22; aus Prietzen und Umgegend.
177. In Mundart in Lahn's Material im Märkischen Museum. Vgl. Owers Krug, Bär 3, S. 80.
178. Brandenburgia 17, S. 240, aus Lögow bei Wildberg (Wienecke).
179. Der Bär 4, S. 186 (F. Brunold).
180. und 181. Kuhn, Märkische Sagen 1843, S. 68 und 218.
182. Mitt. d. Ver. f. Heimatkunde zu Eberswalde I (1906) S. 6 (Lautenschläger).
183. Kuhn, Märk. Sagen 1843, S. 254.
184. Kunzendorf (oben Nr. 1) Nr. 82.
185. Handtmann (oben Nr. 150) S. 116.
186. Schwartz (oben Nr. 27) Nr. 90.
187. P. Müller (oben Nr. 6) S. 17; „mündlich".
188. 29. u. 30. Jahresbericht des hist. Ver. zu Brandenburg a. H. S. 73 (A. Brose in Brandenburg).
189. Der Bär 10, S. 201 (G. Stimming).

190. Der Uckermärker (Beilage zur „Prenzlauer Ztg.") Jgg. 2, S. 21.
191. Mitt. d. Ver. f. Heimatkunde zu Eberswalde II (1907) S. 121 (K. Wilke).
192. 29. u. 30. Jsb. des hiſt. Ver. zu Brandenburg a. H. S. 73 (O. Jork).
193. Jahrbuch der Synode Templin 1907, S. 65.
194. Bär 4, S. 37 (W. Lahn). Oft gedruckt.
195. R. Schmidt, Märkiſches Sagenbuch 1909, S. 15.
196. Prignitzer Volksbücher, Heft 28, S. 12 (Handtmann).
197. Mitt. d. Ver. f. Heimatkunde zu Eberswalde I (1906) S. 7 (Lautenſchläger).
198. Kuhn, Märk. Sagen 1843, S. 92.
199. Paulitz, Heimatkunde des Kreiſes Calau, S. 67.
200. Haaſe (oben Nr. 24) S. 39; „mündlich".
201. H. Bertholb, Schwiebuſer Geſchichten, Sagen und Märchen, Schwiebus 1904, S. 145.
202. Zſ. des hiſt. Ver. für Niederſachſen 1885, S. 280 (Brauns). Andere Schatzſagen vom Kapellenberge ſ. Handtmann, Neue Sagen aus der Mark Brandenburg 1883, S. 113.
203. Engelien-Lahn (oben Nr. 19) Nr. 21. Aus Prietzen und Umgebung; vgl. Hie guet Brandenburg allewege 2, S. 120.
204. Gander (oben Nr. 8) Nr. 190; aus Lahmo.
205. Haaſe (oben Nr. 24) S. 83, nach A. Kuhn S. 147.
206. Hie guet Brandenburg allewege III, S. 3 (W. Specht).
207. Paulitz (oben Nr. 199) S. 68.
208. Handtmann (oben Nr. 150) S. 121.
209. Paulitz (oben Nr. 199) S. 71.
210. Handtmann, Potsdamer Sagen und Märchen, S. 27.
211. Kuhn, Märk. Sagen 1843, S. 133.
212. Handtmann (oben Nr. 106) S. 107.
213. P. Müller (oben Nr. 6) Nr. 4 (nach Handtmann).
214. und 215. Handtmann (oben Nr. 106) S. 126 und 166.
216. Haaſe (oben Nr. 24) S. 95; aus Brunne bei Fehrbellin.
217. Schwartz (oben Nr. 27) S. 95.
218. Haaſe (oben Nr. 24) S. 86, nach Kampe, Geſchichte der Grafen von Ruppin und der Stadt Neu-Ruppin (Hſ. im Beſitz der Pfarrkirchenbibliothek zu Neu-Ruppin) S. 151.
219. Kuhn, Märk. Sagen 1843, S. 119.
220. Handtmann (oben Nr. 150) S. 134.
221. Haaſe (oben Nr. 24) S. 93; aus Fehrbellin.
222. K. Wilke, Monatsblätter des Touriſtenklubs für die Mark Brandenburg, 21. Jgg., 1912, Nr. 1. — Hier ſtark zuſammengezogen.
223. Brandenburgia 12, S. 392 (O. Monke).
224. E. W. Land [E. Weitland, Pinnow Um.], Blicke in das Volksleben der Uckermark, Prenzlau o. J. [1912], S. 104 f.
225. Schwartz (oben Nr. 27) S. 48.
226. George Heſekiel, Wappenſagen 1865, S. 43.
227. Ebenda S. 150.

228. Kunzendorf (oben Nr. 1) Nr. 135.
229. bis 232. George Hesekiel, Wappensagen 1865, SS. 170, 186, 195, 302.
233. O. Monke, Berliner Sagen und Erinnerungen 1911, Nr. 15. Monke hat dafür Alberts, Sagen und Märchen der Vorzeit 1845, mündliche Überlieferung und Papiere des Märk. Museums benützt, wie er mir brieflich mitteilte.
234. Den Kalbsbraten, der „einer armen lüsterigen schwanger Frauen“ versagt wird und versteint „ins Leichhaus der Cöllnischen Kirche“ kommt, erwähnt Hafftiz im Microcronicon Marchicum zum Jahre 1528 (Riedel, Cod. diplom. Brand. IV, 1 S. 92).
235. bis 238. O. Monke (oben Nr. 233) Nr. 42, 7, 21, 22. Monke gibt die Seiltänzersage nach mündl. Überl. in Berlin und im Havellande (dort schon 1865). „Die schwarzen Brüder“ nach Cosmar und anderen. „Schweinskopf“ unter Benützung Beckmanns nach Erkundung an Ort und Stelle. (Briefl. Mitt. Monkes.) Der Schweinskopf ist jetzt dem neuen Hafenbau zum Opfer gefallen. — Der Scharfrichter als Heilkünstler schon bei Hafftiz (Riedel S. 95) vgl. Nr. 234.
239. Mündlich in Niederschönhausen um 1900 von Monke gehört. Das sog. „Grab“ ist der Rest des ehemaligen Eiskellers.
240. Mündlich aus Klein-Machnow; vgl. der Bär 18, S. 430. Andere Sage über das Gutstor (Variante der Hattosage): Schwartz, Bär II, S. 93. — Zu dieser und der folgenden Sage: Pniower, Brandenburgia 19.
241. Mündlich in Klein-Machnow; vgl. Mielke, Brandenburgia 9, S. 16. — Über die Sitte der Totenkronen schon Möser, Patriotische Phantasien, Nr. 39.
242. In Nowawes gehört von O. Monke (um 1905); Brandenburgia 15, 266.
243. v. Schulenburg, Brandenburgia 2, S. 140. Vgl. Bär 1893, S. 432. Die Verwünschte ist in Potsdam unter drei Namen bekannt: „Verwünschte Prinzessin“, „Marmorprinzessin“, „Schlafende Jungfrau“. Nach E. Berts (Brandenburgia 3, 80) ist die Sage schon entstanden im Anschluß an das Denkmal, das früher an der Stelle der Ariadne stand, einer Thetis von Blume, jetzt auf der obersten Terrasse des Orangeriehauses.
244. Handtmann, Potsdamer Sagen und Märchen S. 23 teilt mit, daß das Gedicht von Kopisch, das diesen Inhalt hat, eine wirkliche Potsdamer Überlieferung widergibt; darum wurde hier eine Prosaform versucht.
245. Engelien-Lahn (oben Nr. 19) S. 45.
246. Schwartz (oben Nr. 27) S. 40.
247. Aus Blankensee in Lahn's Material im Märk. Museum; gedruckt Bär 4, S. 37.
248. 29. u. 30. Jahresbericht des hist. Ver. zu Brandenburg a. H. S. 71 f.

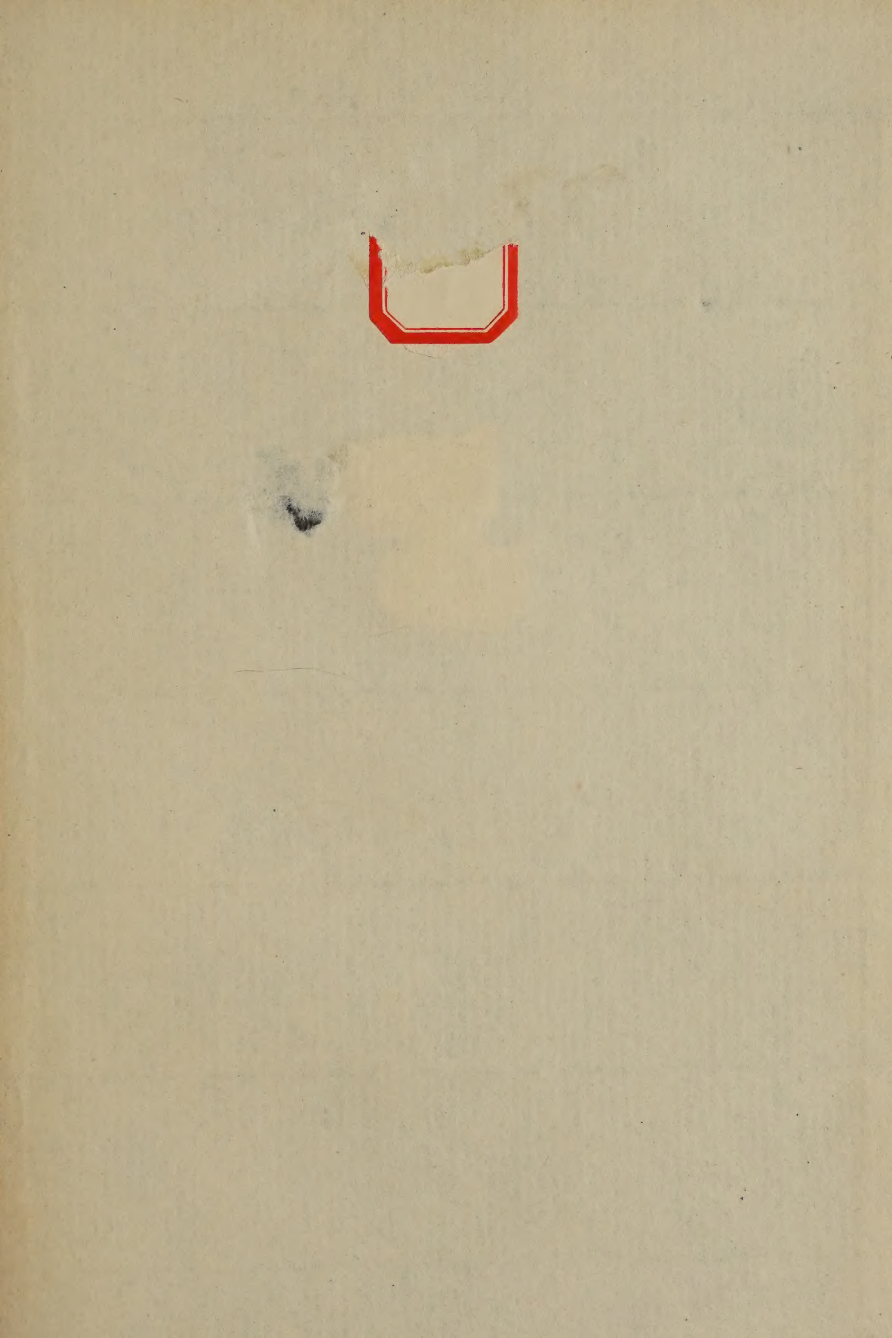
249. Schwartz (oben Nr. 27) S. 137.
250. Kuhn, Märk. Sagen 1843, S. 205.
251. Nach A. Kuhn und A. Rostock „Kloster Lehnin in Geschichte und Sage“, Görlitz 1911, S. 27.
252. Kuhn, Märk. Sagen 1843, S. 74.
253. A. Rostock (oben Nr. 251) S. 13 ff.
254. Herrn O. Monke mündlich mitgeteilt in Blankenburg. Die Krone stammt aus dem Jahre 1711, als Blankenburg zum Königlichen Amt Niederschönhausen gehörte, wie die im Jahre 1894 im Turmknopf aufgefundene Urkunde angibt. 1742 ließ Friedrich II. die Krone vergolden; doch ist von der Vergoldung keine Spur mehr zu bemerken. Eine ähnliche Sage knüpft sich an die Krone auf dem Turme von Teltow („Kronenteltow“), die Kaiser Karl IV. aus gleichem Anlaß gestiftet haben soll.
255. Monke, Brandenburgia 9, S. 414, 12, S. 490, 16, S. 427. Die Schäfersage am meisten verbreitet.
256. Von O. Monke handschr. eingesandt; vgl. Brandenburgia 6, S. 340 und 472. Monke hat, wie er angibt, die Sage aus einzelnen Zügen, die zu verschiedenen Zeiten von verschiedenen Personen erlauscht wurden, zusammengesetzt.
257. Von O. Monke um 1902 in Verlorenort ermittelt.
258. Jahrbuch der Synode Templin 1907, S. 62.
259. Arbeiten des uckermärkischen Museums- und Geschichtsvereins Heft 2, S. 12 (R. Sendke).
260. Lahn's Material im Märkischen Museum; von Lehrer Frenzel aus Treuenbrietzen. Mundart.
261. Ebendaher (Einsender nicht genannt).
262. P. Müller (oben Nr. 6) S. 32; aus Friedeberg.
263. In Peitz ermittelt durch O. Monke. Brandenburgia 15, 104.
264. Haupt, Sagenbuch der Lausitz, N. L. Magazin Bd. 40, S. 356. Gander Nr. 13.
265. Paulitz, Heimatkunde des Kreises Calau, S. 74.
266. Schwartz (oben Nr. 27) S. 88.
267. Ebenda S. 25.
268. 29. u. 30. Jahresbericht des hist. Ver. zu Brandenburg a. H. S. 71.
269. O. Monke, Berliner Sagen und Erinnerungen 1911, Nr. 8, nach mündlicher Überlieferung.
270. Haase (oben Nr. 24) S. 25; aus Dierberg.
271. Faßmann, Leben und Taten des allerdurchlauchtigsten und großmächtigsten Königs Friderici Wilhelmi. Hamburg und Breslau 1735. S. 647.
272. In Mundart aus Blankensee in Lahn's Material im Märkischen Museum.
273. Arbeiten des uckermärkischen Museums- und Geschichtsvereins Heft 2, S. 7; aus Rossow.
274. In Mundart bei E. W. Land (oben Nr. 224) S. 106.
275. Gander (oben Nr. 8) Nr. 319; aus Ögeln. — „Kanell“ aus frz. canaille?

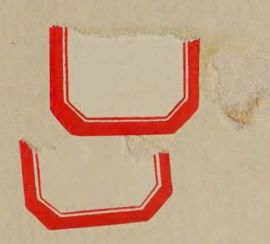
276. Handtmann (oben Nr. 150), erste Aufl. S. 104. Eine einfachere Form derselben Sage nahm v. Schulenburg 1890 aus mündl. Überlieferung auf: Brandenburgia 5, 244.
277. Haupt, N. L. Magazin 1863, S. 356. Gander Nr. 307.
278. P. Müller (oben Nr. 6) S. 31.
279. Gander (oben Nr. 8) Nr. 332; geht auf chronikalische Quelle zurück.
280. Handtmann (oben Nr. 150) S. 175.
281. Kuhn, Märkische Sagen 1843, S. 160. Auch bei Haase, Schwartz u. a.; die Communion der 12 Jungfrauen nur bei Haase (oben Nr. 24) S. 11, aus mündl. Überlieferung.
282. Kunzendorf (oben Nr. 1) Nr. 205.
283. Gander (oben Nr. 8) Nr. 41; von einer 81jährigen Frau in Fünfeichen.

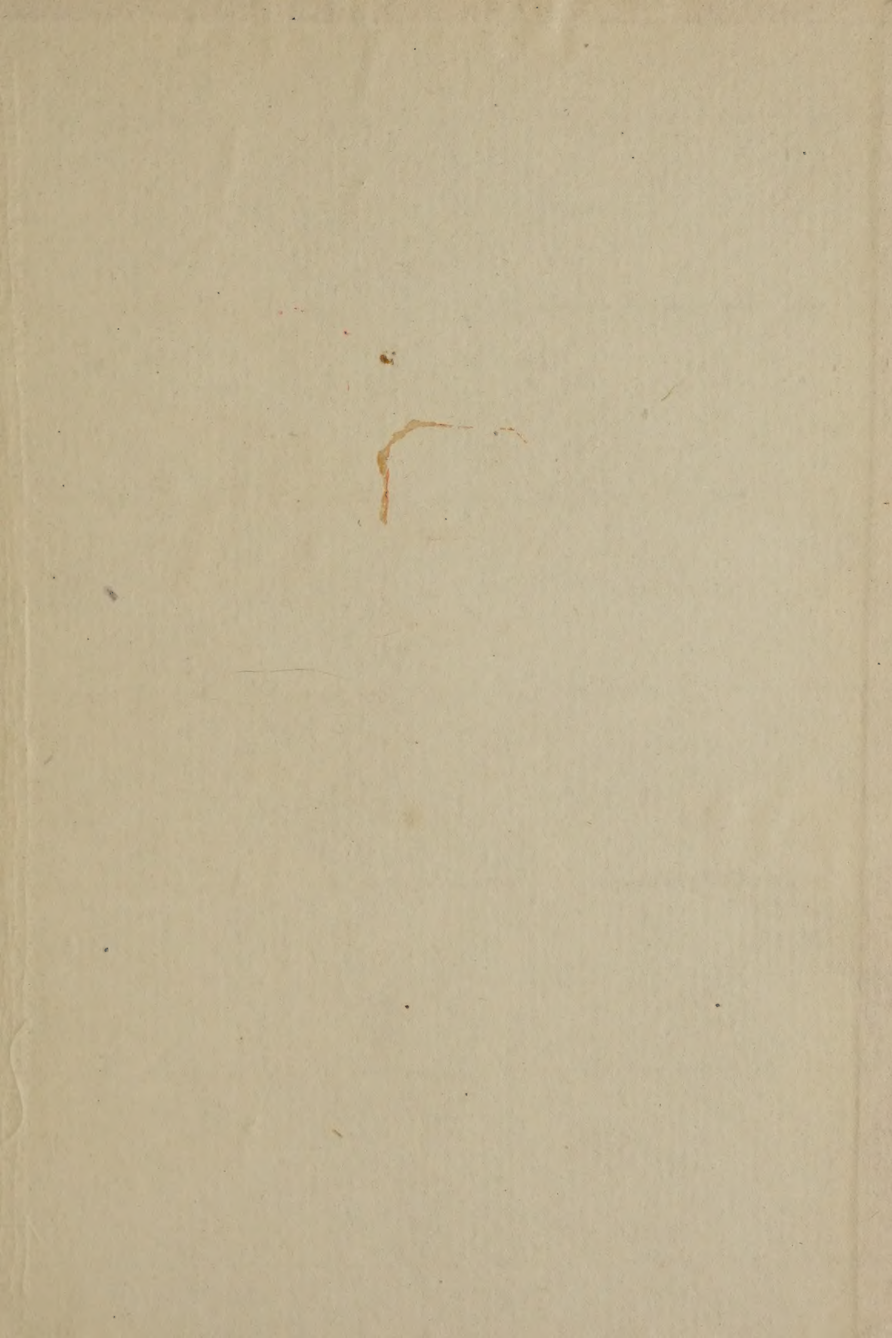
Register der Ortsnamen.

(Die Zahlen verweisen auf die Seiten; Kursivzahlen sind gesetzt, wenn der Ortsname nur in der Anmerkung steht.)

Druck von Julius Booch, Inhaber Otto Landgraf, Werdau i. Sa.








UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 122879296